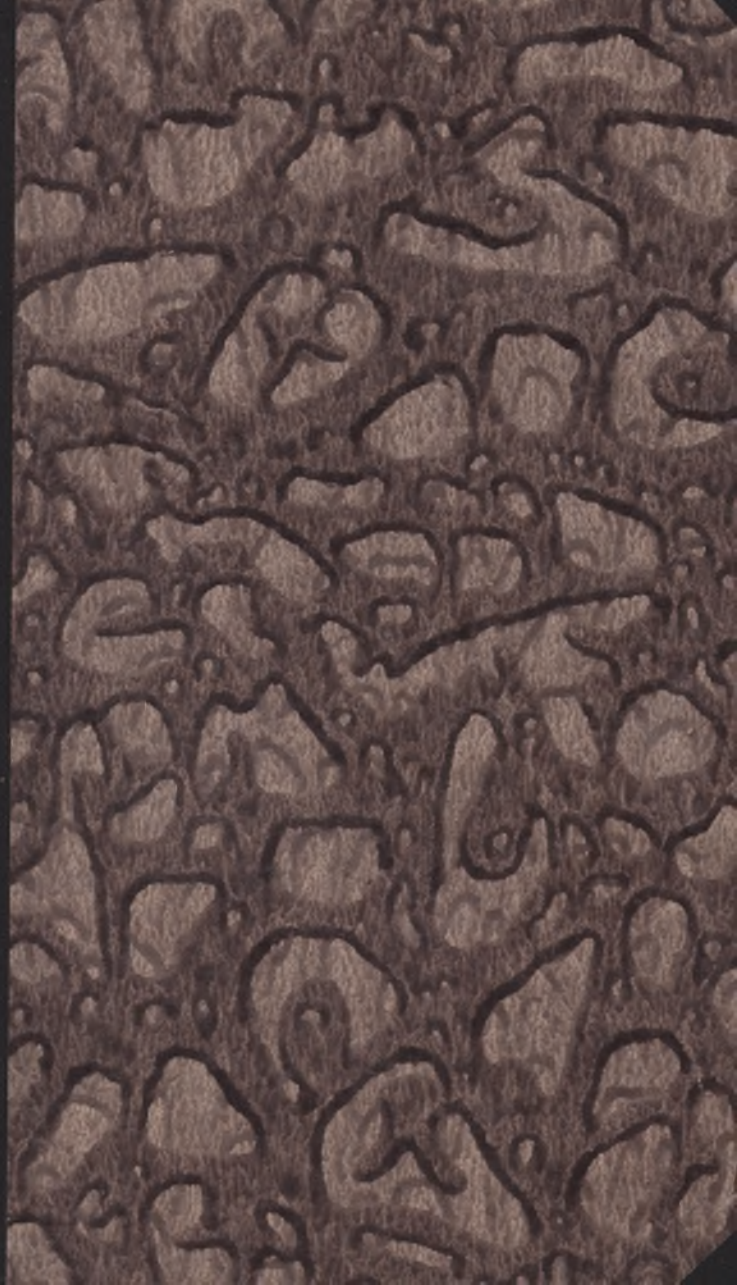




Kleine Geschichten von großen Menschen.

Ein Buch für die Jugend und das Volk
von

Paul Friebe.

Mit zahlreichen Textillustrationen.



Breslau.

Verlag von Franz Goerlich.



5558 S

92

ZBIORY SLASKIE

Akc K M 7 / 72 / 5

Herrn Seminarlehrer
Robert Moser
in Habelschwerdt

in treuer Freundschaft zugeeignet

vom

Verfasser.

Vorrede.

Viele Menschen sehen sich eine Erzählung erst darauf an, ob sie lang ist oder nicht. Ist sie ihnen zu lang, so bleibt sie einfach ungelesen. Doch kurze Sachen finden immer ihre Liebhaber, und für solche ist das vorliegende Buch zusammengestellt, das erstens der Pflege des patriotischen Gefühls und zweitens einer anregenden Unterhaltung dienen soll. Möge es dieselbe liebevolle Beachtung finden, wie des Verfassers frühere Werke „An stillen Sonntagen,“ „In des Jahres Kreise,“ „Allerlei Märchen“ und „Im Wandel des Lebens,“ die in den Volksbibliotheken stets als ausgeliehen verzeichnet sind. Die „Kleinen Geschichten von großen Menschen“ sind tunlichst in der Reihenfolge aufgeführt, in der sie sich zeitlich ereignet haben, ohne jedoch auf Vollständigkeit oder lückenloses Fortschreiten Anspruch zu machen. Mit einem leuchtenden Beispiele der Vaterlandstreue beginnt das Buch, mit der Schlacht bei den Thermopylen, und schließt mit einem eben solchen, mit dem Untergang des deutschen Kanonenbootes „Iltis“ in den chinesischen Gewässern. Möge es jeden Leser zu gleicher Liebe und Treue begeistern: Mit Gott, für Kaiser und Vaterland.

Der Verfasser.

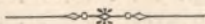
Inhaltsverzeichnis.

Seite

1. Die Schlacht bei den Thermopylen	1
2. Der Ring des Polykrates	5
3. Aster, der Bogenschütze	8
4. Gelimer, der letzte König der Vandalen	8
5. Der Kampf mit dem Löwen	18
6. Die Weiber von Weinsberg	18
7. Der Graf von Falkenstein	21
8. Sein eigen Blut	24
9. Die Jungfrau von Orleans	26
10. Kaiser Sigismund	49
11. Würde des Gelehrtenstandes	50
12. Die Hohenzollern	52
13. Das Goldstück und der Apfel	52
14. Götz von Berlichingen	54
15. Eine tapfere Landesmutter	81
16. Ein Spiel um Tod und Leben	84
17. Die Größe tut es nicht allein	85
18. Könnt Ihr schweigen?	86
19. Ein Geheimnis	87
20. Ein seltsamer Auftrag	88
21. Erst abwarten	92
22. Jar und Bürgermeister	92
23. Einer, der Wort gehalten	94
24. Kaltblütigkeit	95
25. Der Sohn stirbt für den Vater	95
26. Wie der Lilienstein verschenkt wurde	97
27. Tagesordnung eines Kronprinzen	98
28. Der Ball	99
29. Am Sarge des Großen Kurfürsten	100
30. Preussischer Heldennut	101
31. Kurz und gut	101
32. Wie man Dienstboten behandeln soll	102
33. Das Trinkgeld	104
34. Tapferkeit	105
35. Unerfrodenheit	105
36. Seelengröße	106
37. Das Lebeum	108

	Seite
38. Der Rangstreit	108
39. Bei Torgau	110
40. Die Dose	111
41. Der preussische Pfiff	111
42. Seltsames Mißverständnis	114
43. Gute Antwort	115
44. Der alte Fritz und der Schnee	115
45. Der erste Diener seines Staates	116
46. Seydlitz	118
47. Bieten	139
48. Fürstliche Reisen einst und jetzt	143
49. Ein Königswort	154
50. Ein Prozeßhansel	154
51. Belobnte Kindesliebe	156
52. Kaiser Joseph und der Droschkenkutscher	158
53. Ein teurer Marsch	159
54. Der Schäfer von Oggersheim	160
55. Zurechtgewiesener Hochmut	161
56. Königliche Mildthätigkeit	161
57. Gott allein ist der Herr	162
58. Münnichs Hütte	163
59. Der großmüthige Posten	164
60. Gerettet durch ein Paar Stiefel	165
61. Eine Zurechtweisung	166
62. Nelsons Tod	167
63. Um die Königin zu sehen	168
64. Auf der Flucht nach Memel	170
65. Stolze Antwort	171
66. Andreas Hofer	172
67. Kreuz und Schwert	176
68. Eine Prinzessin ohne Krone	180
69. Aus dem Jahre 1813	181
70. Theodor Körner	182
71. Der Teller mit dem Totenkopfe	184
72. Das hölzerne Bein	186
73. Er fand seinen Meister	187
74. Napoleon I. und die Bäuerin	188
75. Napoleon I. als Jäger	188
76. Ein königlicher Kinderfreund	190
77. Wie einer im Schlafe General geworden	190
78. Etwas vom alten Blücher	192
79. Der alte Blücher und sein Sohn	193
80. Wie der alte Blücher gestorben ist	194
81. Ein gefährlicher Bettler	195
82. Echter Mannesmut	196
83. Gefährliche Ehre	196
84. König Wilhelm I. als Quartiergeber	197
85. Für die Mutter	200

	Seite
86. Die Nacht am Rhein	202
87. Saarbrücken	203
88. General und Hornist	204
89. Unser Fritz	205
90. Unter dem Kronprinzen	206
91. Rasch entschlossen	210
92. Fürst Bismarck im Felde	210
93. Die Wache am Brunnen.	212
94. Es war mein Sohn	214
95. Seltene Treue	215
96. Die erste Sedanfeier in Berlin	215
97. Vor Straßburg	218
98. Ein Seegefecht im Jahre 1870	220
99. Das rote Kreuz im Kriege	223
100. Schicksalslaunen	227
101. Im Kaiserichlosse zu Versailles	229
102. Kaiser Wilhelms I. Sparsamkeit	230
103. Kaiser Wilhelm I. auf der Weltausstellung in Paris	233
104. Ein vornehmer Kutscher	233
105. Herzensgüte der Königin von England	235
106. Kaiser Friedrich III. als Führer	235
107. Zum 9. März	240
108. Dem Andenken Kaiser Friedrichs III.	241
109. Bismarcklied	242
110. Generalfeldmarschall Graf Moltke	243
111. Ein hohes Beispiel	247
112. Der Kaiser hilft!	250
113. Kaisersohn und Bierfahrer	252
114. Aus dem Leben unserer Kaiserin	257
115. Zum Geburtstage unserer Kaiserin	261
116. Unser Kronprinz	262
117. Drei Jahr im ewigen Eise	265
118. Untergang des „Itis“	270



Kaiser Wilhelm II.

Ein Lebensbild unseres Kaisers in Anekdoten, heiteren und ernsten Szenen und charakteristischen Zügen von seiner frühesten Kindheit an bis auf unsere Tage.

Dem deutschen Volke und der deutschen Jugend gewidmet von
Max Romanowski.

Mit 33 Abbildungen 1 M., in Bibliotheksband 1,25 M.,
in eleg. Ganzleinenbd. geb. 1,50 M.

„Der Verfasser hat unter Benutzung authentischer Quellen eine stattliche Reihe von Episoden aus dem Kindheitsalter des Kaisers, seinen Studienjahren in Kassel und Bonn, charakteristische Züge aus der Stellung des Herrschers zu Heer und Marine, sowie gegenüber den Veteranen, ferner Jagd- und Reisezenen und endlich solche Anekdoten zusammengestellt, die auf das Kunstempfinden des Kaisers, seinen Humor und ritterlichen Sinn, seine Liebe zu Kindern, seine Tätigkeit als Landesvater und seine allgemein menschliche Wertung helle Streiflichter werfen. Geschichte Gruppierung des reichlich dargebotenen Stoffes, eine schlichtinnige Darstellung und ein warmer Ton nationalen Empfindens, frei von allem Byzantinismus, müssen dem Werke als Verdienst angerechnet werden.“ **P. R.**

Friedrich Wilhelm IV., König v. Preußen.

Bilder aus seinem Leben für Schule und Haus.

Von **Theodor Skardt.**

3., vermehrte Auflage. 174 Seiten. 1 M., geb. 1,50 M.

„Eine kleine, ansprechende Gabe, die das so viel entstellte Bild des edlen Monarchen der deutschen Jugend und dem Volke von neuem lieb und wert zu machen geeignet ist.“ **SS.**

Edle Frauengestalten auf Preußens Königsthron.

Von **August Leja.**

Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Frau Kronprinzessin gewidmet.

Mit Porträttafeln auf Kunstdruckpapier. 189 Seiten. Elegant geb. 1 M.

„Der Verfasser hat Recht, wenn er in seiner Vorrede behauptet, daß die Lebensgeschicke der hohen Frauengestalten auf Preußens Thron zu wenig bekannt sind. In der Schule beschränkt man sich gewöhnlich auf die Kurfürstin Luise Henriette, Königin Luise und unsere jetzige Kaiserin, und doch verdienen es auch alle übrigen Königinnen, daß ihrer gedacht würde. Das kleine Büchlein gibt in seinen kurzen Lebensbildern hierzu hinreichenden Stoff; es wird namentlich unseren Schülerinnen wertvoll sein, daß sie neben dem mehr in die Augen fallenden Wirken der Fürsten auch das stille Walten der Fürstinnen kennen lernen.“

(„Deutsche Lehrerzeitung.“)

Von vielen Königl. Regierungen empfohlen:

Maiiglöckchen, Veilchen und Kornblumen.

Erzählungen und Schilderungen aus dem Leben unseres Kaiserhauses.

Von **Max Hübner**, Königl. Seminardirektor.

- I. Band: Maiiglöckchen.** (Kaiser Wilhelm II. und Kaiserin Auguste Viktoria.) Mit 17 Abbildungen. 6. Aufl. 172 Seiten. 1 M.
II. Band: Veilchen. (Kaiser Friedrich und Kaiserin Viktoria.) Mit 14 Abbildungen. 6. Aufl. 152 Seiten. 1 M.
III. Band: Kornblumen. (Kaiser Wilhelm der Große und Kaiserin Augusta.) Mit 14 Abbildungen. 6. Aufl. 144 Seiten. 1 M.
Jeder Band 1 M., in Bibliotheksbd. 1,25 M. in Ganzleinenbd. 1,50 M.

Im Glanze der Königskrone.

Erzählungen und Schilderungen aus dem Leben unseres Königshauses.

Von **Max Hübner**.

- I. Band: König Friedrich I. und König Friedrich Wilhelm I.** Mit 2 Brustbildern. 4. Auflage. 148 Seiten. 1 M.
II. Band: Friedrich der Große und Friedrich Wilhelm II. Mit 2 Brustbildern. 4. Auflage. 176 Seiten. 1 M.
III. Band: König Friedrich Wilhelm III., Königin Luise und König Friedrich Wilhelm IV. Mit 3 Brustbildern. 4. Auflage. 152 Seiten. 1 M.

Jeder Band 1 M., in Bibliotheksbd. 1,25 M., in Ganzleinenbd. 1,50 M.

„Es ist mir immer eine besondere Freude gewesen, diese ausgezeichneten Jugendschriften recht dringend empfehlen zu können. Wir können unseren Kindern fast keine besseren Vorbilder geben, als diese edlen Gestalten aus dem Hause der Hohenzollern. Zur Belebung des Geschichtsunterrichts sind die Werke unentbehrlich, sie dürfen in keiner Lehrerbibliothek fehlen, ebenso wenig als in einer Familienbibliothek.“

(„Pädag. Warte.“)

Der Große Kurfürst.

Erzählungen und Schilderungen aus dem Leben des Großen Kurfürsten und der Kurfürstin Luise Henriette. Mit einem Brustbild.

Von **Max Hübner**.

2. Aufl. 176 S. 1 M., in Bibliotheksbd. 1,25 M., in Ganzleinenbd. 1,50 M.

„In schlichter, herzgewinnender Sprache entrollt der rühmlichst bekannte Verfasser ein Lebensbild des Großen Kurfürsten und seiner erlauchten Gemahlin Luise Henriette und zeigt die unermüdlige Sorge derselben für ihr Land. Das Buch verdient die wärmste Empfehlung.“

(„Erziehung und Unterricht.“)

Deutsche Treue.

Erzählungen aus der deutschen Sage und Geschichte
von **Max Hübner**, Königl. Seminarbibliothekar.



Der treue Gesand. Illustration aus „Hübner, Deutsche Treue“.

182 Seiten. Preis geheftet 1 M., in Bibliotheksband 1,25 M.

Auf Kunstdruckpapier in größerem Format u. Prachtbd., mit 8 Illustr. 3 M.

Von vielen Königl. Regierungen empfohlen:

Kurfürst und Ritter.

Nach Karl Friedrich von Blödens „**Die Quikows und ihre Zeit**“
erzählt von **Max Hübner**, Königl. Seminardirektor.
150 Seiten. 1 M., in Bibliotheksbd. 1,25 M., in Ganzleinenbd. 1,50 M.

„ . . . Besonders Knaben werden gern und mit Spannung die interessanten Kriegsgeschichten, die in schöne, leicht verständliche Form gekleidet sind, lesen und sich für Kurfürst Friedrich begeistern, der seinem Lande, das durch Zwietracht und Kämpfe der Ritter tief gesunken war, Ruhe und Sicherheit wiedergab. . . .“
(„Jugendshr.-Komm. München.“)

Vom Kuchut bis zur Kaiserkrone.

Erzählungen und Schilderungen aus der preussischen Geschichte.

Von **Max Hübner**, Kgl. Seminardirektor, und **H. Schwachow**, Rektor.
4 Teile. 2. Auflage. Mit vielen Abbildungen.

Jeder Teil geh. 75 Pf., in Bibliotheksband 1 M., in Prachtband 1,25 M.

„Für Jugend- und Volksbibliotheken sehr geeignete Bände. . . . Einer der größten Vorzüge des hier dargebotenen Lesestoffes ist der, daß es zumeist Darstellungen aus zeitgenössischer Feder sind. . . . Die Ausstattung ist gut, der Preis mäßig.“
(„Pädagogischer Jahresbericht.“)

Aus unseres Volkes Vergangenheit.

Erzählungen aus der deutschen Sage und Geschichte.

Ein Lesebuch zur deutschen Geschichte.

Für die Klassenlektüre gesammelt v. **Max Hübner**, Kgl. Seminardirektor.
Zwei Teile. Mit zahlreichen Abbildungen.

Jeder Teil geheftet 75 Pf., in Bibliotheksband 1 M.

„Wie alle von Hübner herausgegebenen Werke zeichnen sich diese durch leichtfaßliche Darstellung und guten Stil aus. Die Erzählungen schildern die Germanen zunächst in frühester Zeit, dann, wie sie mit den Römern aneinandergeraten, wie sich in den Kämpfen der Sieg bald auf diese, bald auf jene Seite neigt. Sie stellen dar in ergreifenden Zügen die Geschichte der germanischen Völkerschaften, die auf den Trümmern des römischen Reiches neue Reiche begründeten, die Einführung des Christentums und seine Ausbreitung in Deutschland, und schließen mit den Franken, unter deren Herrschern Karl der Große als glänzende Sonne sein helles Licht über das von ihm erweiterte Reich leuchten läßt. Mit dem Untergange der Karolinger endet das Werk. Durch die anziehende Schilderung fesselt Hübner die lesende Jugend und unterstützt andererseits, als Klassenlektüre benützt, den Geschichtsunterricht. Wir können das Werk daher nur aufs wärmste empfehlen.“

Bruno Garlepp

Die Paladine Kaiser Wilhelms I.

Die Sammlung, wie jeder einzelne Band bildet ein unvergängliches
Denkmal deutschen Heldentums.

Jeder Band, für sich abgeschlossen und einzeln käuflich, mit Porträt als
Titelbild, geheftet 1 M., in Bibliotheksband 1,25 M., in eleg. Lein-
wandband 1,50 M.

Band I: Der rote Prinz. Lebensgeschichtliche Erzählung über
den Prinzen Friedrich Karl von Preußen. 2., durch-
gesehene Auflage.

Band II: Kronprinz Albert und Prinz Georg, Herzöge in
Sachsen, Feldmarschälle des Deutschen Reiches.

Band III: Fürst Otto von Bismarck, Kanzler des Deutschen
Reiches. 2., bis zum Tode fortgeführte Auflage.

Band IV: Graf Hellmut von Moltke, Generalfeldmarschall.
2., verbesserte Auflage.

Band V: Graf Albrecht von Roon, Generalfeldmarschall.
2., durchgesehene Auflage.

Band VI: Der Löwe von Natchod. (Generalfeldmarschall
von Steinmetz.)

Band VII: Freiherr Edwin von Manteuffel, General-
feldmarschall.

**Band VIII: Freiherr Ludwig von der Tann-Rathsam-
hausen,** königl. bay. General der Infanterie.

**Band IX: Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklen-
burg-Schwerin.**

Band X: Der Sieger an der Eisaine. (General Graf
August von Werder.)

Band XI: August von Göben, königl. preuß. General.

Band XII: Eduard Friedrich von Fransecky, königl.
preussischer General.

Die Sammlung ist durch Verfügung des Herrn Kriegsministers in der
ganzen Armee zur Anschaffung für die Mannschafte-Bibliotheken empfohlen.

Erzählungen aus Schlesiens Geschichte und Sage.

I. Schlesischer Sagenborn.

Eine Sammlung schlesischer
Sagen, unter Mitwirkung
namhafter schlesischer
Schriftsteller herausgegeben
von **Georg Hynkel**.

Mit Buchschmuck von
Hermann Knobloch.

104 Seiten. Broschirt
75 Pf., in eleg. Geschenk-
bande 1,25 M.

Wie Nachklänge aus
traumversunkener Kindheit
tönen die Sagen von ver-
sunkenen Schlössern, vom
Otternkönig, vom Wasser-
mann und dem Gespenst
von Goldberg, die Kunde
von verborgenen Schätzen
und dem Treiben der Erd-
geister in unserer Seele
wieder. Die 20 Sagen
sind wahre Perlen unserer
heimischen Sagedichtung.
Das prächtige Buch sei als
Lektüre für Jugend und
Erwachsene freundschaft-
lich empfohlen.



III. Mein Heimatland!

==== Märchen und Sagen aus Schlesien ====
von **Georg Hynkel**.

Mit Buchschmuck von **Hermann Knobloch**.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Broschirt 75 Pf., in elegantem
Geschenkbande 1,25 M.

In schlichter und doch poesiereicher Sprache geschrieben, durch vor-
zügliche Bilder von Künstlerhand geschmückt, wird diese Sammlung von
sechzehn anmutigen Märchen und Sagen bald ein beliebtes Familienbuch
werden, das auch als Festgeschenk kleinen und großen Kindern Freude
bereiten wird.

Erzählungen aus Schlesiens Geschichte und Sage.

II. Gisco vom Nefte.

Eine Erzählung aus Breslaus großer Vergangenheit
von **Jul. Pederzani-Weber.**

Mit Buchschmuck von Hermann Knobloch.

Broschiert 1,25 M., in elegantem Geschenkbande 1,75 M.



Diese der reiferen Jugend gewidmete Erzählung umkränzt den geschichtlich denkwürdigen Vertrag vom 6. April 1327, durch den das Schicksal des Landes Schlesien unlösbar mit dem des Deutschen Reiches verknüpft wurde. Im Mittelpunkt der Schilderung steht Herzog Heinrich VI. und sein treuer Ratgeber, der Breslauer Kaufmann und spätere Kanzler Gisco vom Nefte. Er, der als Jüngling Herzog Heinrichs Vater aus der Gefangenschaft errettet hatte, war die Triebfeder, daß Breslau nicht polnisch wurde. Durch seinen und noch einiger anderer kerndeutscher Bürger Ruf „Breslau muß für immer deutsch bleiben!“ bewogen, schloß Heinrich VI. jenen Vertrag mit König Johann. Und diese mannhafte Tat des Gisco vom Nefte und der Bürger von Breslau ist wert für alle Zeiten unvergessen zu bleiben. Das ist der Zweck dieser Jugendschrift. Sie entrollt nicht allein ein lebenswahres Städtebild aus dem Mittelalter, sondern schildert auch ein Stück Heimatskunde. Jahrhundert und Menschen, von denen erzählt wird, sind rauh gewesen; das wird niemand leugnen. Es leuchten aber auch in diesen oft blutigen Zeiten die Sterne echter Tugenden, vor allem ein tiefinnerlicher Gottesglaube, warme Liebe zum Vaterland und felsenstarrs Festhalten an deutschem Wesen und deutscher Sitte.

In des Jahres Kreise.

Ein Unterhaltungsbuch für die Jugend,
bestehend aus Gedichten und Geschichten, Märchen und
Sagen, Schilderungen und Festspielen

von **Paul Friebeu.**

Mit Titelbild und zahlreichen Textillustrationen. Geheftet 1,50 M., in
elegantem Ganzleinenbände 2 M.

„Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen. Ein großes Vielerlei läßt Paul Friebeu fortschreitend „In des Jahres Kreise“ vorbeiziehen: Übermüthige Schelmengeschichten, lustige Schnurren, sinnige Blumen- und Tiermärchen, neue Sagen und Legenden, heitere und ernste Geschichten aus allerlei Ländern und Zeiten, von allerlei Menschen, poetische Festspiele, Betrachtungen und Plaudereien, deren Wahrheit und Schönheit viele Kinder erst voll begreifen werden, wenn sie den Ernst und die Bedeutung des Lebens erkannt haben. Das Buch als Ganzes ist der klare Ausdruck einer Persönlichkeit, eines Kinder- und Naturfreundes, dem nicht nur Natur- und Heimatliebe in hohem Grade eignet, sondern der auch Sehen, Verstehen und Lieben lehrt. Ein stilles Buch, das bei der schönen Ausstattung auch ohne Spannungskitzel seinen Weg in Schul- und Hausbüchereien machen wird.“

(„Schulfreund.“)

Allerlei Märchen.

Für unsere Jugend von

Paul Friebeu.

Mit Buchschmuck von Gadsjo Weiland.

1,50 M. Elegant geb. 2 M.

„Paul Friebeu, dem wir das naturfrische Buch „In des Jahres Kreise“ verdanken, schenkt uns hiermit eine neue Gabe seiner Erfindungs- und Erzählerkunst. Wenige verstehen es, mit solch hellen Sinnen in die Natur hineinzusehen und zu horchen, wie der Dichter dieser 33 Märchen. Er kennt die Empfindungswelt jedes Grashalms am Wege, er erlauscht die Sprache von Grille und Schnecke, von Dunkel Maulwurf und Reineke Fuchs, von Rabe und Zaunkönig, von Goldammer und Meister Eichhorn und verdolmetscht sie mit solcher Illusionskraft, daß man sich am Schlusse jeder Erzählung fragt: Hab' ich nun Wahrheit oder Dichtung vernommen? Und wie viele Lebensweisheiten lächeln dem Leser entgegen aus all den muntern und ernstern Erlebnissen der Tierwelt, bei der es beinahe geradeso zugeht wie bei den bald verständigen, bald törichten Menschlein! Ein besonderer Vorzug dieser Märchen — vielleicht weniger beabsichtigt — scheint mir noch darin zu liegen, daß sie in unübertrefflicher Art in tausend Geheimnisse der Naturdinge einführen und so Verständnis und Liebe zur Natur wecken, wie es dem besten „Leitfaden“ unmöglich gelingen kann. Das Buch bedeutet in jeder Hinsicht eine wertvolle Bereicherung unserer Jugendliteratur.“

(„Augsburger Postzeitung.“)

„Auch ich war einst ein König,
Trug eine goldne Krone,
Und weiche Polster lagen
Auf meinem reichen Thron.
Mir dienten wackre Helden
Und Knappen nimmermüd';
Durch hohe Säle hallte
Der Säng' er hehres Lied.

Nun ist mein Reich der Kerker,
Mein Thron der harte Stein
Und allerlei Gewürme
Ist die Gesellschaft mein.
Mein Säng' er ist das Käuzchen,
Das in der Luke schreit,
Mein Tapezier die Spinne
In staub'ger Herrlichkeit.

Doch nützt es nichts, zu klagen
Vor dir, du harter Mann;
Vor tauben Ohren reden,
Bergeblich ist's getan.
Doch eins bedenk', o Kaiser,
Du siehst's an mir erfüllt:
Es ist der Menschen Glück nur
Ein trugvoll Wüstenbild.

Du, der in stolzer Größe
Heut auf dem Throne prangt,
Erwäge, daß das Rünglein
Der Schicksalswage schwankt.
Auch du kannst einmal fallen,
Wie ich gefallen bin;
Auch über deine Besten
Kann einst der Pflug h' nziehen.

Du nahmst mir Land und Krone,
Du raubtest all mein Glück;
O gib vor allem eins nur,
Die Freiheit mir zurück!
Sieh, deine Silberkette,
Sie drückt nicht minder schwer,
Als wenn der Glieder jedes
Aus rauhem Eisen wär'.

Was kann ich dir wohl schaden,
Ich völkerloser Mann?
Erschlagen auf der Walfstatt
Liegt all mein Heeresbann.
Den letzten eines Stammes,
Der auslosch wie ein Licht,
Den letzten der Vandalen,
Den fürchte, Kaiser, nicht!

Am Ende deines Reiches
Gönn' mir ein Gütchen klein
Da will ich ruhig leben
Und ruhig schlafen ein.
Das ist's allein, o Kaiser,
Was noch mein Herz begehrt;
Gott geb', daß meine Bitte
Verhallt nicht ungehört!"

Da kommt den harten Kaiser
Ein seltsam Rühren an;
Ein Wink: die Silberketten,
Sie werden abgetan.
„Die Bitte sei gewährt dir!
Steh auf, Vandalenheld!
Frei bist du wie der Vogel,
Geh hin, wo dir's gefällt!"

Und Gelimer erhielt wirklich von Justinian ansehnliche Güter in Galatien, wo er auch gestorben ist. Das Volk der Vandalen aber verlor sich spurlos unter den anderen Einwohnern Afrikas.

Der Kampf mit dem Löwen.

Als der stärkste Ritter im Heere Kaiser Heinrichs IV. galt Wiprecht von Groitzsch. Einmal — es war zu Verona in Oberitalien — gelüstete es den Kaiser, die vom ganzen Heere gepriesene Körperkraft und Tapferkeit des Ritters auf die Probe zu stellen, und er ließ ihn zu sich entbieten.

Als aber der Ritter in den Vorhof des Palastes trat, sah er sich plötzlich einem frei umhergehenden Löwen gegenüber, den Kaiser Heinrich dorthin hatte bringen lassen. Doch Wiprecht kam nicht aus der Fassung. Er winkte seinem mit ihm eingetretenen Knappen, zurückzubleiben, und ging allein auf das Tier los. Zunächst warf er ihm seinen Mantel über den Kopf. Während nun der Löwe sich bemühte, diese Hülle abzustreifen, drückte ihn Wiprecht mit seiner Riesenkraft zu Boden. Dann ließ er ihn die Macht seiner Fäuste so nachdrücklich empfinden, daß das Tier auf einen ferneren Kampf verzichtete und eiligst die Flucht ergriff.

Von einer Galerie aus hatte der Kaiser mit seinem Hofstaate dem Kampfe zugeesehen und war nicht wenig über den seltsamen Ausgang erstaunt.

Der Ritter von Groitzsch hatte zuerst die gefährliche Begegnung für einen bloßen Zufall gehalten. Als ihm aber die Wahrheit kund getan wurde, war er mit Recht entrüstet und wollte mit seinem Heerbanne nach Hause zurückkehren. Nur mit Mühe gelang es den kaiserlichen Räten, ihn wieder zu beschwichtigen. Kaiser Heinrich IV. aber wußte den Tapferen durch reiche Belohnungen bald von neuem an sich zu fesseln.

Nach vielen kriegerischen Heldentaten und Kreuz- und Querzügen trat der Löwenbesieger am Abend seines Lebens in das von ihm selbst gestiftete Kloster Begau ein, wo er am 22. Mai 1124 sein ruhmreiches Leben beschloß.

Die Weiber von Weinsberg.

Im Jahre 1140 belagerte König Konrad III., der erste Hohenstaufe auf dem deutschen Thron, die Stadt Weinsberg in Schwaben, weil sie zu seinen erbitterten Gegnern, den Welfen, hielt. Die Besatzung der Stadt verteidigte sich aufs tapferste,



Die Weiber von Weinsberg.

denn sie hoffte von Tag zu Tag auf Entsatz. Am 15. November hatte die Belagerung begonnen, aber erst am 21. Dezember erschien Graf Welf VI., der Bruder Heinrichs des Stolzen von Bayern, mit einem Heere vor Weinsberg, um die Belagerer zu vertreiben, und es kam zu einer heißen Schlacht.

„Sie Welf! Sie Waiblingen!“ gellte der Kampfesruf, und Schwerter und Schilde, Lanzen und Streitkolben trafen gar grimmig zusammen.

„Sie Welf! Sie Waiblingen!“

Welf hieß des Bayernherzogs Bruder, wie oben schon angeführt wurde; Waiblingen oder Waiblinger aber nannte man die Hohenstaufen von einem neu erworbenen Besitze, der Stadt Waiblingen in Schwaben.

Die Welfen waren tapfer und todeskühn. Sie hatten jedoch vor Weinsberg einen Gegner gefunden, der ihnen mindestens gewachsen war. Über den hartnäckigen Widerstand der kleinen Stadt aufs höchste erbittert, glich König Konrad einem gereizten Löwen, dessen Angriff kein Feind widerstehen kann. Grimmig drang er gegen die anrückenden Welfen vor und schlug sie nach tapferer Gegenwehr in die Flucht.

Damit war aber auch das Los für die arme Stadt gefallen. Sie mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben, und der erzürnte König verurteilte die gesamte männliche Besatzung zum Tode. Die Frauen aber sollten frei ausgehen und noch soviel von ihrer liebsten Habe mitnehmen dürfen, als sie auf ihrem Rücken und in ihren Armen fortbrächten.

Über diesen harten Urteilspruch erhob sich zuerst lautes Weinen und Klagen in der unglücklichen Stadt. Dann aber ward es mit einem Male ganz still und ruhig, und die Belagerer sagten zueinander: „Nun haben sie sich in ihr Geschick ergeben.“

Als aber die Stunde der Übergabe gekommen war, da öffnete sich knarrend das Thor, und heraus schritten in langem schwerfälligem Zuge die Frauen von Weinsberg. Den tapfern Waiblingen blieb vor Staunen der Mund eine Weile offen stehen. Denn jede Frau hatte zwei Köpfe, und ein Kopf sah immer über den andern herüber, und der Kopf, der herübersah, war ein Mannskopf. Ein einziger Schrei der Entrüstung ging durch des Königs Heer:

„Die Weiber tragen ja ihre Männer mit fort! Das darf nicht sein! Das ist gegen das Abkommen! Die Mannschafft ist zum Tode verurtheilt und muß in der Stadt bleiben!“ Und schon sprangen die ersten Soldaten vor und wollten die Männer herunterreißen.

Da sprengte aber König Konrad auf seinem Schimmelhengste vor und rief den Übereifrigen ein donnerndes Halt zu. „Laßt die Frauen unbehelligt ihres Weges ziehen!“ sprach er. „Sie haben ihr Liebstes aus der Stadt getragen, mögen sie es behalten. Ein Königswort soll man nicht drehen und deuteln!“

Zum Andenken an diese Begebenheit nannte man seither das Schloß zu Weinsberg die „Burg Weibertreu“. Ein altes Bild in der Stadtkirche erinnert gleichfalls an den Vorfall.

Der Graf von Falkenstein.

Nach dem Tode Kaiser Friedrichs II. aus dem glorreichen Herrscherhause der Hohenstaufen trat für Deutschland eine verhängnisvolle Zeit ein. Ausländer ohne Macht und Einfluß führten den Kaisertitel, während im Innern Unordnung und Gesetzlosigkeit herrschten. Man nennt diese Zeit das Interregnum oder Zwischenreich. Sie dauerte von 1250—1273, also 23 Jahre. In dieser „kaiserlosen, schrecklichen“ Zeit suchten die Fürsten auf Kosten ihrer Nachbarn ihren Landbesitz zu vergrößern. Da gab es Krieg und Fehden ohne Ende. Dabei wurden rücksichtslos Dörfer und Höfe abgebrannt und die Ernten vernichtet. Und was der Krieg noch ließ, das verdarb die Jagd. Wer die Macht hatte, konnte sich ungestraft alles erlauben. Eine starke Faust war das einzige Gesetz, das man noch achtete. Die Ritter bauten sich feste Burgen an den Ufern der schiffbaren Flüsse, an den verkehrsreichsten Landstraßen und trieben Raub und Wegelagerei. Sie plünderten die Schiffe und Wagen der Kaufleute und schleppten diese selbst in ihre finsternen Burgverließe, aus denen sie nur gegen ein hohes Lösegeld wieder freigelassen wurden. Ganz Deutschland seufzte nach einem Retter aus solchem Elend, und der Retter kam.

Im Jahre 1273 traten die Kurfürsten zusammen und wählten Graf Rudolf von Habsburg, einen zwar nicht sonderlich begüterten,



Kaiser Rudolf von Habsburg.

aber tapfern, klugen und frommen Herrn zum Kaiser von Deutschland. Dessen erste und hauptsächlichste Sorge war die Wiederherstellung des Friedens im Lande. Die Raubritter lachten zwar anfangs, als sie das Gesetz vom Landfrieden lasen und darin die Stelle fanden, daß jeder, der noch fernerhin Raub und Wege- lagerei betreibe, ganz gleich ob Ritter oder Knecht, den schimpf- lichen Tod durch den Strang erleiden solle. Aber der Kaiser machte bittern Ernst. Mit Heeres- macht zog er durch das ganze Reich und hielt strenges Gericht über den Raubadel. Ließ er doch allein in Thüringen 29 Raub- ritter aufhängen und 66 Burgen zerstören. In Franken und am Rhein bezwang er in einem einzigen Jahre über 70 Raub- schlösser. Da wurde den Herren vom Stegreif doch Angst, und viele demüthigten sich und baten um Gnade. Andere aber trosteten auf die Unein- nehmbarkeit ihrer Felsenburgen

und trieben das alte Handwerk weiter.

Zu letzteren gehörte auch Graf Rupert von Falkenstein, dessen Burg kühn wie ein Adlernes an einem Felsen des zerklüfteten Etschtales in Südtirol hing. Er fuhr trotz des kaiserlichen Ver- botes emsig fort, vorüberziehende deutsche und italienische Kauf- leute auszuplündern und gefangen zu setzen.

Da kommt eines Tages des Kaisers Herold mit weißem Fähnlein vor die Burg geritten. Er stößt in die Trompete, und

Graf Rupert erscheint auf der Zinne. „Graf von Falkenstein,“ beginnt der Herold, „Ihr seid beschuldigt, den Landfrieden gebrochen zu haben, indem Ihr friedliche Kaufleute auf offener Straße angefallen, sie ihrer Waren beraubt und gefangen gesetzt habt. Mein Herr, der Kaiser Rudolf, ladet Euch daher vor seinen Richterstuhl. Wosfern Ihr ihm aber trotzig den Gehorsam verweigern solltet, will er Euch mit Fehde überziehen, Eure Burg dem Erdboden gleichmachen und Euch und Eure Spießgesellen wie gemeine Räuber hängen lassen. Dies seine eigenen Worte, nun richtet Euch danach!“

Graf Rupert lacht nur höhnisch bei dieser Botschaft. Meine Burg ist stark und fest, denkt er, und die Etsch gar tief und breit. Da mag der Kaiser ruhig kommen. Er läßt einen hänsenen Strick bringen und wirft ihn dem Herold zu mit den Worten: „Sagt Eurem Herrn, dem armen Schweizergräselein, dem Krämerkaiser, der Graf von Falkenstein lasse ihn grüßen und schicke einstweilen den Strick, mit dem er gehangen sein will.“

Der Herold schiebt den Strick in seine Tasche und reitet schweigend von dannen. Der Graf aber setzt seine Burg in Verteidigungszustand und schickt nach seinen Freunden, dem Bogt von Geierstein und dem Grafen von Drachenring. Die Herren kommen, und Graf Rupert spricht: „Nun kann der Tanz losgehen!“

Und er geht los. Wenige Tage später zieht Kaiser Rudolf mit seinem starken Heere das Etschtal herab. Vor dem Falkenstein macht er Halt. Zwischen ihm und der Burg saust der reißende Strom dahin, über den weit und breit keine Brücke führt. Es sieht wirklich aus, als sei der Falkenstein uneinnehmbar. Drüben steht das Raubritterfleeblatt auf der Burgwarte und höhnt und lacht. Aber Kaiser Rudolf verzagt nicht. Mit ihm ist Gott und die gerechte Sache, und er hebt seine Hände auf und betet: „O Herr, gib doch nicht zu, daß dieses wilde Wasser den Lauf des Rechtes hemme! Sieh, mein Roß trug einst dich und deinen Priester durch des Gießbachs Fluten, hilf du mir nun durch dieses Wasser!“

Da rollt es wie Donner durch die Berge, die Erde zittert und bebt, minutenlang saust ein wilder Sturm durch das Thal. Dann ist alles still, totenstill. Was ist geschehen? — Endlich kommt ein Bote und erzählt, flußaufwärts sei ein Berg ins

Rutschen gekommen und die niedergestürzten Felsen- und Schuttmassen hätten das ganze Etschtal abgesperrt. Die Etsch sei in ihrem Laufe aufgehalten und wachse hinter den Trümmern zu einem See an. Die unteren Wasser aber flössen, wie einst der Jordan, ins Meer ab und ließen das trockene Bett zurück. Der Kaiser tritt aus seinem Zelt, sieht, wie der Fluß zusehends sinkt und blickt dankend zum Himmel auf. Am Abend ist das Wasser schier abgelaufen, nur einige Tümpel stehen noch. Sterbende Fischlein wälzen sich auf dem trockenen Sande. In der Nacht überschreitet der Kaiser den Fluß und steht vor der Burg. In aller Stille werden die Sturmleitern an die Mauern gelehnt, die Soldaten klettern flink wie die Katzen hinauf, und als der verschlafene Turmwart ins Horn stößt, ist die Burg schon in den Händen der Feinde.

Fluchend und scheltend springt Graf Falkenstein aus dem Bett und eilt in den Hof. Ihm folgen die beiden Freunde. Am Tore steht ein unheimlicher Mann mit rotem Mantel. In der Rechten hält er eine lodernde Fackel, in der Linken einen Strick. Es ist der Henker. „Kennt Ihr diesen Strick, Graf Rupert von Falkenstein?“ spricht er. „Ihr äußertet den Wunsch, mit ihm gehangen zu werden. Nun wohl, der Kaiser gedenkt Euren Wunsch zu erfüllen. Betet still ein Vater unser, Graf Falkenstein, und auch Ihr, Vogt von Geierstein, und Ihr Graf Drachenring; Euer Stündlein hat geschlagen.“

Zwar wollten sich die drei zur Wehr setzen, aber sie waren im Augenblick überwältigt und gebunden. Die aufgehende Sonne fand sie leblos im Torbogen über der Zugbrücke hängen.

So schaffte Kaiser Rudolf das Unrecht aus seinen Landen.

Sein eigen Blut.

Zur Zeit als England und Schottland noch nicht unter einer Krone vereinigt waren, kämpfte ein schottischer Edelmann, namens Bruce (spr. Bruhs), unter englischer Fahne gegen seine eigenen Landsleute. Das Unwürdige und Treulose seines Benehmens kam ihm erst durch folgenden Vorfall zum Bewußtsein.

Nach einer der zahlreichen Schlachten, die zwischen den beiden Nachbarvölkern ausgefochten wurden, und in der Robert Bruce

wesentlich zum Siege der Engländer beigetragen hatte, setzte er sich, noch ganz mit dem Blute erschlagener Schotten bedeckt, zum Essen nieder; und so oft er mit einem Bissen zum Munde fuhr, sah es aus, als esse er das Blut von seinen Fingern mit. Da hörte er, wie ein englischer Ritter zu einem andern sagte: „Sieh mal diesen Schotten; er ißt sein eigenes Blut!“

Robert wurde bleich wie der Tod. Das Blut, das an seinen Händen klebte, war das seiner braven Landsleute, also gewissermaßen das seinige. Zu seiner tiefsten Beschämung mußte er sich eingestehen, daß der Engländer recht hatte, ihn mit einem Ungeheuer zu vergleichen, das seinesgleichen mordet. Während die tapferen Stammesgenossen wie Löwen gegen ihre Unterdrücker kämpften, unterstützte er die letzteren, die ihn, wie er eben gesehen hatte, seiner unnatürlichen Handlungsweise wegen verachteten.

Er ließ das Essen augenblicklich stehen und suchte die nächstgelegene Kirche auf. Dort vergoß er viele Tränen und bat Gott inbrünstig um Verzeihung der schweren Schuld des Vaterlandsverrates, den er begangen hatte. Zugleich tat er den feierlichen Schwur, von nun an alle Kräfte für die Befreiung Schottlands einzusetzen.

Von derselben Stunde an verließ er das englische Heer und kehrte in die heimatischen Berge zurück. Bei der ersten günstigen Gelegenheit griff er die Engländer an. Oft besiegt, verzagte er doch nie. Er besaß einen Feuergeist, einen starken Willen und einen unerschütterlichen Mut. Er galt als der stärkste Mann und der beste Krieger nicht bloß in Schottland, sondern auf der ganzen Insel Großbritannien.

Seiner Tapferkeit und Ausdauer gelang es wirklich, die Engländer aus dem Lande zu jagen, das sie so lange unterdrückt und gefnechtet hatten. Zuletzt glänzte die Königskrone auf seinem Haupte, und nach wilden Kämpfen und blutigen Schlachten regierte er auf Schottlands Thron als einer der besten und weisesten Herrscher, die dieses Land besessen hat.

Die Jungfrau von Orleans.

Frei nach Schiller erzählt, also nicht historisch getreu.

I.

Man schrieb das Jahr 1428. Über Frankreichs schönen Fluren lag das Licht eines herrlichen Sommerabends. Die Vögel sangen in den Bäumen, die Mücken tanzten in der Luft, Bienen umsummten die blühenden Hecken und Sträucher — alles wie sonst. Aber die Menschen waren nicht wie sonst. Stumm und gedrückt schlichen sie dahin, denn schwer lag die schreckliche Geißel des Krieges auf dem schönen Lande.

In das stille Tal der Champagne, in dem das kleine Dörfchen Domremy lag, war der wilde Lärm der Waffen allerdings noch nicht gedrungen. Aber die Gefahr kam doch immer näher, und das erfüllte die Herzen der Menschen mit lähmendem Entsetzen.

Unter einer hohen alten Eiche, um die sich eine einfache Holzbank zog, saß der alte Bauer Thibaut (spr. Tibo), ein Landmann, der in Ehren grau geworden war, und plauderte mit einigen seiner Nachbarn von den schlimmen Zeiten.

„Ja, ja, liebe Nachbarn!“ sagte er. „Heute sind wir noch freie Leute, noch Herren des Bodens, den unsere Väter pflügten. Wer weiß aber, wer morgen schon über uns befiehlt. Schon haben die Engländer und Burgunder Paris eingenommen, und die Königskrone von Frankreich trägt ein fremder Prinz, während unser angestammter Herrscher, Karl VII., enterbt und flüchtig durch sein Reich irrt. Rings brennen Städte und Dörfer. Immer näher dringt der Greuel des Krieges auch unsern friedlichen Tälern.“

„Ja, ja,“ seufzte Nachbar Stephan, ein kleiner alter Mann, „die Burgunder können jeden Tag kommen.“

„Daß die Burgunder der Kuckuck hole!“ fuhr da Nachbar Claude (spr. Klod) auf, ein junger, hitziger Mann. „Ich finde es schändlich von Herzog Philipp, den man den Guten heißt, daß er, der selbst ein Franzose ist, unseren Feinden, den Engländern, beisteht. Stände er auf unserer Seite, wo er von Rechts wegen hingehört, dann hätten wir die Engländer schon längst über den Kanal zurückgetrieben.“

„Es ist wahr!“ nahm jetzt ein dritter Nachbar, Raimund mit Namen, das Wort. „Es ist wahr, ja, ja! Aber wer kann richten



Domremy in der Champagne.

über die Streitigkeiten der Großen! Herzog Philipp haßt unsern König, weil dieser einen Edelmann an seinem Hofe duldet, der den Vater des Herzogs ermordet haben soll.“

„Mögen sie sich hassen, wenn sie Zeit dazu haben!“ rief der rasche Claude. „Im Angesichte des Feindes aber sollten sie wenigstens Frieden halten. Statt dessen verbindet sich der Herzog gar mit den Feinden. Aber diese treulose Handlungsweise wird sich einmal bitter an ihm rächen. Wenn die Engländer Frankreich haben werden, nehmen sie ihm auch sein Burgund.“

„Frankreich wird nie an England fallen!“ sagte da plötzlich eine tiefe, wohlklingende Frauenstimme, und hinter dem Baume hervor trat ein junges, schönes Mädchen von etwa 17 Jahren. Sie hatte große, schwärmerische Augen und trug einen Hirtenstab in der Hand.

„Ach, du bist's, Johanna!“ sprach Vater Thibaut unwillig zu ihr, seiner jüngsten Tochter. „Wie du uns erschrocken hast! Frankreich wird nie an England fallen, sagtest du? Wir wollen es hoffen, doch so gewiß ist das keineswegs.“

„Es ist gewiß! Ich weiß es!“ entgegnete fest das Mädchen. „Die heilige Jungfrau in der Bergkapelle hat es mir gesagt!“ Damit nickte sie den Männern einen freundlichen Gruß zu und ging ins Haus.

„Was ist denn mit Eurer Tochter, Nachbar Thibaut?“ fragte Stephan, dem hohen, schlanken Mädchen erstaunt nachsehend. „Sie sah ja aus wie eine Seherin, wie eine gottbegeisterte Prophetin!“

„Ich kann sie selbst nicht mehr verstehen!“ sprach Vater Thibaut. „Sie hatte ja immer etwas Seltsames an sich. Von früher Jugend an mied sie die Gesellschaft ihrer Schwestern und anderer Mädchen. Sie ruhte nicht eher, bis ich sie zur Hüterin meiner Schafherde einsetzte. Einsam strich sie von da an mit ihren Schutzbefohlenen durch Berg und Thal. Gewöhnlich pflegte sie still vor sich hinzusinnen. Manchmal betete sie auch oder sang fromme Lieder. Für die heilige Gottesmutter hegt sie, seit sie denken kann, eine schwärmerische Verehrung. Da oben in der Bergkapelle ist ihr liebster Aufenthalt. Seit einiger Zeit aber ist das stille, schüchterne Mädchen ganz verändert. Ihr Auge funkelt in Begeisterung, ihr Gang ist männlich kühn. Sie erzählt häufig von schönen Traumbildern, in denen ihr die Mutter Gottes erscheint.“

„Sehr merkwürdig!“ meinte der alte Stephan und schüttelte den Kopf.

„Noch merkwürdiger ist das,“ fuhr der Vater Johannes fort, „daß auch ich seit kurzem recht beängstigende Träume habe. Schon dreimal sah ich Johanna zu Reims auf dem Königsstuhle sitzen mit der Krone auf dem Haupte und dem Herrscherstabe in der Hand. Und alle Fürsten, Grafen und Bischöfe, ja der König selbst, neigten sich vor ihr.“

Da lachte der junge Claude lustig auf: „Ei, Vater Thibaut, solche Anzeichen sind doch eher alles andere als beängstigend!“

„Für mich sind sie beängstigend!“ versetzte ernst der Greis. „Was hat ein Bauernkind auf dem Königsthrone zu schaffen? Ich kann mir nicht anders denken, als daß das Mädchen hoffärtige, hochmütige Gedanken hegt. Das beweisen schon ihre stolz blitzenden Augen, und der liebe Gott will mich im Traume vor dem aus stolzer Gesinnung entspringenden Unheil warnen. Denn Hochmut kommt vor dem Fall. Die Hoffart hat die Hölle geschaffen. Ohne sie lebten wir noch im Paradiese.“

„Nachbar Thibaut,“ sprach da Raimund, „wenn Ihr eure Johanna hoffärtig scheltet, seid Ihr meiner Ansicht nach sehr im Irrtum. Das glaube ich nun und nimmermehr. Im Gegenteil beweist sie auf jede nur erdenkliche Weise ihre Demut. Willig dient sie ihren Schwestern, die an Verstand, Herzensgüte und Schönheit weit hinter ihr zurückstehen. Ohne Murren verrichtet sie die niedrigsten Arbeiten im Hause, im Stalle, auf dem Felde. Sie pflegt die Kranken, sie hilft den Armen, wo sie nur kann. Nein, so etwas tut kein Hoffärtiger. Der Hoffärtige verachtet seine Mitmenschen.“

Vater Thibaut nickte während dieser Verteidigungsrede mehrmals mit dem Kopfe, aber er schien noch lange nicht überzeugt zu sein. Sinnend schaute er vor sich nieder.

Da nahte ein neuer Gast der schattenspendenden Eiche, ein junger Bauer im Sonntagsgewande, während die andern ihre Werktagssittel anhatten. Seltsamerweise trug der Ankommende einen prachtvoll gearbeiteten silberglänzenden Helm in der Rechten.

„Aber Bertrand,“ rief ihm sein Freund Claude spottend entgegen, „was ist denn mit dir? . . . Du willst doch nicht etwa unter die Soldaten?“

„Wegen des Helmes, meinst du?“ entgegnete jener lachend. „O nein! Weiß selber kaum, wir mir das Ding da in die Hand geriet. Ich hatte eisernes Gerät zu kaufen, deshalb ging ich heut auf den Markt nach *Vaucouleurs* (spr. *Wokulär*). Ich fand ein großes Gedränge in der Stadt, denn viel flüchtiges Volk war von *Orleans* her eingetroffen. *Orleans* ist nämlich von den Feinden eingeschlossen.“

„Also auch diese große Stadt!“ riefen die Zuhörer schmerzlich bewegt.

Bertrand aber fuhr fort: „Als ich mir nun Bahn mache durch das Menschengewühl, tritt auf einmal eine Zigeunerin mit diesem Helme zu mir und spricht: Gesell, Ihr suchet einen Helm, ich weiß es. Da, nehmt ihn! Um ein Geringes steht er Euch zu Kauf. — Was soll mir der Helm? sprach ich. Geht zu den *Landstnechten* damit. — Ich bin ein einfacher Landmann und brauche keinen Helm. — Sie aber ließ nicht ab und bat mich, doch einmal zu betrachten, wie schön der Helm sei. Da nahm ich ihn und fand ein Meisterstück der Waffenschmiedekunst. Trotzdem aber hätte ich ihn nicht behalten. Doch als ich ausblickte, ist das Zigeunerweib verschwunden — spurlos, und mir blieb der Helm.“

Unterdessen war *Johanna*, von den Männern unbemerkt, wieder unter die Eiche getreten. Ihr dunkles Auge blitzte, und ihre Wangen glühten vor Erregung.

„Gebt mir den Helm, Nachbar Bertrand!“ bat sie.

„Ihr scherzet!“ entgegnete Bertrand. „Was sollte Euch der Helm, *Johanna*? Das ist kein Schmuck für ein jungfräuliches Haupt.“

Johanna aber hatte bereits danach gegriffen und riß das Waffenstück heftig an sich.

„Mein ist der Helm!“ rief sie, und ihre Augen flammten. „Mir gehört er zu! Die heilige Jungfrau hat ihn mir gesendet.“

Ihre Heftigkeit erregte den Unwillen des Vaters, und er rief mit zorniger Stimme: „Mädchen, was fällt dir ein! Was soll dir der kriegerische Schmuck? Geh zu deinen Schafen und bekümmere dich nicht um der Welt Händel. Des Weibes Heimat ist das Haus!“

„Laßt sie gewähren, Vater Thibaut,“ beschwichtigte indes Bertrand den Zorn des Alten. „Sie ist eben nicht wie andere Mädchen. Hört lieber, was ich noch weiter zu erzählen habe.“

Da vergaßen die Männer des seltsamen Mädchens und lauschten voll Andacht dem Erzähler, der berichtete, wie der Feind nun mitten im Lande stehe, wie er eine Stadt nach der andern erobere, und daß hier keine Rettung zu erhoffen sei. Am eifrigsten aber lauschte Johanna.

„Und wo ist König Karl?“ fragte endlich einer der Zuhörer.

„Der König Karl? Der scheint alles gehen zu lassen, wie es eben will. Es fehlt ihm an Soldaten, das Feld zu halten. Es fehlt ihm an Geld, die Truppen zu besolden. Kurz, es fehlt ihm an allem. Gegenwärtig hält er Hof zu Chinon (spr. Schinong). Im Heere herrscht tiefe Niedergeschlagenheit. Ein einziger Ritter zieht dem Könige mit 16 Fähnlein zu Hilfe.“

Hastig wandte sich hier Johanna mit der Frage an Bertrand: „Wie heißt dieser Ritter, und wo steht er?“

„Er heißt Baudricour (spr. Bodrikur) und steht kaum eine Tagereise von hier hinter Baucouleurs,“ antwortete Bertrand.

Der alte Thibaut aber vernahm die Frage mit neuem Unwillen. „Mädchen,“ grollte er, „du bekümmerst dich um Sachen, die dich nichts angehen. Geh zu deiner Herde, wenn du mich nicht ernstlich erzürnen willst!“

Still wendete sich das Mädchen und ging. Den Helm drückte sie, wie ein heilig Vermächtniß, fest an ihr Herz.

Die Männer aber saßen noch lange unter der Eiche beisammen. Erst als die Dunkelheit überhand nahm, trennten sie sich. Keiner von ihnen ahnte, daß das Los des Vaterlandes binnen kurzem von der frommen Johanna ganz und gar umgestaltet werden würde.

Am andern Morgen war das Mädchen verschwunden, und niemand wußte, wohin sie sei.

II.

Zu Chinon, der zeitweiligen Residenz König Karls VII., herrschte die größte Bestürzung. Es schien alles verloren zu sein. Aber der König selbst war sorglos und wohlgemut, als lebe er im tiefsten Frieden. Er gab seinen Hofleuten ein Fest nach dem andern und lud Sänger und Dichter zu sich ein. Diesen ver-

sprach er goldene Ehrenketten, vermochte aber meistens sein Versprechen nicht einzulösen, da fast niemals Geld in der Kasse war, und seine Einkünfte schon auf drei Jahre zum voraus verpfändet waren. Seine besten Helden waren fest entschlossen ihn zu verlassen, wenn er nicht bald etwas Ernstliches zur Rettung des Vaterlandes unternähme. Die Schotten, seine besten Hilfstruppen, ließen ihm sagen, sie würden auf der Stelle abziehen, wenn sie nicht augenblicklich ihren rückständigen Sold bekämen. Die Ratsherren von Orleans kamen und baten ihn flehentlich, er möge die belagerte Stadt entsetzen oder sie mit Getreide versorgen.

Da rang der schwache König in Verzweiflung seine weißen, wohlgepflegten Hände und rief: „Was soll ich tun? Ich kann doch keine Armeen aus der Erde stampfen, um die Engländer zu vertreiben! Mir wächst kein Kornfeld auf der Hand, daß ich euren Hunger stillen könnte! Mein Herzblut gebe ich für euch, doch weiter habe ich nichts. Ich, der König, bin ein Bettler geworden!“

Betrübt und trostlos hörten die Ratsherren diesen Bescheid. Sie sahen ein, daß dieser leichtfertige Monarch wohl schöne Worte machen, aber ihnen nicht helfen könne. Eben wollten sie sich verabschieden, da wurde ein Ritter gemeldet, der den König in dringender Sache zu sprechen wünsche. Er wurde vorgelassen. Klirrend mit seiner schwarzen Eisenrüstung trat er in den Audienzsaal.

„Was bringst du, guter Freund?“ fragte der König.

„Gute Botschaft, König Karl!“ rief freudig der Ritter. „Wir haben ein Heer der Engländer besiegt.“

Ein Heer der Engländer besiegt! Die Nachricht klang so unglaublich, daß sich kein Laut des Beifalls vernehmen ließ. Der König besaß ja gar kein Heer mehr. Ein letzter Rest desselben war in Orleans eingeschlossen. Wer sollte also die Engländer besiegt haben? Der König aber befahl dem Ritter, zu erzählen. Diesem brannte das Herz in der Brust vor Verlangen, seine frohe Botschaft an den Mann zu bringen, und er begann ungesäumt, wie folgt.

„Wir Lothringer hatten endlich sechzehn Fähnlein aufgebracht, um dir, o König, zu Hilfe kommen zu können. Der Ritter Baudricour aus Baucouleurs war unser Führer. Als wir nun aus den Bergen in das Thal der Yonne herniederstiegen, da stand

in weiter Ebene vor uns der Feind. Es war undenkbar, über solche Übermacht zu siegen, und wir beschloßen, ehe man uns noch bemerkte, uns wieder in die schützenden Wälder zurückzuziehen. Doch als wir uns wenden, sehen wir auch im Rücken feindliche Waffen blitzen. Von zwei Heeren waren wir umringt. Da sank selbst dem Tapfersten der Mut, und es wäre uns nichts übrig geblieben, als uns zu ergeben, wenn uns nicht ein Wunder gerettet hätte.

„Als wir noch Kriegsrat halten, tritt auf einmal aus der Tiefe des Waldes, der zu unserer Rechten lag, eine Jungfrau, die schön und zugleich schrecklich anzusehen war. Auf ihren dunklen Locken schimmerte ein Silberhelm. Ein Glanz vom Himmel schien sie zu umstrahlen. „Was zagt ihr, tapfere Franken?“ hub sie an. „Vorwärts, auf den Feind! Und wäre er zahllos wie der Sand am Meere, wir müssen siegen, denn mit uns ist Gott und die heilige Jungfrau!“

„Schnell riß sie dem Fahnenträger das Banner aus der Hand und stürmte gegen den Feind. Wir, ergriffen von ihrer heiligen Begeisterung, folgten ihr mit dem lauten Schlachtruf: Gott und die Jungfrau! Da ergriff Staunen und Schreck die Feinde. Die ersten Glieder ließen die Waffen fallen und flohen. Da half kein Machtwort, keines Führers Ruf. Eine wilde Angst verwirrte ihren Verstand. Wie blind stürzten sie in die vorgestreckten Schwerter und Lanzen der eigenen Kameraden, auch diese in Verwirrung bringend. Ein Glied drängte aufs andere und schließlich löste sich das ganze Heer in wilder Flucht auf. Zweitausend Feinde deckten am Ende das Schlachtfeld, die nicht gerechnet, die sich selbst den Tod gegeben hatten, indem sie in die rauschenden Fluten der Yonne sich gestürzt hatten. Von den Unseren aber war auch nicht ein Mann verloren gegangen.“

„Seltsam, bei Gott! Sehr seltsam!“ rief König Karl aus. „Und wer ist die Jungfrau? Wo ist sie?“

„Wer sie ist, will sie allein dem König offenbaren,“ antwortete der Ritter. „Sie nennt sich eine Gottgesandte und verspricht, Orleans zu entsetzen, ehe noch der Mond gewechselt. Alles Volk glaubt ihr und folgt ihr jauchzend in Kampf und Tod.“

In demselben Augenblick erklangen alle Glocken in Chinon, und zahlreiches Volk vor dem Palaste rief: „Heil der Jungfrau, der Erretterin!“

„Hört Ihr's, da ist sie schon!“ sprach der Ritter. „Das Volk begrüßt die Gottgebenedeite.“

„Führe sie ungesäumt zu meinem Throne!“ gebot König Karl dem Ritter, und als dieser gegangen war, sagte er zu einem seiner Hofleute, der ebenso prachtvoll gekleidet war wie der König selbst: „Graf Dunois (spr.: Dünoa), nehmt für einen Augenblick meinen Platz ein. Wir wollen dieses Wundermädchen prüfen. Ist sie wirklich von Gott gesandt, so wird sie den wahren König schon zu entdecken wissen.“

Gehorsam nahm Graf Dunois den Platz auf dem Throne ein, und der König stand zu seiner Linken. Gleich darauf trat die Jungfrau in den Saal, die niemand anders war als Johanna, des alten Thibaut Tochter aus Domrémy. Schneeweiß waren ihre Kleider und hell wie der Mond schimmerte der silberne Helm. Das war nicht mehr das schlichterne Hirtenmädchen aus dem stillen Gebirgsdorfe, das war wirklich eine von Gott gesendete Prophetin. Mit edlem Anstand und ohne das geringste Zeichen von Verlegenheit schritt sie durch die Reihen der Hofleute und Ratsherren gerade auf den Thron zu.

„Bist du es, wunderbares Mädchen —“ begann Graf Dunois sie anzureden.

Doch Johanna fiel ihm gleich ins Wort und sprach: „Graf Dunois, du willst Gott versuchen! Steh auf von diesem Platze, der dir nicht gebührt! An einen Größeren bin ich gesendet!“

Darauf ging sie mit entschiedenem Schritt auf den König zu und beugte huldigend das rechte Knie vor ihm. Alle warfen sich erstaunte Blicke zu. Am erstauntesten aber war König Karl selbst.

„Du siehst mein Angesicht zum ersten Male,“ sprach er. „Wie konntest du da wissen —“

„Ich sah dich,“ erwiderte Johanna mit leuchtenden Blicken, „wo dich niemand sah als Gott. Da du vergangene Nacht, an deinem Bette kniend, drei Gebete auf zum Himmel schicktest, sah ich dich.“

„Genug!“ rief der König, und Tränen traten in seine Augen, „ich glaube dir! Soviel vermag kein gewöhnlicher Mensch zu wissen. Dich hat der höchste Gott gesendet, der Lenker der Geschichte. Wer bist du, wunderbares Mädchen, und woher kommst du?“

Und ohne Scheu gab die Jungfrau Auskunft. „Mein Name ist Johanna,“ sagte sie. „Eines schlichten Bauern Tochter bin



Johanna: Graf Dunois, du willst Gott versuchen.

ich aus Domremy in der Champagne. Von Kind auf hütete ich die Herden meines Vaters. Da hörte ich in letzter Zeit gar viel erzählen von einem Inselvolk, das übers Meer gekommen, um uns zu knechten. Da rief ich flehend die Mutter Gottes an, das Vaterland, den König zu beschützen. Nicht weit von meinem Vaterhause steht nämlich ein uralt Muttergottesbild, zu dem Pilger aus der Näh und Ferne wallfahrten. Einst war ich nach inbrünstigem Gebete vor diesem Bilde eingeschlafen. Da erschien mir die Mutter Gottes im Traum, ein Schwert in der Hand und eine Fahne tragend und sprach: „Ich bin's, Johanna! Steh auf und übergib die Herde der wolligen Schafe einem anderen Beschützer. Dich hat der Herr zu Höherem bestimmt. Nimm diese Fahne und umgürte dich mit diesem Schwerte. Zieh hin nach Orleans, vertilge deines Volkes Feinde und führe deines Landes rechtmäßigen Herrscher nach Reims zur Krönung. — Dreimal erschien sie mir so, von holden Engeln umgeben, die weiße Lilien in den Händen trugen, und sagte stets dieselben Worte. Da überwand ich meine angeborene Schüchternheit und folgte ihrem Gebote. Hier stehe ich nun vor deinem Throne, deine weiteren Befehle erwartend.“

Der König war tief ergriffen von diesem einfachen Berichte. „Bin ich, Sünder, wirklich so vieler Gnade wert?“ rief er aus.

„Du hast dich vor Gott gebeugt,“ sprach die Jungfrau, „und die Demütigen erhöht er.“

„So werde ich wirklich meinen Feinden widerstehen?“ fragte der König, von neuer Hoffnung erfüllt.

„Du wirst es.“

„Und Orleans werd' ich befreien?“

„So gewiß, als die Loire (spr.: Loar) nicht rückwärts fließt.“

„Und soll in Reims die Krönung endlich stattfinden?“

„Durch tausend Feinde führe ich dich dahin!“

„Dann, heiliges Mädchen!“ rief der König aus, „dann führe du mein Heer, und meine Fürsten sollen dir gehorchen. Hier, nimm dieses Schwert als Zeichen deiner Macht!“

Die Jungfrau aber wies die mit Juwelen reich geschmückte Waffe zurück, indem sie sprach: „Nicht also, mein Herr und König. Ich weiß ein andres Schwert, durch das ich siegen werde. Sende nach der alten Stadt Pierboys (spr.: Fieboas)! Dort befindet sich auf dem Kirchhofe von St. Katharina ein altes Ge-

wölbe, worin erbeutete Waffen aus früherer Zeit aufbewahrt werden. Darunter ist ein Schwert, auf dessen Klinge drei goldene Lilien eingeschlagen sind. Laß es holen, denn damit wirst du siegen. Und eine weiße Fahne laß mich tragen, mit einem Saum von Purpur eingefast. Auf dieser Fahne sei die Himmelskönigin zu sehen mit dem Jesusknaben, darunter, in Wolken schwebend, die Erdkugel.“

„Es sei so, wie du sagst,“ erwiderte der König.

Währenddessen wurde ein englischer Herold gemeldet, und der König befahl, ihn hereinzuführen.

„Sire, laß mich an deiner Statt mit dem Gesandten reden!“ bat die Jungfrau, und Karl VII. gewährte ihre Bitte gern.

„Wer sendet dich?“ fragte die Jungfrau den eintretenden Herold.

„Graf Salisbury, der Britenseldherr.“

„Der hat nichts mehr zu sagen in dieser Welt,“ sprach sie, „denn er ist tot!“

Da lachte der Held. „Der und tot? Heut morgen erst verließ ich ihn, ein Bild der strahlendsten Gesundheit.“

„Er lebte, da du abgingst,“ entgegnete die Jungfrau. „Vor einer Stunde aber streckte ihn ein Pfeilschuß von den Wällen Orleans’ zu Boden. Wenn du zurückkehrst, wird dir seine Leiche begegnen.“

Der Herold erbleichte. Die Jungfrau hatte mit solcher Überzeugung gesprochen, daß er wider Willen glauben mußte. „Wenn du Verborgenes zu enthüllen weißt,“ stotterte er endlich, „so kennst du auch meinen Auftrag, ehe ich ihn sage.“

„Ich kenne ihn,“ erwiderte sie mit ruhiger Sicherheit. „Höre meine Antwort! Ich lasse dem König von England sagen, er möge sofort die Schlüssel aller geraubten Städte herausgeben. Tut er es nicht freiwillig, dann will ich sie ihm mit Gewalt abnehmen. Denn das sage ich euch, ihr stolzen Briten, euch ist das schöne Frankreich nicht beschieden. Nicht ihr, sondern König Karl wird in Orleans einziehen, begleitet von allen Großen des Reiches. — So, nun gehe, Herold! Und ehe du dein Lager erreichst, wird schon die Jungfrau dort sein.“

In tiefster Bestürzung verließ der Herold den Audienzsaal. Er hatte einen anderen Empfang erwartet.

Die Jungfrau aber ließ die Heertrompeten blasen, setzte sich auf ein schneeweißes Roß und sauste an der Spitze der Ritter

wie ein Sturmwind gen Orleans in das Lager der Feinde. Diese mußten nicht, wie ihnen geschah. Ehe sie noch recht zur Besinnung gelangten, waren sie schon auf allen Punkten geworfen und eilten schließlich in wilder Flucht den schützenden Bergen zu. Die Bürger von Orleans jubelten der Jungfrau entgegen und feierten frohe Feste.

Die Engländer aber wurmte es gewaltig, daß sie Orleans, das sie bereits in ihren Händen gehabt hatten, auf einmal aufgeben sollten. Sie sammelten sich in den Bergen wieder und rückten aufs neue gegen die Stadt vor. Die Jungfrau aber machte so glückliche Ausfälle gegen sie und brachte ihnen solchen Schaden bei, daß sie die Belagerung endlich ganz aufgaben. Immer weiter mußten sie zurückweichen. Ein fester Platz nach dem andern ging ihnen verloren. Wo Johanna mit ihrer weißen Fahne erschien, da wichen die Engländer. Sie hatten eine unbezwingliche Furcht vor ihr. Bald konnte sie an ihre zweite Hauptaufgabe gehen, daran nämlich, Karl VII. zur Krönung nach Reims zu führen. Auf dem Wege dahin öffneten alle Festungen ihre Tore, und überall wurde der König mit hellem Jubel empfangen. Noch mehr aber huldigte man der heldentühten Jungfrau.

III.

Der 16. Juli 1429 war zum Krönungstage bestimmt, und auf dem großen freien Platze vor der Kathedrale zu Reims hatte sich eine unabsehbare Menschenmenge versammelt. Sie war aus allen Teilen des Landes zusammengeströmt. Nicht nur den neuen König wollte man sehen, sondern auch die wunderbare Jungfrau, die Frankreich so unerwartet gerettet hatte. Unter den Zuschauern befand sich auch Vater Thibaut aus Domremy mit den beiden älteren Schwestern Johanna, Margot und Louison. Auch andere Bekannte hatten sich eingefunden, so der alte Stephan, der rasche Claude, der bedächtige Raimund und der junge Bertrand. Mit fiebernder Spannung erwarteten sie das Nahen des Krönungszuges.

Endlich rief Bertrand: „Hört, die Musit! Sie sind's! Es ist der Krönungszug. Kommt, drängen wir uns durch das Volk, damit wir nichts von dem Aufzuge verlieren.“



Kathedrale zu Reims.

Da sprach der alte Stephan: „Es ist nicht durchzukommen. Alle Straßen sind voll Menschen, Wagen und Rosse. Laßt uns hierher an diese Häuser treten. Hier können wir den Zug gemächlich übersehen, wenn er vorüberkommt.“

„Es ist, als ob halb Frankreich sich hier ein Stellbischen gegeben hätte,“ sagte Claude, von dem neuen, etwas erhöhten Standpunkte das viele tausend Köpfe zählende Menschenmeer überschauend.

Margot und Louison aber freuten sich einzig darauf, die vor nun einem Jahre so räthselhaft verschwundene Schwester wiederzusehen.

„Wie eine Königin wird sie daherziehen!“ sprach Margot.

Doch Louison zweifelte noch immer. „Ich kann es nicht glauben,“ sagte sie, „und es will mir auf keine Weise in den Sinn, daß diese mächtige Heldin, die sie die Jungfrau von Orleans nennen, unsere schüchterne Johanna sein soll.“

„Das werden wir gleich sehen,“ entgegnete Margot. „Schau, da kommt der Zug.“

Soeben bogen um die Straßenecke die Musikanten, die den Zug eröffneten. Ihnen folgten weißgekleidete Kinder mit Palmenzweigen in den Händen. Dann kamen zwei Herolde mit langen, fahnenengeschmückten Trompeten und Federhüten. Hinter diesen sah man Scharen von Lanzenträgern, Ratsherren in dunklen Roben, Würdenträger des Reiches mit den Abzeichen der königlichen Gewalt, als da sind: Krone, Stab, Zepter, Schwert und Reichsapfel. Ferner zogen vorüber Ministranten mit Rauchfässern und Priester im feierlichen Ornate. Zwei Bischöfe trugen die heilige Ampel mit dem Salbungsöl, die nach einer frommen Sage eine Taube bei der Taufe Klodwigs im Jahre 496 vom Himmel gebracht hatte. Als dritter im Vereine der höchsten Geistlichkeit erschien der Erzbischof von Reims mit dem Zeichen des Glaubens, dem Kreuze.

Und nun schrien Margot und Louison freudig auf: jetzt kam Johanna, die Jungfrau von Orleans, — und es war wirklich ihre Schwester. Die Fahne in der Hand, den Helm auf dem schönen Lockenhaupt, schritt sie demüthig vor dem Thronhimmel einher, den vier Barone trugen und unter dem der König im Krönungsstaate einherschritt. Hofleute und Soldaten schlossen den Zug, der langsam in dem hohen Portale des Domes verschwand.

„Sahst du die Schwester, Margot?“ rief Louison.

„Ich sah sie. Sie trug einen goldenen Harnisch und ging mit der Fahne vor dem Könige her. Wer hätte gedacht, als sie die Herden weidete auf unsern Bergen, daß wir einst in solcher Pracht sie sehen würden!“

„Mein Traum hat sich erfüllt,“ sprach Vater Thibaut mit Tränen in den Augen. „Das ist die Kirche, die ich im Traume sah. Vor meinen Augen geht alles in Erfüllung. Kommt in die Kirche, damit wir die hl. Handlung nicht versäumen!“

„Ja, und dann kehren wir in unser Dorf zurück,“ sagte Margot.

Aber die Schwester rief: „Was? Ehe wir Johanna begrüßt und mit ihr geredet haben?“

„Es wird das Beste sein,“ sprach Vater Thibaut. „Sie gehört uns nicht mehr an. Bei Fürsten und Königen ist ihr Platz.“

„Sie war uns ja schon fremd, da sie noch bei uns war,“ versetzte Margot. „Es könnte sie in ihrem Glücke stören, wenn wir ihr nahen.“

„Ja, es ist wahr!“ stimmten alle bei und beschloßen, nach beendeter Feier unerkannt in die Heimat zurückzukehren. Aber es kam anders. Als die Krönung vorüber war und alle dem Ausgange zustrebten, war auf einmal Johanna bei ihnen.

„Margot! Louison!“ rief sie und schloß die Schwestern in die Arme. „Wo ist der Vater?“

„Hier bin ich!“ antwortete tief bewegt der alte Thibaut, und sie sank an seine Brust.

„Nicht wahr, euch führt die Liebe her?“ fuhr sie fort. „Ihr zürnt mir nicht, daß ich lieblos und ohne Abschied euch verließ?“

„Wie könnten wir dir zürnen?“ sprach der Vater. „Dich führte Gottes dunkle Schickung fort. Der Ruf von deinen Heldentaten ist durchs ganze Land gedrungen, auch bis in unser kleines Dorf. Und dich zu sehen, kamen wir nach Reims.“

„Wie gut von euch!“ erwiderte die Jungfrau. „Ich wollte, ich könnte wieder mit euch gehen nach Domremy zu meiner Herde. Doch leider bleibt noch vieles mir zu tun. Noch ist der Feind im Lande. Wenn er aber endlich wird vertrieben sein, dann fehr' ich heim.“

„Wie, du wolltest all diesen Glanz verlassen?“ fragte erstaunt die Prunk und Flitter liebende Louison.

„Er ist mir zuwider,“ entgegnete Johanna herb. „Diese Menschen erheben mich weit über mein Verdienst. Sie ehren mich wie eine Heilige, und das ist nicht recht.“

Da klopfte Nachbar Raimund dem alten Thibaut lächelnd auf die Schulter und sprach: „He, sagte ich Euch nicht vor Jahresfrist, daß Eure Johanna nicht stolz ist!“

Das freundliche Wort aber verhallte fast in dem Klange der Kirchenglocken und Heroldstrumpeten, denn unter das Portal des Domes trat der neugesalbte König, die funkelnde Krone auf dem Haupte. Er winkte mit dem Stabe und sogleich schwieg alles Volk.

„Liebe, treue Untertanen!“ begann der König. „Habt Dank für eure Liebe! Von Gott allein, dem höchsten Herrn, empfangen unsichtbarerweise Frankreichs Könige sonst die Krone. Wir aber haben sichtbarerweise sie aus seiner Hand empfangen.“ Und sich zur Jungfrau wendend fuhr er fort: „Hier steht die Gottgesandte, die euch den angestammten König wiedergab. Wunderbares Mädchen, dem allein den heutigen Tag wir danken, bitte dir eine Gnade aus; und sei sie noch so groß, ich gebe dir mein Königswort, sie soll erfüllt werden, sofern es nur in meiner Macht steht.“

Johanna neigte demütig das Haupt und entgegnete leise, aber fest: „Verzeih, o König, nicht nach irdischem Lohne steht mein Sinn. Was ich getan, geschah nicht aus eignen Kräften. Ich bin ein Werkzeug nur in Gottes Hand. Doch willst du um meinetwillen jemand Gutes tun, so sieh, hier steht mein alter Vater, hier stehen meine Schwestern und liebe Freunde aus der Heimat! Willst du dich ihnen gnädig erweisen, so wird es dir die Jungfrau danken.“

Über diese Uneigennützigkeit und Demut aufs höchste entzückt, rief alles Volk: „Heil der Jungfrau! Heil der Erretterin!“

Der König aber gewährte die geringe Bitte der Jungfrau aufs freudigste. Er erhob sie und ihre Familie in den erblichen Adelstand und erließ dem Dorfe Domremy sämtliche Steuern und Abgaben. So wurde Johanna auch zur Wohltäterin ihrer Hei-

mat. Jubelnd und den Namen der Jungfrau preisend, kehrten die Leute von Domremy in die Heimat zurück.

Nur über einen wollte die Freude nicht kommen: über den alten Thibaut. Ganz in Gedanken verloren und mit kummervollem Gesicht schritt er hinter den andern drein. Als man ihn fragte, was ihn denn so traurig mache, antwortete er: „Die Zukunft. Mir ist um Johanna bange. Wenn meine Träume in Erfüllung gehen — und einer hat sich schon erfüllt — dann werden schwere Zeiten über das Mädchen kommen — trübe, fürchterliche Zeiten.“

„So habt Ihr noch andere Träume gehabt, Vater?“ fragte besorgt die Tochter.

„Leider,“ antwortete der Greis. „Ich sah Johanna nicht bloß im Dome unter Fürsten und Bischöfen — ich sah sie auch — im Kerker — mit Ketten belastet — und in der Ferne lohten die Flammen — eines Scheiterhaufens.“

„Aber, Vater,“ suchte ihn Margot zu beruhigen, „auf dem Scheiterhaufen verbrennt man ja nur Hexen und Zauberinnen, und Johanna ehrt man wie eine Heilige.“

„Lerne du mich Menschen kennen,“ sprach der Alte. „Heute rufen sie: Hosianna! und morgen: Kreuzige ihn! Genug, ich sah, was ich sah.“

Seitdem ging er immer trübsinnig und trostlos umher und ist nicht lange nachher gestorben.

IV.

Leider sollten sich Vater Thibauts Träume voll und ganz an der armen Johanna erfüllen.

Bei der weiteren Eroberung Frankreichs war sie auf die Hilfe und den Beirat verschiedener Heerführer angewiesen. Darunter waren etliche, die ihr den erlangten Ruhm nicht gönnten und sie um ihre Erfolge beneideten. Diese mußten es durch elende Verleumdungen soweit zu bringen, daß Johanna als Hexe angeklagt, gerichtet und verurteilt wurde. Auf dem Scheiterhaufen sollte sie verbrannt werden. Und das wankelmütige Volk der Franken, das sie einst bis in den Himmel erhoben hatte, hätte sie nun ohne Bedauern in den Flammen umkommen sehen. Doch der König erlaubte ihr in Anerkennung ihrer großen Verdienste um das

Vaterland und vielleicht auch, weil er nicht an ihre Schuld glauben wollte, frei außer Landes zu gehen.

Ohne Klage, ohne ein Wort der Erwiderung auf alle Beschuldigungen gehabt zu haben, ging die Jungfrau aus Orleans. Wochenlang irrte sie in den unwegsamsten Wäldern umher und nährte sich von Beeren und Wurzeln. Eine Köhlerfamilie, bei der sie in stürmischer Nacht Schutz suchte, erkannte sie indes und verriet sie an die Engländer.

Diese kamen in hellen Haufen, sie zu fangen. Wenige hätten sich gar nicht in ihre furchtbare Nähe getraut. Wie erstaunten sie daher, als sie eine wehrlose Jungfrau fanden, die sich ihnen auf der Stelle ergab, ohne den geringsten Widerstand zu versuchen. Sie schleppten sie in einen festen Turm im Ardenner Walde und hielten sie daselbst in hartem Gewahrsam.

Seltamerweise wandte sich von da ab das Kriegsglück vollständig. Die Engländer, die schon an die Rückkehr in die Heimat gedacht hatten, gewannen auf einmal wieder die Oberhand. Sie schlugen die Heere König Karls, wo sie derselben nur ansichtig wurden, und eroberten eine Stadt nach der andern zurück.

Nun herrschte wieder große Bestürzung in Frankreich. Man erkannte, welch schreiendes Unrecht man der schuldlosen Jungfrau zugefügt hatte. Man sah die Niederlagen, die den Franken von ihren Feinden bereitet wurden, als gerechte Strafe des Himmels an und ersehnte Johanna zurück. Aber niemand wußte, wo sich diese aufhielt, bis ein übermütiger englischer Soldat das Geheimnis ausplauderte.

„Wir wissen schon, was euch fehlt,“ rief er den französischen Wachen zu, „die Jungfrau! Seit ihr die vertrieben habt, ist uns geholfen. Und wir werden schon sorgen, daß sie nicht wieder zu euch zurückkehrt. Einstweilen sitzt sie noch in Ketten dort im Ardenner Walde. Doch nicht lange mehr! Ihr selbst habt sie als Hexe ja verurteilt. Wir werden das Urtheil vollziehen und sie verbrennen, wie es einer Hexe gebührt.“

Nun wußte man auf einmal, wo die Jungfrau war, und ein Schrei der Entrüstung ging durch das ganze Land. Sie, die das Vaterland befreit hatte, befand sich nun in den Händen der Feinde. Das durfte nicht sein. Man eilte vor den Palast des Königs und verlangte stürmisch, daß ein Heer zur Errettung der Jungfrau ausgesandt werde. Da der König sah, daß die Menge

eher seinen Palast stürmen, als von ihrem Verlangen abstehen werde, willfahrte er ihrem Ansuchen und sandte den Grafen Dunois mit einem starken Heere in die Ardennen. Ja, er zog am Ende selbst mit, denn er hatte einsehen gelernt, daß ohne die Jungfrau kein Heil für Frankreich zu hoffen sei.

Johanna saß indessen in ihrem Kerker und erwartete mit stiller Ergebung den Tod. Versammelte sich doch täglich eine Menge Volkes unter dem Turme und hörte nicht auf, ihr zuzurufen, daß sie eine schändliche Hexe und Zauberin sei und in den Flammen sterben müsse.

Ein paar hochherzige englische Heerführer, die über den törichtten Hexenglauben erhoben waren, hatten bisher erfolgreich der Vollstreckung des Todesurteils gewehrt, aber auf die Dauer hätten sie doch dem wilden Verlangen ihrer Völker nicht widerstehen können, wenn sie nicht als Mitschuldige der vermeintlichen Hexe gelten wollten.

Da kam auf einmal die Nachricht: „Ein großes Heer der Franken zieht heran, die Jungfrau zu befreien!“

Sogleich legte man Johanna dreifache, zentnerschwere Ketten an und beauftragte ein altes, böses Weib, Tag und Nacht bei ihr zu wachen und sie sofort mit einem scharfen Dolche zu töten, falls die Franken siegen sollten.

Johanna jauchzte in ihren Banden, als sie hörte, daß es in der Nähe des Turmes zur Schlacht kommen würde.

Das alte, böse Weib aber sagte: „Du brauchst dich gar nicht zu freuen! Dein Schicksal bleibt sich gleich, ob wir siegen oder unterliegen. Siegen wir, so brennst du morgen auf dem Scheiterhaufen. Unterliegen wir, so sollst du deinen Triumph nicht eine Sekunde überleben. Dann stoße ich dir diesen Dolch ins Herz!“

Johanna aber hörte gar nicht auf sie. Die alte frohe Begeisterung, der Schlachtenrausch war über sie gekommen. In die Zukunft sehend, rief sie aus: „Mein Volk wird siegen! Es braucht meinen Arm nicht mehr. Ich kann ruhig sterben, und ich werde sterben — noch heute!“

„Heute oder morgen — eins von beiden, darauf kannst du Gift nehmen!“ lachte das alte Weib und prüfte die Spitze ihres Dolches.

Am Fuße des Turmes begann gleich darauf das Toben der Schlacht. Trompetenklänge, Trommelwirbel, Kommandoworte,

Schlachtrufe, Rossweihern und Waffentlirren vermischten sich zu einem ohrenbetäubendem Getöse.

„Verderben über England!“ rief die Jungfrau, als sei sie mitten in den Wogen des Kampfes. „Sieg den Franken! Auf, meine Tapferen! Die Jungfrau ist euch nah! Zwar kann sie nicht wie sonst mit flatternder Fahne voran euch ziehen, doch weist ihr Geist bei euch. Sie betet für euch!“

„Schweig auf der Stelle, Zauberin, sonst stoße ich dich nieder!“ rief wild die Wächterin.

Einer der Wachtsoldaten trat an das kleine Turmfenster und schaute hinab aufs Kampfgesild.

„Was siehst du?“ fragte das Weib.

„Sie sind hart aneinander,“ antwortete der Soldat. „Bestimmtes vermag ich jedoch nicht zu unterscheiden. Eine große Staubwolke bedeckt alles.“

„Siehst du noch nichts?“ fragte das Weib nach einer Pause wieder.

„Am Graben ist ein fürchterliches Gedränge,“ erwiderte der Soldat. „Die Vornehmsten und Tapfersten beider Heere scheinen dort zu kämpfen. Weh, unser Feldherr ist umringt!“

„So stirb!“ schrie das Weib und zückte den Dolch gegen Johanna, hielt aber wieder ein, als der Soldat fortfuhr:

„Doch nein! Er ist befreit! Lord Fastolf ist mit seinen Scharen vorgeedrungen.“

„Das sprach dein guter Engel!“ grollte das Weib mit einem bösen Blicke nach Johanna.

„Die Franken weichen,“ berichtete der Soldat weiter. „Einen ihrer Anführer hat man gefangen. Er trägt ein Tigerfell als Mantel und reitet einen prachtvollen Berberhengst.“

„O Gott, das ist Graf Dunois, der Tapferste der Franken!“ seufzte die Jungfrau. „Nun ist alles verloren! O wenn ich doch helfen könnte!“

„Und dort sehe ich einen vornehmen Franken — er trägt einen himmelblauen Mantel mit Gold verbrämt —“

„Das ist mein Herr, der König! Was ist mit ihm?“ rief Johanna in höchster Aufregung und wollte aufspringen, doch die schweren Ketten hielten sie auf ihrem Sitze.

„Sein Ross wird scheu,“ sagte der Soldat. „Es stürzt! Es überschlägt sich mit dem Reiter!“



Johanna: Höre mich, o Gott, in meiner höchsten Not!

Da lachte das alte Weib voll Hohn: „Jetzt ist es Zeit, Jungfrau von Orleans! Wenn du retten kannst, rette, sonst dürfte es zu spät sein!“

Johanna aber stürzte auf ihre Knie nieder und betete mit lauter Stimme: „Höre mich, o Gott, in meiner höchsten Noth! Du kannst die Fäden eines Spinnwebes stark machen wie die Taue eines Schiffes. Ebenso leicht ist es aber deiner Allmacht, eiserne Bande in dünnes Spinnweb zu verwandeln. Wenn du willst, fallen diese Ketten von mir ab, und die Thüren des Gefängnisses öffnen sich. Du halfst dem Simson, als er blind war und gefesselt und seiner Feinde Spott erdulden mußte. O hilf mir auch in dieser Stunde!“

„Bete, soviel du willst!“ spottete das alte Weib. „Es soll dir wenig nützen.“

„Triumph, Triumph!“ jauchzte der Soldat am Turmfenster. „Der König der Franken ist gefangen!“

Im selben Augenblick aber sprengte die Jungfrau ihre dreifachen Bande, daß sie klirrend zu Boden fielen, riß dem Soldaten das Schwert aus der Scheide und verschwand, ihre Wächter in sprachlosem Erstaunen zurücklassend.

„Wenn ich's nicht mit eigenen Augen gesehen hätte,“ sagte das alte, böse Weib, „so würde ich es nicht glauben. Zentnerschwere Ketten zerreißen wie schwache Zwirnsfäden — das ging nicht mit natürlichen Dingen zu.“

Die Jungfrau aber eilte wie Sturmwind die steilen Turmtreppen hinab und stürzte sich mit geschwungenem Schwerte mitten unter die Feinde.

„Die Jungfrau! Die Jungfrau!“ gellte es über das Schlachtfeld. „Die Jungfrau ist wieder da! Wie kam sie aus dem Turme?“ —

Wo Johanna erschien, wichen die Engländer. Sie stellte sich an die Spitze eines fränkischen Heerhaufens und drang unaufhaltsam vor. Bald war der König befreit. Der Oberfeldherr der Engländer fiel nach verzweifelter Gegenwehr. Da gab es kein Halten mehr. Wilder Schrecken ergriff die Engländer. Die meisten warfen die Waffen weg und flohen. Die anderen fielen trotz der größten Tapferkeit, und die Schlacht im Ardenner Walde war für die Franken gewonnen.

Mit glühenden Wangen und blühenden Augen hielt die Jungfrau endlich auf der Spitze eines Hügels an, von wo aus man

das Ende der Schlacht übersehen konnte. Sie war allein. Wie das Meer, wenn es die Dämme durchbricht, durchs Land braust, ergoß sich der Strom der fliehenden Engländer über die ganze Gegend. Johanna freute sich ihres Sieges. Da nahte schon das Verhängnis in Gestalt des alten Weibes aus dem Turme. Unhörbar schlich dieses von hinten heran und stieß der ahnungslosen Jungfrau den Dold in den Nacken. Lautlos sank sie zur Erde.

„Ich habe mein Wort gehalten,“ grinste das Weib. „Wir sind unterlegen, darum fiellst du von meiner Hand. Du hast es nicht anders gewollt.“ Und sie verschwand im Gebüsch.

Groß war die Trauer der Franken, als sie die tapfere Jungfrau im Sterben fanden. Der König und alle Großen versammelten sich um sie. Noch einmal kehrte ihr das Bewußtsein wieder, sie öffnete die Augen und erkannte alle. Als man sie beklagte, weil sie so jung schon sterben müsse, antwortete sie lächelnd: „O, es ist herrlich, nach einem solchen Siege unterzugehen! Meine Sendung auf Erden ist erfüllt, ich kann ruhig sterben. Aber, nicht wahr, nun seid ihr alle überzeugt, daß ich keine Zauberin bin?“

„Du bist rein wie ein Engel Gottes!“ rief der König mit bewegter Stimme. „Doch unser Auge war mit Nacht bedeckt.“

Johannas Augen leuchteten in heller Freude und sie sagte: „Nun fehlt mir nur noch eins: meine Fahne. Wo ist sie? Nicht ohne meine Fahne darf ich kommen. Vor Gottes Thron muß ich sie niederlegen.“

Der König ließ ihr die Fahne reichen. Sie küßte noch einmal das Muttergottesbild auf derselben, dann schloß sie die Augen zum ewigen Schlummer.

Kaiser Sigismund.

Kaiser Sigismund (1410—1437) war ein stattlicher, leutseliger, witziger und freigebiger Herr. Er verstand es, sich im Fluge die Herzen der Bürgerleute zu erobern. Er war jedem zugänglich und liebte es, zuweilen abends in schlichtem Gewande durch die Gassen zu streifen oder am Tische irgend einer Schenke mit den Bürgern zu plaudern.

So soll er auch einmal im Schweidnitzer Keller in Breslau gefessen haben mitten unter den Bürgern, die wacker — auf ihn schimpften, weil er vor kurzem vierundzwanzig aufständische Handwerker hatte hinrichten lassen. Natürlich hatten sie keine Ahnung, daß der Kaiser unter ihnen saß, sonst wären sie wohl vorsichtiger gewesen.

Sigismund aber ließ sich ein Stück Kreide geben und schrieb vor sich auf den Tisch:

„Wenn mancher Mann wüßte,
Wer mancher Mann wär',
Gäb' mancher Mann manchem Mann
Manchmal mehr Ehr'.“

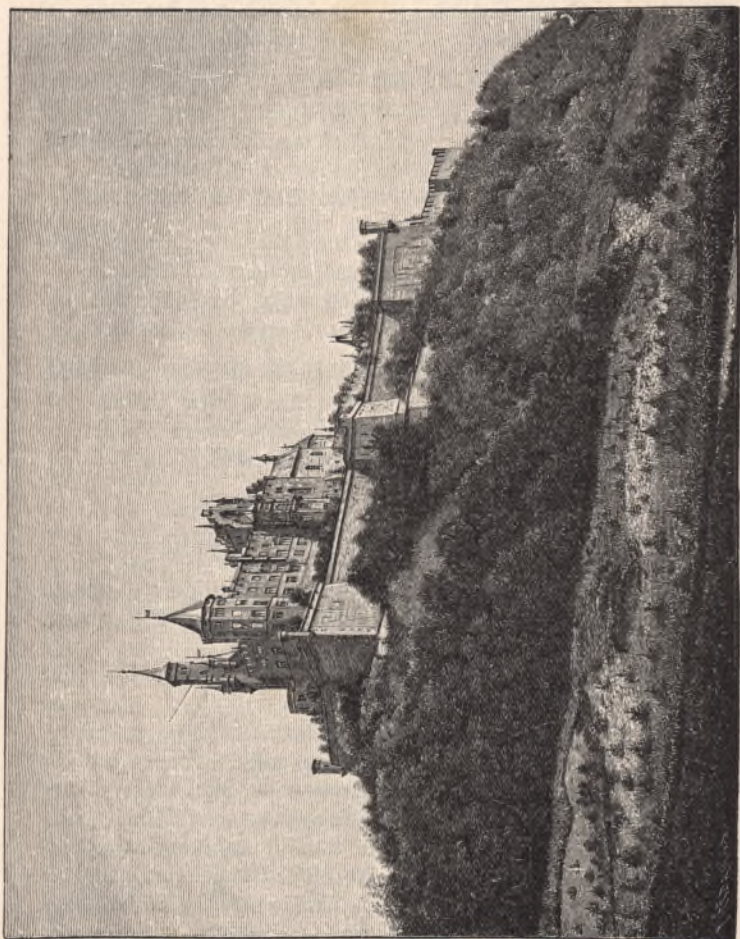
Dann erhob er sich und ging seiner Wege.

Jetzt erst erkannten die Bürger, wer unter ihnen gefessen hatte, und manchem sank das Herz in die Kniekehle. Denn die acht Henkersknechte, die jene Vierundzwanzig um je einen Kopf kürzer gemacht hatten, konnten das gleiche an ihnen tun.

Ein jeder trank sein Schöpplein aus und schlich nach Hause.

Würde des Gelehrtenstandes.

Auf dem Konzil zu Basel (1434) war auf Kaiser Sigismunds Befehl die Anordnung getroffen worden, daß die Herren vom Adel auf der einen, die Herren vom Gelehrtenstande auf der andern Seite des großen Versammlungsaaes sitzen sollten. Als der Kaiser nun eintrat, überblickte er nach seiner Gewohnheit erst die ganze Versammlung und bemerkte dabei, daß sein Rat Dr. Fescelles, ein gelehrter Jurist, den er kurz zuvor geadelt hatte, sich von seinen Berufsgenossen getrennt und auf der Adelsbank Platz genommen hatte. Unwillig erstaunt schüttelte Sigismund den Kopf und sprach ganz laut: „Seht mir einer den Fescelles an! Traun! das mag mir wohl ein Phantast sein, der sein Doktorat geringer schätzt, als den Adel! Ich kann an einem Tage hundert Doktoren zu Rittern machen, aber in hundert Jahren — bei aller meiner Macht — nicht einen gelehrten Doktor!“



Die Hohenzollernburg.

Die Hohenzollern.

Der Zollernberg in Schwaben,
Der trägt ein altes Schloß,
Dort hausten edle Ritter
Mit ihrem reißgen Troß.

Es war ein kluges, treues,
Ein kerniges Geschlecht,
Es taugte wohl im Räte,
Es taugte im Gefecht.

Es war den alten Kaisern
Besonders lieb und wert;
Für seine treuen Dienste
Ward es gar oft geehrt.

Für ihre treuen Dienste
Ward ihnen auch die Mark.
Dort wuchsen sie, die Edlen,
Und wurden riesenstark.

Sie mühten sich und sorgten,
Und herrlich war der Lohn:
Bald tauschten sie den Kurhut
Um eine Königskron'.

Und ihren sieb'nten Träger
Rief man in Krieg und Graus
Im fernen Feindeslande
Zum Deutschen Kaiser aus.

Schon führt der dritte Zoller
Das deutsche Kaiserschwert
Und macht, daß allerorten
Man deutsche Rechte ehrt.

Es schallt ein Ruf wie Donner
Weit übers Meer hinaus:
Gott schütze unsern Kaiser
Und sein erhabenes Haus!

Das Goldstück und der Apfel.

Im 15. Jahrhundert regierte in der Grafschaft Hechingen Graf Jost Nikolaus von Hohenzollern gar klug und gerecht, wie der folgende Fall es klar beweist.

Zur selben Zeit lebte in Hechingen ein Metzger, der seine Fleischbank dicht neben der Kirche hatte.

Als er eines Tages ein Kalb schlachtete, hörte er in der nahen Kirche die Glocke zur hl. Messe rufen. Da er ein sehr frommer Mann war, ließ er sogleich Kalb und Messer liegen und eilte in die Kirche, um seine Andacht zu verrichten.

Unterdessen kommen seine zwei Bublein an die Bank. Der eine ist acht, der andere sechs Jahre alt. Als sie sehen, daß der Vater nicht da ist, wohl aber sein Messer, wollen sie die ihnen gegebene Zeit benutzen und ein wenig „Metzger“ spielen. Der Ältere macht natürlich den Metzger, der Jüngere das Kalb, und in seinem Unverstande sticht der Achtjährige den Sechsjährigen mit dem Messer in den Hals, daß das Blut sofort hervorspritzt.

Der Todesschrei des Knaben dringt bis an das Ohr der Mutter, die eben ihr jüngstes Kind badet. Voll Entsetzen stürzt sie hinaus, um zu retten. Dabei läßt sie das Jüngste ins Wasser fallen und es ertrinkt. Während sich die Mutter in Verzweiflung über den sterbenden Knaben wirft, kommt ihr Mann aus der Kirche. Als er das zusammengelaufene Volk sieht und zwei seiner Kinder tot findet, sticht er sich verzweifelt das eigene Messer in den Leib.

Der ältere Knabe, der das ganze Unheil angerichtet hat, wird nun vor den Grafen von Hohenzollern geschleppt, um gerichtet zu werden; denn in jenen harten Zeiten wurde die Todesstrafe auch über Kinder verhängt.

In diesem Falle aber konnten sich die Richter nicht einigen. Die einen wiesen auf die kindliche Unzurechnungsfähigkeit des Knaben hin und wollten ihn freisprechen. Die andern hoben hingegen die Größe des angerichteten Unheils hervor und forderten seine Verurteilung.

Der alte Graf von Hohenzollern ließ die Richter reden und reden, bis sie sich endlich ausgeredet hatten, dann traf er die Entscheidung.

„Ein Kind,“ sagte er, „ist eben ein Kind und weiß die Tragweite seiner Handlungen nicht abzuschätzen. Der Ernst ist ihm Spiel, das Spiel ist ihm Ernst. Ein hölzernes Messer gilt ihm soviel wie ein eisernes und ein Apfel mehr als ein Goldstück. Als der Knabe den verhängnisvollen Stich gegen seinen Bruder führte, wußte er weder, daß der Stich seinen Bruder töten würde, noch daß der Tod die Menschen für immer von der Erde hinwegnehme. Es war ihm eben ein Spiel wie jedes andere. Doch das Kind mag selbst seine Unverständigkeit bezeugen.“

Er legte ein schweres Goldstück und einen Apfel nebeneinander auf den Tisch. Dann ließ er den Knaben hereinrufen und bedeutete ihm, er möchte sich eins von den beiden Dingen als Geschenk auswählen.

Frohgemut griff der Knabe nach dem Apfel und ließ das Goldstück liegen, für dessen Wert er sich in jener billigen Zeit vielleicht hundert Scheffel Äpfel hätte kaufen können.

So bezeugte er seinen Unverstand und kam mit dem Leben davon.

Göz von Berlichingen.

Erzählung aus der Zeit der Bauernkriege. Frei nach Goethe.

I.

Er war um das Jahr 1512.

Unter der Linde vor der Thür des einsamen Waldwirthshauses „Zum grimmen Eber“ saß, den Kopf sinnend in die Hand gestützt, ein schon bejahrter Rittersmann von gar gewaltiger Gestalt. Vor ihm stand ein leerer Humpen. Unwillig ließ der Ritter endlich seine schwere Rechte auf den rohen Tisch fallen, daß der Humpen erschrocken aufhüpfte, und daß es im Walde klang wie von Stahl und Eisen.

„Fünf Tage liege ich nun schon hier auf der Lauer,“ knurrte der Ritter. „Das wird langweilig.“

Er hob den Humpen in die Höhe und merkte nun erst, daß er leer war.

„He, Georg!“ rief er ins Haus hinein.

Nichts rührte sich.

„Heda, Georg! Schläfst du?“

Keine Antwort.

„Georg, Georg!“ rief der Ritter zum drittenmal und ließ seine Rechte wiederum dröhnend auf die Tischplatte fallen. Wieder klang es wie Stahl und Eisen.

Im Innern der Schenke aber erhob sich auf einmal ein gar eigenthümliches Rasseln und Klirren, als eile ein Mensch mit eisernen Gliedern im Hausflur daher, und bald darauf zeigte sich unter der Haustür ein etwa vierzehnjähriger Knabe mit einem arg verlegenen Gesicht, der in dem Panzer eines Erwachsenen steckte.

„Aber, Georg, was treibst du denn?“ lachte der Ritter. „Was willst du mit Hansens Küras?“

„Verzeiht, Herr Ritter,“ sprach der Knabe. „Der Hans hatte sich ein wenig schlafen gelegt. Da nahm ich leise seine Waffen fort, eilte auf die Wiese und übte mich im Fechten.“

„Da wird's den Dornen und Hecken böß genug gegangen sein!“ versetzte gut gelaunt der Ritter. „Aber nun geh und bring dem Hans seinen Panzer wieder. Sag ihm, er soll sich bereit halten und nach den Pferden sehen.“

„Die hab' ich gefüttert und gezäumt,“ sagte stolz der Knabe. „Ihr könnt aufsitzen, wann Ihr wollt.“



„Aber, Georg, was treibst du denn?“

„So bring mir noch einen Krug Wein und gib auch dem Hans ein Glas. Sag ihm, er soll munter sein, es gilt. Jeden Augenblick können meine Kundschafter zurückkehren.“

Georg zögerte.

„Nun, was gibt's noch?“ fragte der Ritter.

„Ach, gestrenger Herr,“ flehte der Knabe, „darf ich nicht mit?“

„Ein andermal, Georg!“ tröstete der Ritter. „Du sollst erst einen Panzer haben, eine Blechhaube und einen Speiß.“

„Aber ich will ja nur hinterher laufen, nur zusehen. Ich will Euch die verschossenen Bolzen wieder holen.“

„Das nächste Mal, heut nicht!“ erklärte der Ritter freundlich, aber bestimmt. „Nun geh!“

Traurig eilte der Knabe mit dem leeren Krüge ins Haus zurück, und der weite Panzer wackelte um seinen Leib, wie die Glocke um den Klöpfel. Mit gefülltem Krüge und ohne Panzer kehrte er zurück.

Da klang es wie Hufschlag in der Ferne. „Herr, ich höre Pferde im Galopp!“ rief Georg. „Das sind die Kundschafter. Ich wette!“

Der Ritter leerte den gewaltigen Humpen auf einen Zug und erhob sich.

„Führe die Pferde heraus! Hans soll aufsitzen!“

Der Hufschlag kam näher und näher. Zwei Reifige bogen um die Ecke der Waldstraße. Ihre schweren Gäule schwitzten, daß sie dampften.

„Drüben im Haslacher Walde zieht der Weißlingen mit seiner Schar!“ rief der erste Reiter dem Ritter zu.

„Dann tut Eile not!“ sprach der Ritter.

Da waren auch Hans und Georg schon mit den Pferden. Ersterer war noch eifrig mit dem Festschnallen des Panzers beschäftigt. Aber er ließ seinen Herrn nicht warten. Im Nu saßen beide zu Pferde, und wie ein Sturmwind sausten die vier Reiter davon.

Der mutige Knabe schaute ihnen traurig nach.

„Aber das nächste Mal!“ jauchzte er dann und seine Augen blitzten.

Da legte sich eine Hand auf seine Schulter. Er wandte sich um und blickte in das freundliche Angesicht eines Mönches aus dem Orden der Barfüßler.

„Mein Knabe, kannst du mir wohl sagen, wer dieser Ritter war?“ sagte der Mönch.

„Was? den kennt Ihr nicht?“ rief Georg verwundert. „Habt Ihr noch nichts vom Götz von Berlichingen gehört?“

„Wo wäre einer in Schwaben und Franken und am Rhein, der nichts von diesem tapferen Freunde der Armen und Unterdrückten gehört hätte!“ sprach der Mönch. „Und das war er selbst?“

„Mit Haut und Haar, mit Leib und Seele!“ lachte der Knabe.

„O daß ich zu spät kam!“ bedauerte der Mönch. „Wie gern hätte ich ihm einmal dankbar die wackere Rechte gedrückt!“

„Ja, das ist so eine Sache!“ versetzte schelmisch der Knabe. „Tapfer ist seine Rechte, darüber ist nicht zu reden; aber drücken läßt sie sich nun einmal nicht.“

„Und warum nicht?“

„Ei, weil sie von Stahl und Eisen ist!“

„Richtig, von Stahl und Eisen!“ erinnerte sich der Mönch. „Ich habe davon gehört. Vor Landsknecht hat ihm eins von jenen tückischen Geschützen, die man Feldschlangen heißt, die Rechte abgebissen.“

„Ja, und er hat sich bei einem geschickten Mechanikus eine neue machen lassen. Ein Kunstwerk, ehrwürdiger Bruder, sage ich Euch. Mit Schienen und Schnallen wird sie am Arm befestigt. Ein Druck auf einen Knopf, und die Finger schließen sich fest um den Schwertgriff. Ein Druck auf einen andern Knopf, und sie gehen wieder auf. Wer einen Schlag von dieser Faust bekommt, steht nimmer wieder auf.“

„Man erzählt davon im ganzen Lande,“ versetzte der Mönch. „Aber kannst du mir auch sagen, junger Freund, was der Ritter drüben im Haslacher Walde zu schaffen hat?“

„Ei, warum nicht!“ rief fröhlich der Knabe. „Wir haben nichts zu verheimlichen. Wir liegen, müßt Ihr wissen, in Fehde mit dem Ritter Weislingen, weil dieser einen von unsern Knechten wider Recht gefangen hält. Und heute geht uns der Weislingen in die Falle, versteht Ihr, drüben im Haslacher Wald. Hei, das wird eine Jagd werden! Einzig schade, daß ich nicht mit durfte.“

„Heilige Jungfrau! sie werden ihn doch nicht totschiagen, den Weislingen?“ rief erschrocken der Mönch.

„Wenn er sich wehrt, natürlich!“ entgegnete Georg sehr kaltblütig. „Aber dazu wird's ja nicht kommen. Wißt Ihr, es sieht manchmal mehr dabei heraus, wenn man einen gefangen nimmt, als wenn man ihn totschiägt. Und das ist beim Weislingen just der Fall. Er soll unsern Knecht, den Matthias, wieder herausgeben, mehr wollen wir nicht.“

„Das ist ein gerechter Grund. Aber der Weislingen scheint mir nicht der Mann zu sein, der sich so leicht fangen läßt.“

„Macht Euch darüber keinen Kummer! Unsere Knechte verstehen sich aufs Gefangennehmen, wie keine sonst. Da werden ihrer zwei dem Weislingen im Husch rechts und links an die Seite springen und ihn in die Mitte nehmen, so fest, daß er sich nicht mehr rühren kann.“

„Aber die andern!“ gab der Mönch zu bedenken. „Der Weislingen wird Euch kaum den Gefallen tun und allein durch den Wald reiten.“

„Verlangt auch niemand von ihm,“ sprach der mutige Georg. „Die andern rennen der Herr und der Hans zusammen, daß sie nur so purzeln werden.“

„Du bist ein wackerer Knabe!“ sagte der Mönch. „Wünsche nur, daß deinem Herrn kein Leid zustößt!“

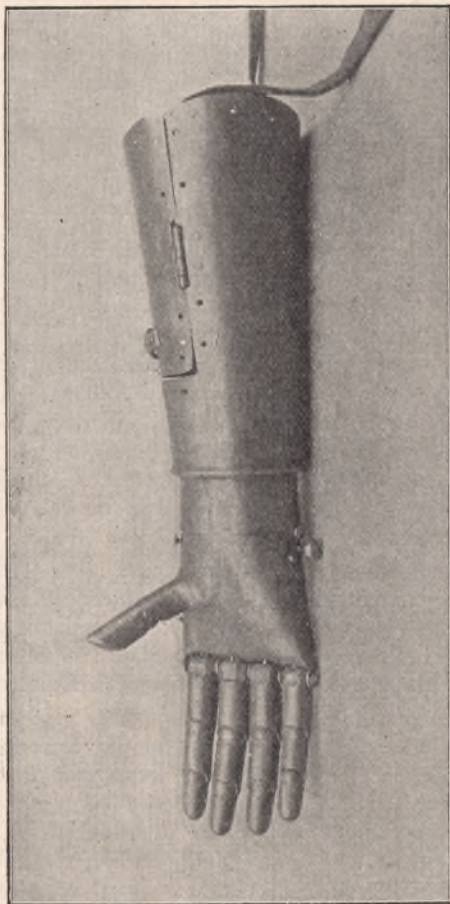
„Da seid ohne Kummer. Der vertraut auf Gott und hilft sich selbst. Habt Ihr übrigens Lust, einen Krug guten Weines auf das Wohl meines Herrn zu leeren, so sollt Ihr auf der Stelle bedient sein.“

„Seh mir einer den Buben an!“ spottete gutmütig der Mönch. „Der ist wohl gar Besitzer der Waldschenke?“

„Das nicht. Aber ich bin der Sohn des Wirtes,“ erklärte Georg, „und der Vater — er ist nach Nürnberg hinein, um Vorräte einzukaufen — hat mir die Vollmacht gegeben, an seiner Stelle im Hause zu walten und zu schalten. Und was dem Ritter Berlichingen zulieb geschieht, genehmigt er auf der Stelle.“

„Ja, ja,“ sprach der Mönch halb zu sich selbst, „auf zehn Meilen in die Runde verehrt das Landvolk den Ritter, weil er es vor dem Übermute der Gewaltigen schützt. — Nun, auf das Wohl eines solchen Ritters leere ich schon einen Becher!“

Georg eilte ins Haus und kehrte mit einer vollen Kanne zurück.



Die kunstvolle eiserne Hand des Gök von Berlin.

Der Mönch hatte in der Abwesenheit in der Pilgertasche gesucht und etliche Bildchen hervorgezogen.

„Wie heißt du denn, mein junger Freund?“ fragte er jetzt.

„Georg, ehrwürdiger Herr!“

„Georg? Nun sieh, da habe ich gerade ein Bildchen von deinem Namenspatron in meiner Tasche. Nimm's und ahme dem Heiligen nach!“

Georg war außer sich vor Freude.

„Ach, welch ein prächtiger Schimmel!“ rief er. „Wenn ich auch einmal so einen hätte! Und die goldene Rüstung! Die schwere Lanze! — Heiliger Georg, mache mich groß und stark, gib mir so eine Lanze, Rüstung und Pferd, und dann laß mir den garstigen Drachen kommen!“

„Das war ein herzhafte Gebet!“ rief der Mönch. — „Möge es in Erfüllung gehen! Und nun auf das Wohl deines Herrn, des wackeren Ritters Götz von Berlichingen!“

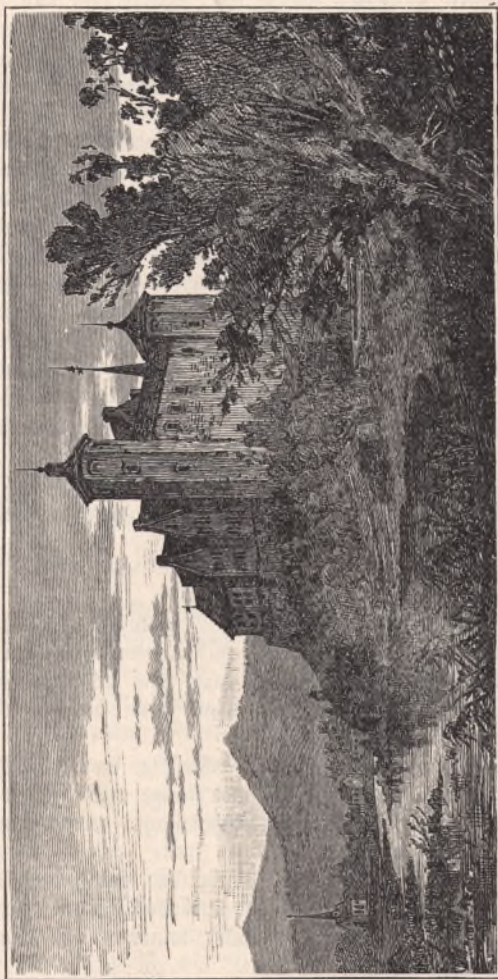
II.

Auf einer steilen Anhöhe am Ufer der Jagst lag Jagsthausen, die Burg des wackeren Ritters von Berlichingen. In ihren kleinen Fenstern glühte das Abendrot. Die Zugbrücke war aufgezo- gen. Der Thürmer aber stand auf der Zinne und spähte mit seinen Falken- augen den Waldpfad hinab. Im Burghofe rührte sich nichts, der Herr und seine Knechte waren ja nicht daheim. Doch erwartete man jeden Augenblick deren Rückkehr.

„Ich kann nicht begreifen, wo mein Herr bleibt,“ sagte Elisabeth, die Burgherrin, zu ihrer Schwägerin Maria, während sie im traulichen Frauenstübchen saßen und sehnsüchtig zum Fenster ausschauten. „Schon fünf Tage und Nächte ist er fort, und er hoffte doch, seinen Streich bald ausführen zu können.“

Elisabeth war eine hohe, stattliche Dame, eine echte deutsche Hausfrau. Das Schlüsselbund kam selten von ihrer Seite. Mild und freundlich waren ihre Züge, doch sprach auch Mut und Entschlossenheit aus ihnen. Wie eine Sonne durchleuchtete sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend Küche und Keller, Kammern und Ställe, und unter ihrem Blicke gedieh alles. Und war sie die Sonne der Burg, so war ihre liebe- liche Schwägerin Maria der sanfte Mond, der still seinen Pfad dahinzieht und alle erfreut mit seinem milden Scheine.

„Ich ängstige mich schon lange,“ sprach Maria. „Wenn ich so einen Mann haben sollte, der sich immer Gefahren aussetzte, ich stürbe im ersten Jahr.“



Burg Jagsthausen.

„Dafür danke ich Gott, daß er mich härter zusammengekehrt hat,“ entgegnete Elisabeth.

Nun mischte sich ein kleiner blondlockiger Knabe, der zu den Füßen der beiden Frauen spielte, in die Unterhaltung.

„Aber warum muß denn der Vater ausreiten, wenn's so gefährlich ist?“ fragte er.

„Es ist sein Beruf,“ sprach Frau Elisabeth. „Dafür ist er eben ein Rittersmann. Er hilft den armen Leuten und sorgt dafür, daß sie von den Großen und Mächtigen nicht unterdrückt werden. Denk einmal, da war ein Schneider von Stuttgart, der war ein trefflicher Bogenschütz und hatte zu Köln beim Schießen hundert Taler gewonnen. Und danach wollten sie's ihm nicht geben. Da kam der Schneider zu deinem Vater und bat ihn, er möchte ihm doch zu dem Gelde verhelfen. Und da ritt der Vater aus und nahm den Kölnern ein paar Kaufleute weg. Diese hielt er so lange gefangen, bis die Kölner dem Schneider sein wohlverdientes Geld ausgezahlt hatten. Wärest du da nicht auch ausgeritten, Karlchen?“

„O, nein! Ich nicht!“ erwiderte ängstlich der Knabe. „Da muß man durch einen dicken, dicken Wald, wo Hexen und Zigeuner drin sind.“

Elisabeth lachte! „Ei, du bist mir ein rechter Bursch! Fürchtest dich vor Hexen und Zigeunern!“

Maria aber half dem Knaben. „Du tust besser, Karl, du lebst einmal auf deinem Schloß als ein frommer, christlicher Ritter. Auf seinen eigenen Gütern findet man zum Wohltun Gelegenheit genug. Selbst die rechtschaffensten Ritter begehen viel Ungerechtigkeit auf ihren Zügen.“

Elisabeth entgegnete tadelnd: „Schwester, du weißt nicht, was du redest. Gebe nur Gott, daß unser Junge mit der Zeit braver wird und dem Weisslingen nicht nachschlägt, der so treulos an meinem Manne handelt.“

Indem erklang draußen gar lustig das Horn des Türmers und blies die Melodie: „Heiße, mach's Tor auf!“

„Der Vater kommt! Der Vater kommt!“ rief Karl und sprang auf.

Ein schwerer Tritt klorrte die Treppe herauf, die Thür öffnete sich, und Hans, der Reitknecht, trat ins Frauenzimmer.

„Gott grüß Euch, edle Frauen!“ sprach er.

„Nun, habt ihr den Weislingen?“ fragte Elisabeth.

„Ihn und drei Reiter,“ antwortete Hans.

„Wie ging's zu, daß ihr so lange ausbleibt?“

„Wir lauerten auf ihn zwischen Nürnberg und Bamberg. Er wollte nicht kommen, und wir wußten doch, er war auf dem Wege. Endlich kundschafteten wir ihn aus. Er war seitwärts gezogen und saß ruhig beim Grafen auf Schwarzenberg. Der Michel und der Sepp hinterbrachten diese Nachricht dem Herrn. Wir saßen auf der Stelle auf und ritten in den Haslacher Wald. Dort mußte er durchkommen. Und er kam mit vier Reitern. Gleich nahmen der Sepp und der Michel den Weislingen in die Mitte, wie's der Herr befohlen hatte, und nestelten sich so fest an ihn, daß er sich weder rühren noch regen konnte. Der Herr und ich aber machten uns über die Knechte her und nahmen sie in Pflicht. Einer ist entwischt.“

„Kommen sie bald?“

„Sie reiten das Tal herauf. In einer Viertelstunde sind sie hier,“ berichtete Hans.

„Dann will ich nur gleich das Essen zurecht machen,“ sprach die Burgherrin; „denn hungrig werdet ihr alle sein.“

„Rechtschaffen,“ schmunzelte Hans. Er freute sich auf das leckere Mahl.

„So nimm die Kellerschlüssel und hol' vom besten Wein,“ befahl Elisabeth. „Sie haben ihn verdient.“

Eine Viertelstunde später führte Götz von Berlichingen seinen Gefangenen in die große Halle der Burg, die zugleich als Empfangssaal und Speisezimmer diente.

Weislingen war ein schöner, schlanker Mann, nicht jünger als Götz, aber zierlicher, gewandter, mit einem Wort: ein Hofmann. Beide waren Jugendfreunde gewesen, aber die Zeit hatte sie auseinandergebracht, den einen dahin, den andern dorthin. Weislingen hielt sich am liebsten zu den Großen dieser Erde und liebte Pracht und Wohlleben. Götz war ein rauher Kriegermann geworden, dem Kampf und Gefahr über alles gingen, der ohne Bedenken sein Leben für die Rechte des ersten besten Schneiders einsetzte.

Weislingen sah recht finster und verdrossen drein. Götz versuchte ihn aufzumuntern.

„Seid guten Mutes!“ sagte er. „Kommt, entwaffnet Euch! Macht's Euch bequem!“

Weislingen schritt unruhig auf und ab wie ein gefangener Löwe.

„Ach, laßt mich!“ wehrte er ab. „Es ist alles eins!“

„Aber warum das?“ drängte Götz. „Ich bitt' Euch, sed aufgeräumt. Ihr seid in meiner Gewalt, aber Ihr wißt, daß ich sie nicht mißbrauchen werde.“

„Das ist Eure Ritterpflicht!“ entgegnete herb der Gefangene. „Ich bin gefangen, alles übrige ist eins.“

„Ihr solltet so nicht reden,“ sprach Götz. „Wenn Ihr's mit Fürsten zu tun hättet, so ließen sie Euch wohl in einen tiefen Turm sperren, wohin weder Sonne, noch Mond scheinen. Sie ließen Euch vielleicht in Ketten legen, geben Euch nur Wasser und Brot, ließen Euch auf Stroh schlafen, Spinnen und Kröten zur Gesellschaft, und was dergleichen Liebesdienste mehr sind.“

Diese dringliche Rede schien Weislingen zur Besinnung zu bringen, und er entwaffnete sich zögernd.

Hans, der auf Jagsthausen die Dienste eines Kämmerers versah, trug Speisen und Wein auf, und die beiden Ritter setzten sich zum Mahle nieder. Fröhlichen Mutes aß der eine, gepreßten Herzens der andere.

Götz füllte die Becher.

„Auf unsere Jugendfreundschaft!“

„Sie ging dahin, wie so vieles in der Welt,“ entgegnete Weislingen düster und rührte seinen Becher nicht an.

„Sie kann wiedererstehen!“ sprach Götz.

„Ich bin Euer Gefangener,“ versetzte Weislingen bedeutungsvoll.

„Wenn Euer Gewissen rein ist,“ sprach Götz, „so seid Ihr frei. Aber wie war's mit dem Landfrieden? Warum habt Ihr den nicht gehalten? Mitten im Frieden meinen Buben zu fangen —“

„Es geschah ohne mein Wissen.“

„Warum gebt Ihr ihn aber nicht los?“

„Er hat sich nicht aufgeführt, wie er sollte.“

„Nicht wie er sollte?“ brach nun Götz los. „Bei meinem Eid, er hat getan, wie er sollte! Meint Ihr, ich komme erst heut auf die Welt, daß ich nicht sehen soll, wo alles hinaus will?“

Weislingen, soll ich von der Leber weg reden? Ich bin Euch ein Dorn in den Augen, so klein ich bin, und der Sickingen und Selbzig nicht weniger, weil wir fest entschlossen sind, eher zu sterben, als jemand die Lust zu verdanken außer Gott, und unsere Treu und unsern Dienst keinem andern zu leisten als dem Kaiser. Da ziehen sie um mich herum und verschwärzen mich bei Ihro Majestät und spionieren nach Vorteil über mich. Aus dem Wege wollen sie mich haben. Und Ihr, Weislingen, seid das Werkzeug jener Partei."

Weislingen vermochte nichts zu erwidern, denn der Herr von Jagsthausen hatte die reine Wahrheit gesprochen. Zögernd gestand er endlich, daß, wenn es auf ihn allein angekommen wäre, er den gefangenen Knecht längst zurückgeschickt hätte; aber leider befände sich dieser in der Gewalt der Nürnberger.

"Hab' mir's ungefähr so gedacht," meinte Götz nachdenklich. "Aber das ist nicht recht, Adalbert, daß Ihr, ein freier Mann, Euch in den Dienst der Städte begeben habt. Ein freier Mann darf sich nicht zum Knechte erniedrigen. Ich hoffe, Ihr geltet etwas in Nürnberg?"

"Ich darf diese Frage bejahen, ohne mich sonderlich zu rühmen," sprach Weislingen.

"Ei, dann wäre ja unsere Fehde rasch beigelegt," rief Götz fröhlich. "Ihr versprecht mir mit Herz und Hand, bei den Nürnbergern aus allen Kräften dahin zu wirken, daß sie meinen Buben freigeben, und Ihr sollt auf der Stelle frei sein."

Weislingen glaubte dieses Versprechen mit gutem Gewissen geben zu können. Also stießen sie an auf die neue Freundschaft, und beiden war es, als sei ein großer Stein von ihrer Brust gewälzt. Die Frauen wurden herbeigerufen, und auf Jagsthausen gab es ein fröhliches Fest. Zwei Jugendfreunde glaubten sich wiedergefunden zu haben.

Aber es kam anders.

III.

Die Nürnberger zeigten nicht die mindeste Lust, Gözens Reitknecht freizugeben. Ihnen lag alles daran, den Herrn der Jagstburg beim Kaiser in eine schiefe Lage zu bringen. Weislingen mochte flehen, soviel er wollte, sie bestanden auf ihrem Willen.

„Dann habt ihr nichts Gutes von ihm zu erwarten,“ sprach Weislingen, der voll Ingrimme erkannte, daß er wirklich aus einem freien Herrn ein Knecht der Nürnberger geworden sei.

„Dann verklagen wir ihn beim Kaiser,“ sagten die Nürnberger, „und wir werden ihn auf immer los. Mehr wollen wir ja nicht.“

Götz wartete vergebens auf Weislingens Rückkehr, und als er schon lange genug gewartet zu haben glaubte, sagte er den Herren von Nürnberg Fehde an. Als Helfer warb er den lahmen Hans von Selbitz, der ein hölzernes Bein hatte. Als die Nürnberger Kaufleute mit reich bepackten Wagen von der Frankfurter Messe heimzogen, überfiel er ihrer dreißig im Walde und schleppte sie trotz heftigen Widerstandes samt ihren Wagen auf seine Burg.

Nun war der Jammer groß in Nürnberg, und die entrüstete Kaufmannschaft schickte eine Gesandtschaft an den Kaiser Maximilian, der sich gerade in Augsburg befand.

„Allerdurchlauchtigster! Großmächtigster!“ begann der Sprecher der Gesandtschaft, als sie vor dem Kaiser standen. „Arme Kaufleute aus Nürnberg, Euer Majestät Knechte, flehen um Hilfe. Götz von Berlichingen und Hans von Selbitz haben unser dreißig, die von der Frankfurter Messe kamen, niedergeworfen und beraubt. Wir bitten Eure Kaiserliche Majestät um Hilfe, um Beistand, sonst sind wir alle genötigt, betteln zu gehen.“

Hochaufgerichtet stand Kaiser Max vor den Bittenden. Sonst freundlich wie ein heller Sommertag, blickte er heute so finster drein wie der Himmel in einer Wetternacht. Er kämpfte seit langem mit schweren Sorgen. Er war Deutscher Kaiser, aber die Reichsfürsten gehorchten ihm nur, wenn es ihnen paßte. Ebenso widerspenstig erwiesen sich die Reichsstädte. Aber wenn eins oder das andere in Not kam, dann sollte der Kaiser helfen. Er sollte, wie man zu sagen pflegt, allen Schutze machen, aber niemand wollte ihm das Jeder dazu geben.

Also schaute Kaiser Max recht finster auf die Nürnberger.

„Heiliger Gott!“ rief er dann aus. „Was ist das? Der eine hat nur eine Hand, der andere nur ein Bein! Wenn sie nun erst zwei Hände hätten und zwei Beine, was würdet ihr dann tun?“

„Wir bitten Eure Majestät untertänigst, auf unsere bedrängten Umstände ein mitleidiges Auge zu werfen!“ flehten die Kaufleute aufs neue.

Der Kaiser lachte bitter.

„So geht's zu im Reiche!“ sagte er. „Wenn ein Kaufmann einen Pfeffersack verliert, soll man das ganze Reich aufmahnen; und wenn Sachen vorliegen, daran Kaiserlicher Majestät in dem Reiche viel gelegen ist, so kann euch kein Mensch zusammenbringen. Geht! Für heute kann ich euch keinen Bescheid geben. Will mir's erst überlegen.“

Damit kehrte er den Nürnbergern den Rücken, die recht demütig von dannen schlichen.

„Berlichingen, Selbitz und Sickingen!“ sprach der Kaiser gedankenvoll vor sich hin. „Ich kenne die Leute. Sie sind tapfer und edel. Ich möchte sie gern schonen. Wenn ich Krieg führte, müßten sie mit mir zu Felde. Aber sie wollen sich selbst helfen; und das darf nicht sein in einem Staate, in dem ein Kaiser regiert. Sie greifen in mein Richteramt ein, und ich muß ein Beispiel festlegen. Jetzt scheint mir gerade der geeignete Zeitpunkt dazu zu sein. Berlichingen mag gegen die Nürnberger im Recht sein, gegen mich ist er im Unrecht. Es soll ihm kein Leid geschehen, dem alten, biedern Ritter — auch dem Selbitz nicht. Ich will sie gefangen setzen und dann Urfehde schwören lassen. Urfehde sollen sie mir schwören, damit sie ruhig auf ihren Schlössern sitzen bleiben und nicht aus ihrem Bann gehen.“

IV.

So kam es, daß Götz von Berlichingen und Hans von Selbitz in die Acht erklärt wurden, und das Heer der Nürnberger im Bunde mit einer Abteilung Reichstruppen gegen sie heranzog.

Götz setzte sein Felsenest in Verteidigungszustand, so gut er konnte, und brachte ein ganz stattliches Fähnlein Bewaffneter zusammen. Auch Georg, der Wirtsohn aus dem „Grimmen Eber“, hatte sich eingefunden. Götz wollte ihn wieder heimschicken, weil er doch noch gar zu jung sei; aber Georg berief sich auf das Wort des Ritters, daß er an dem nächsten Strauße teilnehmen dürfe, und blieb. Schon ein tapferer Knabe galt viel in jener wildbewegten Zeit, unschätzbaren Wert aber hatte ein furchtloser, umsichtiger, besonnener und dabei tapferer Mann.

Auch ein solcher sollte sich, außer den schon vorhandenen, noch in Jagsthausen einfinden.

Eines Tages trat Georg in die Stube des Ritters und sprach: „Es steht einer draußen, der selbst mit Euch reden will. Ich kenn' ihn nicht. Es ist ein stattlicher Mann mit schwarzen, feurigen Augen.“

„So bring' ihn herein!“ befahl der Ritter.

Georg öffnete die Thür, und herein trat ein bewaffneter Mann, ein prächtige Reitergestalt.

„Gott grüß Euch!“ sprach er und lächelte dann, als wollte er sagen: „Nun, was meint Ihr zu mir?“

Götz musterte ihn lange, konnte sich aber nicht entsinnen, ihn je gesehen zu haben.

„Was bringt Ihr?“ fragte er endlich.

„Mich selbst, nicht mehr und nicht weniger,“ antwortete lächelnd der Fremde. „Ich möchte Euch helfen gegen Eure Feinde.“

Götz erhob sich und reichte ihm die Hand, die jener kräftig schüttelte.

„Ihr seid mir willkommen!“ sprach der Ritter herzlich.

„Doppelt willkommen, weil Ihr ein braver Mann seid, und weil Ihr zu einer Zeit kommt, wo ich neue Freunde nicht mehr zu gewinnen hoffte, vielmehr stündlich fürchtete, alte zu verlieren. Gebt mir Euren Namen!“

„Franz Verse nennt man mich.“

Götz legte dem Reiter die schwere Rechte auf die Schulter und blickte ihn lange treuherzig an.

„Ich danke Euch, Franz,“ sagte er, „daß Ihr mich mit einem braven Manne bekannt macht.“

Verse lachte wieder. „Ich machte Euch schon einmal mit mir bekannt,“ meinte er lustig, „aber damals danktet Ihr mir nicht dafür.“

Götz stutzte und betrachtete den Reiter aufs neue. Dann schüttelte er sein graues Haupt und sagte: „Ich erinnere mich Euer nicht.“

„So will ich Euch auf die richtige Spur bringen,“ versetzte Verse. „Wißt Ihr noch, wie Ihr um des Pfalzgrafen willen Konrad Schotten feind waret und nach Haßfurt auf die Fastnacht reiten wolltet?“

„Wohl weiß ich es,“ entgegnete sinnend der Ritter.



"Gott grüß Euch!"

Und Verse fuhr fort: „Wißt Ihr, wie Ihr unterwegs bei einem Dorfe fünfundzwanzig Reitern entgegenkamt?“

„Richtig. Ich hielt sie anfangs nur für zwölf und teilte meinen Haufen — waren unser sechzehn — und hielt am Dorfe hinter der Scheuer in der Absicht, sie vorbeiziehen zu lassen und ihnen dann in den Rücken zu fallen.“

„Aber wir sahen Euch,“ sprach Verse, „und zogen auf eine Höhe am Dorf. Ihr zogt vorbei und hieltet unten. Als wir sahen, Ihr wolltet nicht heraufkommen, ritten wir hinab.“

„Ganz recht,“ versetzte eifrig der Ritter, dem das Bild jenes Gefechtes immer klarer vor die Seele trat. „Da sah ich erst, daß ich mit der Hand in die Kohlen geschlagen hatte. Fünfundzwanzig gegen acht! Da galt's kein Feiern. Erhard Truchseß machte mir einen Knecht kampfunfähig, dafür rannte ich ihn vom Pferde. Hätten sie sich alle gehalten, wie er und sein Knecht, es wäre mein und meines kleinen Häufleins übel gewahrt gewesen.“

„Der Knecht, von dem Ihr saget“ — begann Verse.

„Es war der bravste, den ich gesehen habe,“ unterbrach ihn der Ritter. „Er setzte mir heiß zu. Wenn ich dachte, ich hätte ihn von mir gebracht und wollte mit andern zu schaffen haben, war er wieder an mir und schlug feindlich zu. Er hieb mir auch durch den Panzerärmel hindurch, daß es ein wenig geblutet hatte.“

„Habt Ihr's ihm vergeben?“ fragte Verse lächelnd.

„Er gefiel mir mehr als zu wohl!“ rief der Ritter.

„Nun so hoff' ich, daß Ihr mit mir zufrieden sein werdet,“ sprach Verse. „Ich bin jener Knecht und habe mein Probestück an Euch selbst abgelegt.“

„Seid Ihr's wirklich?“ rief Götz von Berlichingen freudig aus. „O willkommen, willkommen! — Kaiser Maximilian, kannst du sagen, daß du unter deinen Dienern so einen geworben hast?“

„Mich wundert's, daß Ihr nicht eher auf mich verfallen seid,“ meinte Verse, glücklich über diesen warmen Empfang.

„Wie sollte mir einkommen, daß der mir seine Dienste anbieten würde, der auf das feindseligste mich zu überwältigen trachtete?“

„Eben darum, Herr!“ sagte Verse. „Von Jugend auf dien' ich als Reitersknecht und hab's mit manchem Ritter aufgenommen.“

Da wir auf Euch stießen, freute ich mich. Ich kannte Euren Namen, und da lernte ich Euch kennen. Ihr wißt, ich hielt nicht stand. Ihr saht, es war nicht Furcht, denn ich kam wieder. Kurz, ich lernte Euch kennen, und von Stund' an beschloß ich, Euch zu dienen."

"Und wie lange wollt Ihr bei mir aushalten?"

"Einstweilen ein Jahr ohne Entgelt."

"Rein," sprach Götz, "Ihr sollt gehalten werden wie ein anderer und drüber. Ein Mann, wie Ihr, gilt für zwanzig." —

Am andern Morgen traf Hans von Selbitz mit fünfzig Mann in Jagsthausen ein und meldete zugleich, daß ein Trupp Reichsvölker den Roedel heraufzöge.

Anfangs ging alles gut, und die Reichsvölker liefen wie die Hasen, wo sich nur Berlichingens Feldzeichen sehen ließ.

Einmal standen zwei Reitknechte auf Vorposten, da sahen sie Götzens Fähnlein daherkommen.

"O weh!" rief der eine. "Ich klettere auf den Baum."

"Und ich versteckte mich im Rohr," wimmerte der andere.

Und so taten sie.

Als der auf dem Baume den Feind hatte vorbeiziehen sehen, stieg er wieder herab und rief dem andern:

"Du, Michel!"

Michel antwortete nicht.

"Michel, sie sind fort!"

Michel gab keinen Laut von sich, konnte auch nicht, denn er war im Moore versunken. Ein Riß im grünen Rasen und darin eine dunkle, blasenwerfende Lache, das war seine Grabstätte. —

Aber viele Hunde sind des Hasen Tod. Götz von Berlichingen wurde immer weiter zurückgedrängt und zuletzt in Jagsthausen belagert.

V.

In der Burg ging es nun recht lebendig zu, und Frau Elisabeth hatte alle Hände voll zu tun, um das stattliche Häuflein der Belagerten zu versorgen. Götz sah, wie sie sich abmühte, und es tat ihm herzlich leid um die wackere Frau.

"Du hast viel Arbeit, arme Frau!" sagte er eines Tages.

"Ich wollte, ich hätte sie lange," entgegnete sie. "Aber ich fürchte, wir werden uns nicht lange halten können."

„Wohl möglich,“ meinte Götz. „Wir hatten nicht Zeit, uns mit Vorräten zu versehen.“

„Und auf einmal die vielen Leute —“

„Nun, wir tun dem Feinde brav Abbruch,“ versetzte der verzagte Ritter. „Sie schießen den ganzen Tag, verwunden aber nur die Mauern. Höchstens geht mal eine Scheibe in Scherben. Verse ist ein braver Kerl. Schleicht immer mit seiner Büchse herum, und wo sich einer zu nahe wagt, blaff! liegt er.“

Ein Knecht kam und verlangte Kohlen. Die Kugeln seien alle, und man müsse neue gießen. Elisabeth gab ihm, was er verlangte, und der Knecht trug das Kohlenbecken in die Halle, wo Georg und Verse seiner warteten.

„Stell' es hierher!“ sagte Verse, „und dann seht, wo Ihr im Hause Blei kriegt. Ich will indessen hier zugreifen.“

Er schlug ein Fenster, dessen runde Scheiben in Blei gefaßt waren, in Scherben, riß das Blei heraus und warf es in die Gießkelle.

„So geht's in der Welt!“ murmelte er dabei. „Weiß kein Mensch, was aus den Dingen werden kann. Der Glaser, der die Scheiben faßte, dachte gewiß nicht, daß einmal Kugeln aus diesem Blei gegossen werden würden.“

Georg kam mit einer metallenen Dachrinne.

„Da hast du Blei!“ sagte er lustig. „Wenn nur die Hälfte davon trifft, entgeht uns keiner von den Feinden. Der Regen mag sich einen andern Weg suchen. Ich bin nicht bang davor. Ein braver Reiter und ein rechter Regen kommen überall durch.“

„Wagehals,“ tadelte Verse, „bist aufs freie Dach hinaufgeklettert! Man konnte dich herabschießen wie einen Spazzen.“

Georg lachte. „Ei, versucht hat man es wohl. Legte gleich einer auf mich an, traf aber nur eine Taube, die in der Nähe saß. Sie fiel in die Rinne. Ich dankte dem Manne für den schönen Braten und stieg mit der doppelten Beute wieder herein. Siehst du, dort unten steht der wackere Schütze noch. Er glaubt wohl, ich werde ihm zu Gefallen noch einmal aufs Dach hinaufsteigen.“

Verse ergriff seine Büchse und lud eine von den frisch gegossenen Kugeln hinein.

„Er soll die Kugel versuchen, warm, wie sie aus der Pfanne kommt,“ sagte er und legte an. Der Schuß krachte, und Götz von Berlichingen hatte wieder einen Feind weniger.

Dann wurde weiter gegossen. Man war gerade mit dieser Arbeit fertig, als der Ritter in der Halle erschien.

„Ich habe mit dir zu reden, Verse,“ sprach er. „Du, Georg, magst einstweilen zum Essen gehen.“

„Sie bieten mir einen Vertrag an,“ sagte Götz, als Georg gegangen war.

„Dann will ich hinaus und fragen, wie dieser Vertrag beschaffen sein soll,“ meinte Verse.

„Es wird sein,“ vermutete Götz, „daß ich mich auf ritterlich Gefängnis stellen soll.“

„Das darf nicht sein,“ versetzte Verse. „Freien Abzug müssen sie uns zugestehen. Wir vergraben alsdann Gold und Silber, wo sie's mit keiner Wünschelrute finden sollen und überlassen ihnen das leere Schloß.“

„Sie lassen uns nicht,“ sprach Götz.

„Es kommt auf die Probe an,“ schloß Verse. „Ich will hinaus zu ihnen.“

Und er ging.

Der Ritter aber begab sich in den Speisesaal, wo bereits alle um einen mächtigen Eichentisch saßen, auch die Knechte. Götz freute sich seiner Treuen und sprach fröhlichen Herzens:

„So bringt uns die Gefahr zusammen. Laßt's euch schmecken, meine Freunde, und vergeßt auch das Trinken nicht!“

Er hob die Flasche und fand sie leer.

„Kein Wein mehr da?“

Frau Elisabeth nahm ihn auf die Seite und sagte leise: „Es ist nur noch eine da, und die habe ich für dich beiseite gestellt.“

Sprach der biedere Ritter: „Nicht doch, meine Liebe! Gib sie heraus! Sie brauchen Stärkung, nicht ich.“

Da brachte sie die letzte Flasche, und Götz füllte die Becher.

„Es ist die letzte,“ sagte er. „Aber mir ist's, als ob wir nicht zu sparen Ursache hätten. Ich bin lange nicht so vergnügt gewesen. Stoßt an! Es lebe der Kaiser!“

„Es lebe der Kaiser!“ donnerte es durch den Saal.

„Das soll unser vorlestes Wort sein, ehe wir sterben,“ fuhr Götz fort. „Ich liebe ihn, den Kaiser, denn wir haben einerlei Schicksal. Die Reichsstände sind wider mich, wie sie wider ihn sind. Doch bin ich noch glücklicher, als er. Er muß den Reichs-

ständen die Mäuse fangen, indessen die Ratten seine Besitztümer annagen. Trinkt aus, es reicht noch zu einer Runde!"

Er schenkte den Rest der Flasche in die geleerten Becher.

"Und wenn einmal unser Blut anfängt, so auf die Reige zu gehen wie dieser Wein," sprach der Ritter feierlich, "was soll dann unser letztes Wort sein?"

"Es lebe die Freiheit!" rief der junge Georg.

"Ganz recht!" nickte Götz. "Es lebe die Freiheit!"

"Es lebe die Freiheit!" wiederholten alle, und die Becher klangen das letztemal zusammen.

Indem kehrte Lersé von draußen zurück.

"Freiheit! Freiheit!" rief er. "Ihr sollt abziehen mit Gewehr, Pferden und Rüstung. Proviant aber sollt Ihr dahinten lassen."

Götz lachte und meinte: "Nun, an unserem Proviant werden sie sich kein Zahnweh erkauen!"

Alles brach auf, um sich zum Abzuge zu rüsten. Geld und Kleinodien vergrub der treue Lersé mit Frau Elisabeth an einer schon vorher ausgedachten, von den Feinden unauffindbaren Stelle, dann hatte man in Jagsthausen vorderhand nichts mehr zu suchen. Das Thor ging auf, die Zugbrücke wurde herabgelassen, und das tapfere Häuflein der Belagerten, der Ritter und seine Gemahlin an der Spitze, entfloß den engen Mauern, die ihm in der letzten Zeit zum Gefängnis geworden waren.

Aber draußen lauerte der Verrat.

Als Götz arglos durch die Reihen der Feinde ritt, fielen sie plötzlich von hinten über ihn her, rissen ihn vom Pferde und führten ihn samt seinen Leuten gefangen nach Heilbronn. Georg und Lersé hatten sich gewehrt wie die Löwen, aber auch sie waren der Übermacht und Hinterlist der Feinde erlegen und theilten das Geschick der übrigen.

Innerhalb der Mauern Heilbronn's durften Götz und seine Gemahlin frei umhergehen und sich nach Gefallen beschäftigen. Er begann während dieser Zeit der Untätigkeit seine Lebensgeschichte zu schreiben, die bis auf unsere Zeit gekommen ist. Seine Leute aber hielt man in harter Gefangenschaft, was den Ritter tief erbitterte, namentlich wenn er an seine Lieblinge Georg und Lersé dachte.



„Stoßt an! Es lebe der Kaiser!“

Aber mit der Zeit traute der Rat von Heilbronn auch dem Ritter nicht mehr recht. Die Krämerseelen fürchteten alles von seinem Heldenstinn.

Einmal luden sie ihn in das Rathhaus und bestellten die stärksten Leute der Stadt, etliche Bierbrauer und Grobschmiede, daß sie den Ritter binden und in einen tiefen Turm werfen sollten. Doch als der Ritter den ersten von der Schar mit seiner eisernen Faust niedergeschlagen hatte, daß er nimmer ans Aufstehen dachte, da wagte sich keiner mehr an ihn, zumal zur selben Stunde die Nachricht kam, Franz von Sickingen halte vor den Thoren und lasse dem Rat sagen: er habe gehört, wie unwürdig man an seinem Freunde Verlichingen gehandelt habe. Er verlange Rechenschaft, sonst wolle er binnen einer Stunde die Stadt an vier Ecken anzünden und der Plünderung preisgeben.

Nun geriet der hochweise Rat von Heilbronn in helle Angst, und man bat Götz kniefällig, beim Sickingen ein gutes Wort einzulegen, daß er der Stadt schone, und ließ ihn samt seinen Leuten auf der Stelle frei.

Götz kehrte wieder auf sein stilles Jagsthausen zurück, wo er sich während mehrerer Jahre ruhig verhielt. Hatte er doch dem Kaiser Urfehde schwören müssen.

Georg und Lese aber jagten in den Wäldern um Jagsthausen und versorgten die Küche der Frau Elisabeth mit allerlei Wildbret.

VI.

So vergingen etwa drei Jahre, und das immerwährende Stillliegen begann dem wackern Ritter nahezu unerträglich zu werden.

Da kehrte eines Tages Lese von einem größeren Ausfluge zurück und erzählte, daß die Bauern von ganz Schwaben aufgestanden wären und ihre bisherigen Herren mit Gewalt vertrieben hätten.

„Es geht schrecklich zu,“ schloß er seinen Bericht. „Sie sengen, brennen und morden. Ich fürchte, sie verwüsten das ganze Land.“

„Da leiden sicher auch welche von meinen lieben Freunden mit,“ sprach Götz bekümmert.

Und Georg meinte: „Schade, daß wir ihnen nicht zu Hilfe reiten dürfen!“

Götz dachte dasselbe, sagte aber nichts weiter.

Verse hatte leider die reine Wahrheit berichtet. Die Bauern waren wie aus Rand und Band und wüteten schrecklich im Lande. Sie eroberten Burgen und Städte, erschlugen, was ihnen in den Weg kam, plünderten alles aus und zündeten schließlich die geleerten Wohnstätten an. Um Recht und Gesetz kümmerten sie sich nicht im geringsten. In Weinsberg wollte ein Adeliger, Dietrich von Weiler, gütlich mit ihnen unterhandeln und trat, die weiße Fahne in der Hand, auf den Wall hinaus. Hohnlachend schossen sie ihm eine Kugel vor den Kopf, drangen in die Stadt ein, verwüsteten alles und schleppten dreizehn vom Adel, darunter die Grafen von Helfenstein und Eltershofen auf die Ebene vor der Stadt, wo sie sie unter lautem Gejohle mit ihren Spießen niederstachen.

Aber mit der Zeit sahen die Bauern doch selbst ein, daß es so hinterbunt nicht weiter gehen könne. Sie mußten einen Führer haben, dem alle gehorchten. Denn ohne Gehorsam geht eben die Welt zugrunde.

Wen aber sollte man zum Führer wählen? Natürlich einen, den das Volk achtete und liebte, aber zugleich auch fürchtete. Die Mehrzahl fiel auf Götz von Berlichingen. Der war ein Kriegsheld sondergleichen und hatte immer zu den Armen gehalten.

Also sandten die Bauern etliche Abgeordnete nach Jagsthausen.

Götz ahnte natürlich nicht, was die Bauern von ihm wollten, als er, mit Verse und Georg unterwegs, die Gesandten traf.

Sie trugen ihm ihr Anliegen vor und schlossen mit der Aufforderung:

„Ihr sollt unser Hauptmann sein!“

Götz sah die Leute lange an. Endlich sagte er: „Ich bin nicht frei. Ich habe dem Kaiser Max geschworen, von hier nicht wegzugehen.“

„Kaiser Max ist gestorben,“ entgegneten die Bauern, „und ander Regiment herrscht im Lande. Ihr seid keinem mehr verpflichtet.“

Eigentlich hatten die Bauern recht.

Aber Götz erwiderte: „Und wenn ich wirklich ganz frei wäre, und ihr wollt handeln wie bei Weinsberg an den Edeln und Herren und so forthausen, daß ringsherum das Land brennt und blutet, und ich sollte euch behilflich sein zu eurem schändlichen,

rasenden Wesen, dann sollt ihr mich eher totschlagen wie einen wütigen Hund, als daß ich euer Hauptmann werde.“

Die Bauern schwiegen betroffen.

Endlich meinte einer: „Wäre es nicht schon geschehen, es geschähe nimmermehr.“

Und ein anderer: „Das war eben das Unglück, daß sie keinen Führer hatten, den sie geehrt, und der ihrer Wut hätte Einhalt tun können. Nimm die Hauptmannschaft an, ich bitte dich, Götz. Die Fürsten werden dir Dank wissen. Ganz Deutschland wird dich dafür ehren. Es wird zum Besten und Frommen aller sein. Menschen und Länder werden geschont werden.“

In Götz regte sich der Kriegermann, aber diese zügellosen Horden zu führen, war doch immer eine recht bedenkliche Sache. Nahm er die Führerschaft an, dann war er fortan für alle Freveltaten der Bauern verantwortlich.

Da sagte ein dritter, einer von jener Art, hinter der man drei Kreuze schlägt: „Wir haben nicht Zeit zu langen Unterredungen. Kurz und gut, Götz, sei unser Hauptmann, oder stieh zu deinem Schloß und deiner Haut. Und hiermit zwei Stunden Bedenkzeit. Leute, bewacht ihn!“

Götz warf dem Manne einen Blick voll Verachtung zu.

„Was braucht's das?“ sagte er kalt. „Ich bin so gut, als entschlossen — jetzt oder gar nicht. Aber eins möchte ich noch wissen. Warum seid ihr ausgezogen? Was wütet ihr da und verderbet das Land? Wollt ihr absteigen von euren Übelthaten und handeln als wackere Leute, die wissen, was sie wollen, so will ich euch behilflich sein zu euren Forderungen und auf acht Tage euer Hauptmann sein.“

„Was geschehen ist, ist in der ersten Hitz' geschehen,“ sagte der erste Sprecher wieder, „und kommt nicht auf deine Rechnung.“

„Aber auf ein Vierteljahr wenigstens mußt du uns zusagen,“ knurrte der dritte.

„Nehmt vier Wochen,“ meinte der zweite, „und beide Teile können zufrieden sein.“

„Meinetwegen!“ sprach Götz. „Und gelobt mir, den Vertrag, den ihr mit mir geschlossen, schriftlich an alle Häufen zu senden und ihm bei Strafe streng nachzukommen.“

„Nun ja, es soll geschehen,“ meinte zögernd der erste. Dieses strenge Auftreten gefiel den Bauern schon nicht.



„Ihr sollt unser Hauptmann sein!“

„So verbinde ich mich euch auf vier Wochen,“ schloß Götz die Unterredung und entließ die Abgesandten mit schwerem Herzen.

Das Bündniß widerstrebte seiner ehrlichen Natur und nur, um dem Lande zu nützen, hatte er es abgeschlossen.

Ein Führer der Aufständischen!

Wie würden seine Feinde diesen Umstand ausbeuten!

Immer wieder kam er auf den Gedanken zurück: Ich hätte es doch nicht tun sollen! Aber einmal geschlossene Verträge pflegte er zu halten, treu, unverbrüchlich, und wenn ihm das Herz darüber in Stücke ging.

Seine schlimmen Befürchtungen sollten nur zu bald eintreffen.

Der Mehrzahl der Bauern paßte es durchaus nicht, sich der Oberleitung eines Adeligen zu fügen und von ihrem zügellosen Treiben abzulassen.

„Was soll uns der Vertrag?“ riefen sie. „Es war schändlich, einen Vertrag einzugehen. Wir sind ausgezogen, uns an unseren Feinden zu rächen und uns emporzuhelfen, und was wir zu tun und zu lassen haben, wissen wir selbst.“

Um zu zeigen, daß sie nicht gewillt wären, in den Vertrag einzugehen, beschloßen sie, gerade das Gegenteil von Götzens Verordnungen zu tun und das Städtchen Miltenberg, vor dem sie lagen, an allen Ecken anzuzünden.

Götz sah den Brand und geriet außer sich.

„Geschwind zu Pferde, Georg!“ rief er. „Ich sehe Miltenberg brennen. Halten sie so den Vertrag? Reit' hin, sag' ihnen die Meinung! Die Mordbrenner! Ich sage mich los von ihnen. Sie sollen einen Zigeuner zum Hauptmann machen, nicht mich. Geschwind, Georg!“

Georg eilte in den Stall.

Götz aber starrte kummervoll vor sich hin.

„Wollte, ich wäre tausend Meilen davon und läge im tiefsten Turm, der in der Türkei steht!“ sagte er. „Könnte ich nur noch einmal mit Ehren von ihnen kommen! Ich fahre ihnen alle Tage durch den Sinn, sage ihnen die bittersten Wahrheiten, daß sie nur meiner müde werden und mich entlassen sollen. Aber sie bestehen auf dem Vertrage.“

Georg meldete, daß die Pferde gefattelt seien, und beide brachen auf gen Miltenberg.

Die Stadt lohnte wirklich an allen Ecken, aber die Bauern fanden diesmal keine Zeit zum Morden und Plündern; denn der schwäbische Bund hatte ein Heer gegen sie entsandt, und dieses setzte ihnen scharf zu. Die meisten flohen, die andern fielen. Unter letzteren der tapfere Georg. Götz von Berlichingen wurde schwer verwundet und gefangen genommen. Er hatte den Schlachtentod gesucht und nicht gefunden. Um seinen treuen Georg trauerte er wie einst David um Jonathan.

Auf Grund des Vertrages, den er mit den Bauern geschlossen hatte, und woraus man ersehen konnte, daß er wirklich nur das Beste gewollt, sprach ihn das Kammergericht frei, und er kehrte auf seine Burg zurück. Seinen alten frohen Lebensmut aber fand er nicht wieder. Als Einsiedler lebte er fortan auf Jagsthausen und starb hochbetagt, ohne sich noch einmal in die Händel der Welt gemischt zu haben.

Er war allgemach zu der Einsicht gekommen, daß, wenn zwei sich streiten, zumeist beide unrecht haben.

Eine tapfere Landesmutter.

Nach der Schlacht bei Mühlberg 1547 marschierte die Armee Kaiser Karls V. durch Thüringen. Ein Teil dieser Truppen kam durch das Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt. Die verwitwete Gräfin Katharina von Schwarzburg aber hatte sich von dem Kaiser ein Schreiben erwirkt, in dem versprochen wurde, daß das Heer die strengste Manneszucht beobachten sollte. Sie selbst hatte sich dafür erboten, den durchziehenden Soldaten Nahrungsmittel zu einem billigen Preise zu liefern. Damit jedoch die Nachbarschaft die plünderungsgewohnten Streiter nicht in Versuchung führe, war die Vorsicht gebraucht worden, die Saalebrücke bei Rudolstadt abzubrechen und einige Meilen von der Stadt wieder aufzubauen. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortschaften, durch die der Zug ging, gestattet, ihre besten Habseligkeiten auf das Rudolstädter Schloß zu bringen.

Indessen näherte sich der gefürchtete Herzog Alba, der Oberbefehlshaber der spanischen Truppen, der Stadt. In seiner Begleitung befand sich Herzog Heinrich von Braunschweig mit seinen

Söhnen, und die erlauchten Gäste wurden eingeladen, bei der Gräfin im Schlosse zu speisen.

Sie kommen an und werden ehrfurchtsvoll empfangen. Schon wartet ihrer eine reichbesetzte Tafel, und man läßt sich mit gutem Appetit zum Essen nieder. Während der Mahlzeit aber wird die Gräfin plötzlich hinausgerufen. Ein Bote bringt die Nachricht, daß die spanischen Soldaten ungeachtet des kaiserlichen Schutzbriefes die Dörfer plündern und das Vieh der Bauern stehlen. Die Gräfin ist ganz entrüstet über diesen Treubruch und befiehlt, die gesamte männliche Bedienung des Schlosses zu bewaffnen und die Tore zu verriegeln. Dann kehrt sie ruhig und gefaßt in den Speisesaal zurück.

„Herzog von Alba,“ spricht sie, „Eure Soldaten haben entgegen dem Worte des Kaisers meine Dörfer geplündert und das Vieh weggetrieben. Ich verlange Genugthuung und Abstellung solchen Unwesens!“

Der finstere Herzog lacht zu diesen Worten und meint: „Das ist so Brauch im Kriege. Ich würde im Gegenteil erstaunt gewesen sein, wenn meine Soldaten durchmarschiert wären, ohne nicht wenigstens einige Hammel zu stehlen.“

„Solche Antwort macht das Vergehen nicht gut,“ entgegnet die Gräfin. „Meine armen Bauern sollen Gerechtigkeit haben, oder — beim Himmel! — Euer Blut soll mir zahlen für das Blut des Viehes! Fürstenblut für Ochsenblut!“

Sie öffnete die Türen des Saales, und herein trat eine stattliche Anzahl bis an die Zähne bewaffneter Diener. Mit gezogenen Schwertern stellten sie sich hinter den Stühlen der Gäste auf, hinter jedem Gaste einer.

Herzog Alba erbleichte. Die Entschlossenheit der Gräfin schüchterte ihn ein. Er erkannte, daß er hier nachgeben müsse. Auf der Stelle schickte er seinen Adjutanten ins Lager und befahl, daß das geraubte Vieh und Gut ungesäumt an die Bauern zurückgegeben werde.

Nun erst beruhigte sich die Gräfin und ließ die Bewaffneten abtreten.

Katharina von Schwarzburg liegt in der Kirche von Rudolstadt begraben. Die Geschichte aber hat ihr den Beinamen „die Heldenmütige“ gegeben.



Die tapfere Landesmutter.

Ein Spiel um Tod und Leben.

Als der Große Kurfürst sich mit den Schweden herumschlug, entwichen aus seinem Heere zwei Brüder, die sich bis dahin in allen Gefechten als tapfere Soldaten bewährt hatten. Einige Zeit später wurden sie in der Nähe des Lagers ergriffen und durch ein Kriegsgericht zum Tode verurteilt. Der Kurfürst wünschte sie zu sehen, ehe sie standrechtlich erschossen wurden und ließ sie in sein Zelt bringen. Todesbleich, aber festen Schrittes traten die Brüder ein.

„Aus welchem Grunde seid ihr fahnenflüchtig geworden?“ fragte der Große Kurfürst.

„Unsere alte Mutter wohnt in dieser Gegend,“ berichtete der Ältere von beiden. „Sie lag auf dem Sterbebett und sandte uns einen Boten, daß wir zu ihr kommen möchten, wenn wir sie vor ihrem Tode noch einmal zu sehen wünschten. Wir baten unsern Hauptmann um Urlaub, allein derselbe wurde verweigert, weil ein Treffen mit dem Feinde in Aussicht stand. Da gingen wir denn heimlich; die Angst um die Mutter ließ uns keine Ruhe. Wir verweilten bei ihr, bis sie starb, und drückten ihr die Augen zu. Als sie begraben war, kehrten wir zurück, um uns bei dem Regiment zu stellen, indem wir in Anbetracht der Umstände auf Gnade hofften. In der Nähe der Vorposten wurden wir aber ergriffen und als Fahnenflüchtige behandelt.“

Der Kurfürst sann eine Weile nach und sagte dann ernst: „Ihr habt euch ein schweres Vergehen gegen die Disziplin zuschulden kommen lassen. Ein Beispiel muß festgelegt werden, sonst nehmen die Fluchtversuche kein Ende. In Ansehung der Umstände will ich jedoch einen von euch begnadigen. Der andere aber muß sterben!“

Nun entstand zwischen den Brüdern ein edler Streit. Jeder wollte sterben und sich für den andern zum Opfer darbringen. Keiner aber wollte das Opfer des andern annehmen.

„Man bringe Würfel herbei!“ rief der Kurfürst endlich. „Wer die wenigsten Augen wirft, der sei dem Tode geweiht!“

Es wurde ein Becher mit zwei Würfeln gebracht. Der Jüngste warf zuerst und warf eine Doppelsechs. Nun schien das Schicksal des Älteren besiegelt. Mehr als zweimal Sechs konnte er doch nicht werfen. Gleichmütig hob er den Becher und stürzte ihn um. Und da ereignete sich ein Wunder.

„Dreizehn!“ rief der Kurfürst staunend und erschüttert. „Das ist Gottes Finger sichtbarlich! Ihr seid beide begnadigt! Geht!“



Der Große Kurfürst.

Der eine Würfel war nämlich in zwei Stücke zersprungen. Es lag infolgedessen wieder eine Doppelsechs auf dem Tische, außerdem aber noch eine Eins. — Die beiden Würfel, der ganz gebliebene sowohl, als der zersprungene, wurden zum Andenken an den merkwürdigen Vorfall in der Kunstkammer zu Berlin aufbewahrt.

Die Größe tut es nicht allein.

Bei König Jakob I. von England meldete sich einst ein französischer Gesandter zur Audienz. Derselbe war groß und schön von Gestalt, zeichnete sich aber keineswegs durch glänzende Geistesgaben aus. Diesen Mangel suchte er indes zu verdecken,

indem er sehr fließend und blumenreich sprach und seine Rede mit allerlei Bewegungen und Gesten begleitete. Der König konnte nicht recht klug aus ihm werden. Deshalb fragte er nach der Audienz seinen Vordkanzler Bacon, wie der über den Gesandten dachte.

„Majestät,“ war die Antwort, „er scheint mir ein großer, schöner, wohlgebauter Mann zu sein!“

„So viel sah ich selbst,“ sprach der König. „Ich will wissen, was Sie über seinen Kopf, seinen Geist denken. Finden Sie, daß seine Gaben zu dem ihm verliehenen Amte passen?“

„Majestät,“ erwiderte Bacon, „Männer von sehr hoher Gestalt gleichen manchmal hohen Häusern von vier bis fünf Stockwerken, und in diesen ist das oberste immer am schlechtesten möbliert.“ —

Damit war der große, schöne Gesandte mit der feinen Rede und den graziösen Bewegungen abgetan.

Ähnlich erging es ja auch schon dem großen, schönen, ältesten Sohne Jsais.

Er kam zuerst herein und Samuel dachte: „Dieser wird wohl der Gesalbte des Herrn sein!“

Allein der Herr sprach: „Sieh nicht auf seine Gestalt und Größe. Ich hab' ihn nicht erwählt; denn ich urteile nicht nach dem Aussehen des Menschen. Der Mensch sieht das, was in die Augen fällt; der Herr aber schaut auf das Herz.“

Und ein deutsches Sprichwort sagt: „Die Größe tut es nicht allein, sonst holte die Kuh den Hasen ein!“

Seht also zu, daß ihr etwas in den Kopf bekommt und achtet weniger auf euer Fräzchen und ob eure Haare so oder so gemacht sind!

Könnt Ihr schweigen?

König Wilhelm III. von England befand sich auf einer geheimen Kriegsfahrt. Niemand außer ihm selbst wußte, wohin und gegen wen es ging. Da war aber ein General, dem drückte die Neugier schier das Herz ab, und er belästigte den König fortwährend mit Fragen über den Zweck des Zuges. Als dieser das endlich satt hatte, zog er den General in einen Winkel und nahm eine äußerst geheimnisvolle Miene an.

„Aha, jetzt kommt's!“ dachte der General und lauerte wie ein Jagdhund.

„Könnt Ihr schweigen?“ flüsterte der König.

„Jawohl, jawohl! Wie das Grab!“ beeilte sich jener zu antworten.

„Nun seht,“ sprach Wilhelm III. kühl, „das kann ich auch!“ Er ließ den Neugierigen stehen und ging fort.

Ein Geheimnis.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts lebte in Schlesien ein vielgenannter, wigiger Gelehrter, namens Johann Lange. Er war lange Zeit Rektor an der berühmten Lateinschule in Goldberg, dann Stadtschreiber, Sekretär, Kanzler und Kaiserlicher Rat. Er starb als Stadtsyndikus in Schweidnitz.

Als er von seinem Rektorat in Goldberg abging, machte er auch dem Bürgermeister Christoph Langner einen Abschiedsbesuch. Langner war ein ebenso dicker wie einsältiger und hochmütiger Mann. Er behandelte demgemäß den Gelehrten sehr von oben herab. Johann Lange rächte sich dafür in folgender Weise.

„Herr Bürgermeister!“ sprach er, den Dicken wie nachdenklich starr anblickend, „ich hätte Euch zum Abschied noch etwas anzuvertrauen.“

„Und das wäre?“

„Es ist etwas sehr Wichtiges, daran Eurer Person sonderlich viel gelegen sein muß. Wenn Ihr es nun nicht weitersagen wollet?“

Der Bürgermeister blies die Backen auf und sprach: „Nein, ich will es wohl bei mir behalten.“

„Wollet Ihr mir wohl die Hand darauf geben, daß Ihr es keinem Menschen, er sei, wer er wolle, anzeigen oder anvertrauen werdet?“

„Das will ich redlich tun,“ sagte der Bürgermeister und schlug in die dargebotene Hand.

Darauf bog sich Lange vertraulich zu des Dicken neugierigem Ohr und sagte mit der ernstesten Miene von der Welt: „Herr Bürgermeister, Ihr seid der größte Esel in ganz Goldberg, der Stadt Weichbild mit eingerechnet.“

Raum hatte er das Wort heraus, als der Bürgermeister zorn-
glühend nach dem Gerichtsdieners schrie.

Lange aber erhob warnend den Zeigefinger: „Herr Bürger-
meister,“ sprach er, „bedenkt, was Ihr unter Handschlag ver-
sprochen habt!“

Sprach's und ging lachend davon.

Ein seltsamer Auftrag.

Franz Holbein, ein junger, ehrgeiziger Mann, beschloß, sein Glück in der Fremde zu versuchen. Er ging nach Paris. Anfangs September 1681 finden wir ihn in den Straßen dieser Stadt, ohne einen Heller in der Tasche, und, was schlimmer, auch ohne Aussicht, einen zu verdienen. Ratlos saß er auf einer Bank, wie man sie für ermüdete Spaziergänger hinstellt, und wartete und hielt Umschau, ob ihm nicht irgend ein Glücksfall aus seinem Elend heraushelfen würde. Und ein solcher Glücksfall kam wirklich, wenn es auch bei einem Haar ein Unglücksfall hätte werden können.

Plötzlich nämlich schlug wilder Lärm an sein Ohr, der immer näher kam. Die Spaziergänger stoben nach beiden Seiten auseinander, so daß sich eine Gasse bildete, in der eine Kutsche daherraste, die von scheu gewordenen Pferden mehr vorwärts geschleudert als gezogen wurde. Franz sprang trotz seiner Müdigkeit sofort auf, warf seinen Mantel ab, drückte den Hut fest in die Stirn und stürzte sich unerschrocken den Pferden entgegen. Diese stutzten wohl einen Augenblick, als er sich der Zügel bemächtigte, dann aber eilten sie weiter und schleppten den Jüngling mit fort. Er merkte wohl, in welcher Gefahr er schwebte, und nahm alle Kraft zusammen, um dem Vorwärtstürmen der Tiere ein Ende zu machen. Ein gewaltiger Ruck — und das Handpferd stolperte erst und stürzte dann mit solcher Heftigkeit, daß Franz einige zwanzige Schritte fortgeschleudert wurde, ohne jedoch erheblichen Schaden zu nehmen. Er erhob sich schnell, betrachtete seine zerschundenen Hände und sein arg zerrissenes Wams. Um letzteres tat es ihm am meisten leid. Eigene Haut wächst wieder, aber wie sollte er zu einem andern Wams kommen?

„Waren Sie es, junger Mann, der die Pferde aufhielt?“ fragte ihn ein hoher, stattlicher Herr, in dessen stolzem Angesicht keine Spur von Erregung zu finden war.

„Ja, ich war es,“ antwortete Franz mit ehrfurchtsvoller Verbeugung. „Sie sehen, wie mein armes Wams darunter gelitten hat.“

„Weiter fehlt Ihnen nichts?“ sprach lächelnd der Herr. „Nun, nun, das hat nichts zu bedeuten. „Hier haben Sie“ — damit überreichte er ihm seine Börse — „kaufen Sie sich ein neues Wams, und besuchen Sie mich morgen vormittag elf Uhr.“

Nach diesen Worten stieg der Fremde in einen in der Nähe haltenden Mietwagen und fuhr davon, den verdutzten Jüngling seinen eigenen Gedanken überlassend.

„Wie sonderbar,“ sagte dieser zu den Umstehenden, „daß er mir nicht hinterlassen hat, wo er wohnt.“

„Kennen Sie den Kriegsminister nicht, junger Mann?“ fragte man erstaunt. „Sie haben Herrn von Louvois das Leben gerettet. Ihr Glück ist gemacht.“

Und so war es. Der mächtige Minister säumte nicht, den jungen Mann einstweilen in einem Bureau zu beschäftigen; und da er gewisse hervorragende Eigenschaften in Holbeins Charakter entdeckt zu haben glaubte, beschied er ihn eines Tages zu sich.

„Holbein,“ sagte er, „ich habe mich selten in meiner Meinung über Menschen geirrt; nicht wahr, Sie können verschwiegen sein?“

Franz legte betauernd die Hand auf die Brust und verneigte sich schweigend.

„Nehmen Sie den Anzug, der hier auf dem Stuhle liegt,“ fuhr der Minister fort. „Ziehen Sie sich schleunigst um. Begeben Sie sich dann in den Hof, wo bereits ein Wagen Ihrer harret. Steigen Sie ein und fahren Sie nach Basel. Bei Ihrer Ankunft dortselbst, die — achten Sie wohl darauf — nächsten Donnerstag vormittags, so ungefähr um acht Uhr stattfinden wird, haben Sie sich auf der Rheinbrücke aufzustellen und von allem, was da vorgehen wird, genaue Kenntniss zu nehmen. Besonders achten Sie auf die Personen, die vorübergehen. Wenn die Turmuhr drei schlägt, ist Ihr Dienst zu Ende. Der Wagen wird dann zu Ihrer Rückkehr bereitstehen. Verlieren Sie keinen Augenblick, sich wieder nach Paris zu begeben.“

Es war 1 Uhr nach Mitternacht in der ersten Hälfte der folgenden Woche, als ein ganz bestaubter und beschmutzter Reisewagen in den Ministerpalast einfuhr; und 5 Minuten später stand Franz ermüdet und erschöpft vor dem Minister Louvois.

„Nun, mein Herr,“ begann dieser gespannt, „was haben Sie gesehen?“

„Hier sind, mit Ew. Erzellenz Erlaubnis, die von mir gemachten Aufzeichnungen,“ sagte Holbein mit zitternder Stimme, „aber ich schäme mich, so gewöhnliche Sachen . . .“

„Lassen Sie sehen,“ unterbrach ihn der Minister.

„Wahrlich, ich wage kaum, so kindische Dinge vorzuzeigen.“

„Lesen Sie auf der Stelle!“ lautete nun der strenge Befehl.

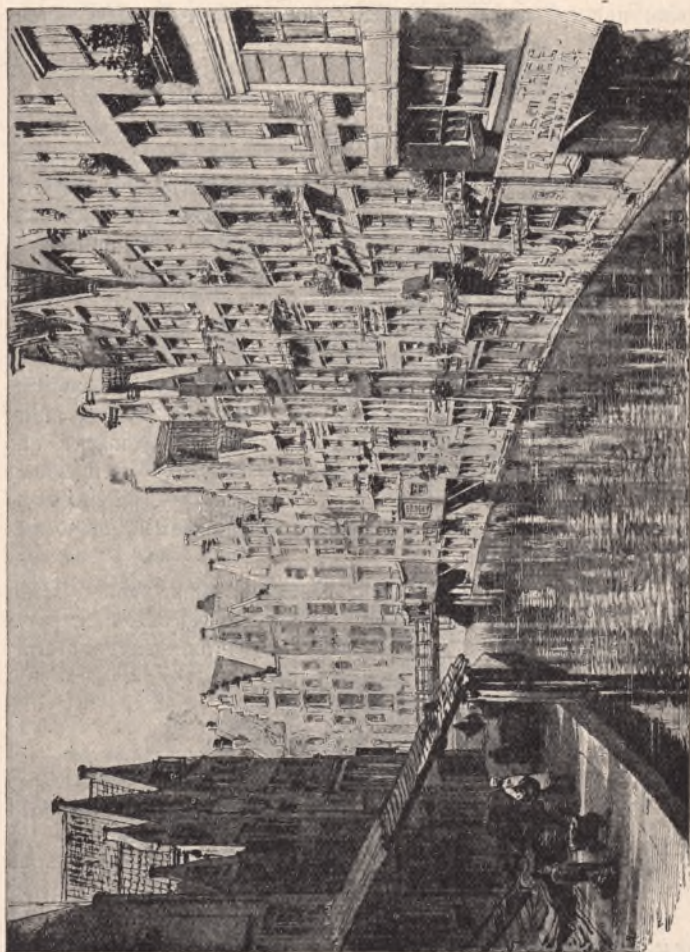
Franzens hübsches Gesicht wurde schamrot, als er begann, wie folgt: „9 Uhr. Ein Esel, geleitet von einem Kinde, geht über die Brücke. Ein corpulenter Deutscher sitzt auf einem Balken und spuckt in den Rhein. — 10 Uhr. Ein Diener in Vivree reitet vorüber und trägt einen Korb in der Hand. Ein alter Bauer in gelbem Wams . . .“

„Halt, was ist mit diesem?“ rief der Minister voll Erwartung.

„Nichts Bemerkenswerthes. Er lehnt sich über das Geländer und schlägt dreimal mit seinem Knüttel darauf.“

„Genug, genug,“ sagte der Minister vergnügt. „Ich muß sofort den König wecken.“ Er verschwand und ließ den jungen Mann in der größten Verwirrung zurück. Nach weniger als einer Viertelstunde trat er wieder mit dem verbindlichsten Lächeln in das Zimmer. „Mein Herr,“ sagte er, „Sie haben Sr. Majestät einen großen Dienst erwiesen. Er ernennt Sie zum Obersten in seiner Armee. Hier ist das Patent. Eben hat es Se. Majestät unterzeichnet.“

Acht Tage später wurde es in Paris bekannt, daß das von den Franzosen belagerte Straßburg kapituliert hatte und mit Frankreich vereinigt worden war. Die drei Schläge mit dem Stocke auf das Brückengeländer waren das zwischen den Ministern Ludwigs XIV. und den Straßburger Behörden verabredete Zeichen von dem Erfolge der geheimen Unterhandlungen gewesen. Und ein Deutscher — eben jener Franz Holbein — hatte, wenn auch unwissentlich, die für Frankreich freudige, für Deutschland traurige Nachricht nach Paris gebracht.



Eine Straße in Amsterdam.

So fiel Straßburg, „die wunderschöne Stadt,“ 1681, mitten im Frieden durch Feigheit und Verrat seiner Behörden an Frankreich; und erst nach 190 Jahren gelang es den Deutschen, diese Perle wieder zu erobern.

Erst abwarten.

Ludwig XIV., König von Frankreich, belagerte einst Amsterdam, die heutige Hauptstadt von Holland. Schon war die Stadt nahe daran, sich zu ergeben. Der Magistrat versammelte sich und beratschlagte, was zu tun sei. Bald kam man einstimmig darin überein, daß man dem Könige die Schlüssel der Stadt überbringen wolle. Da war aber ein greiser Bürgermeister in der Versammlung, der hatte seine Stimme noch nicht abgeben können, weil er — schlief. Endlich, durch das Rücken der vielen schweren Stühle geweckt, fragte er, was denn los sei. — „Wir haben beschlossen, die Schlüssel Amsterdams den Franzosen zu übergeben,“ antwortete sein Nachbar. — „So,“ meinte der biedere Greis, „haben sie sie denn verlangt?“ — „Nein, noch nicht.“ — „Nun, so laßt uns doch wenigstens warten, bis deren Übergabe gefordert wird.“

Dieses einfache Wort rettete die Stadt Amsterdam. Durch mancherlei Umstände gezwungen, mußte Ludwig XIV. die Belagerung nach kurzem aufheben und mit seinem Heere abziehen.

Sei nicht allzu ängstlich,
Behalt den Kopf stets klar;
So wirst du Sieger bleiben
In mancherlei Gefahr.

Bar und Bürgermeister.

Peter der Große von Rußland unternahm bekanntlich weite Reisen, um die Sitten, Einrichtungen und Gesetze fremder Staaten kennen zu lernen und sie später in seinem großen Reiche, das in bezug auf Bildung sehr weit hinter seinen westlichen Grenznachbarn zurückstand, einzuführen. So weilte er auch einmal längere

Zeit in der damals noch Freien Reichsstadt Danzig. Obwohl er griechisch-katholischer Christ war, versäumte er doch nicht, dem evangelischen Gottesdienst in der Pfarrkirche beizuwohnen. Er saß dann neben dem Bürgermeister von Danzig in dem Betstübchen des hochweisen Danziger Rates. Dieses Betstübchen war mit altertümlichen Tischen und Stühlen und einem großen Kachelofen ausgestattet.

Einmal sitzen Zar und Bürgermeister recht andächtig nebeneinander. Da naht der Kirchendiener mit dem Klingelbeutel. Der Zar greift in die Tasche und legt zwei Dukaten vor sich auf das Betpult. Der



Peter der Große von Rußland.

Bürgermeister sieht's und tut sofort dasselbe. Der stolze Mann will auch hinter dem Zaren nicht zurückbleiben. Peter lächelt und verdoppelt die vor ihm liegende Summe. Der Bürgermeister denkt: das kann ich auch! und macht aus den zwei Dukaten vier. Der Zar holt abermals zwei Dukaten hervor; der Bürgermeister folgt dem guten Beispiel. Und so geht es noch eine hübsche Weile weiter, bis vor jedem der beiden ein kleiner Goldberg liegt. Nun ist der Kirchendiener bei ihnen angekommen. Mit Stolz und Würde wirft der Bürgermeister seinen Haufen in die Tiefe des Beutels. Was tut aber der Zar? Nur zwei Goldstücke opfert er zu Gottes Ehre. Das andere Gold steckt er lächelnd wieder in seine Tasche. Da hat der Bürgermeister große Augen gemacht!

Ein andermal sitzen die beiden wieder im Betstübchen beisammen. Es ist bitter kalt. Trotzdem ein mächtiges Feuer in dem großen Kachelofen flackert, vermag sich der Zar nicht zu erwärmen. Vor allem friert ihn an den Kopf. Da tut er, was

man in der Kirche freilich niemals tun soll, er setzt seine Mütze wieder auf. Das ärgert den alten Bürgermeister; denn er ist der Meinung, auch ein Kaiser dürfe sich so etwas nicht erlauben. Mit kurzen, grimmigen Worten macht er den Zaren auf das Unziemliche seines Betragens aufmerksam. „Der Bürgermeister mit seiner großen Perücke hat gut reden, den kann natürlich nicht frieren,“ denkt der Zar, nimmt aber doch sein Mützchen ab. Der Bürgermeister beginnt eben, sich seines Sieges zu freuen, da fühlt er mit Schrecken, wie die Hand des Zaren nach seiner Perücke mit langen Focken greift, und im nächsten Augenblick sitzt er mit seinem spiegelglatten Kopfe da, während seines Hauptes Zierde den Kopf des frierenden Zaren deckt. „Wer zuletzt lacht, lacht am besten!“ denkt Peter und wendet seine Aufmerksamkeit wieder dem Gottesdienste zu.

Einer, der Wort gehalten.

König Karl XII. von Schweden war von außerordentlicher Mäßigkeit. Bei Tische begnügte er sich mit einer einzigen Schüssel und trank nichts anderes als Wasser. In seiner Jugend war er jedoch ein Liebhaber des Weines gewesen, bis ihn ein unangenehmer Vorfall für immer von dieser Leidenschaft heilte.

Eines Tages hatte er nämlich zuviel Wein getrunken und beleidigte im Rausche seine Großmutter, die Königin. Am andern Morgen erzählte man ihm, was er getan habe. Er aber wußte von dem ganzen Vorgange nichts mehr. Tief beschämt ließ er einen Becher Wein bringen und begab sich damit zu der beleidigten Großmutter.

„Madame,“ sprach er, „man hat mir gesagt, daß ich gestern sehr ungezogen gegen Sie gewesen bin. Ich bitte Sie deswegen um Verzeihung und trinke dieses Glas auf Ihre Gesundheit. Es soll das letzte sein in meinem Leben.“

Und er hat glänzend Wort gehalten. Von dieser Stunde an ist kein Tropfen Wein mehr über seine Lippen gekommen.

Kaltblütigkeit.

König Karl XII. von Schweden belagerte Stralsund. Eben saß er in seinem Kabinett und diktirte einem Schreiber einen Brief. Da fiel eine Bombe auf das Haus, durchschlug das Dach und explodirte im Nebenzimmer unter furchtbarem Getöse. Der Schreiber ließ die Feder fallen und starrte schreckensbleich nach der Thür. Der König aber zeigte nicht die mindeste Besorgnis. In der ruhigsten Weise wandte er sich an den Schreiber und sprach: „Nun, was haben Sie denn? Warum lassen Sie die Feder fallen?“ — „Ach, Sire!“ stammelte der Schreiber, „die Bombe . . .“ Der arme Mensch versuchte vergeblich fortzusetzen. — „Aber was geht uns denn die Bombe an?“ sagte der König. „Die hat gar nichts mit unserem Briefe zu tun. Schreiben Sie gefälligst weiter!“ Und mit der größten Kaltblütigkeit diktirte der König den Brief zu Ende.

Der Sohn stirbt für den Vater.

In einem Kriege mit den feindlichen Genuesern wurde der Generalleutnant Leonardo de Casanova gefangen genommen. Man brachte ihn nach Bastia, der Hauptstadt der Insel Korsika, und hielt ihn in strenger Haft. Niemand hatte Zutritt zu ihm als eine Magd, die ihm das Essen brachte. Dieser war das Reden mit ihm gänzlich untersagt, auch durfte sie nie in den Kerker treten, ohne ein leinenes Tuch vor ihr Gesicht zu nehmen. So schien der tapfere Casanova bei lebendigem Leibe begraben und tot für die Menschheit zu sein.

Aber Antonio, sein jüngster Sohn, beschloß, den Vater zu retten, und wenn es ihn sein junges Leben kosten sollte. Mit vieler Mühe gelang es ihm, die Bekanntschaft der Magd zu machen, die den Vater verpflegte. Indem er ihr eine bedeutende Geldsumme anbot, bewog er sie, den Weg der Treue zu verlassen und ihm zu dienen. Sie überließ ihm ihre gewöhnlichen Kleider samt dem Tuche, mit dem sie ihr Gesicht zu verhüllen pflegte. Antonio legte die Kleider der Magd an, verhüllte sein Gesicht

mit dem Tuche, ließ sich den Korb mit dem Essen geben und betrat ohne Furcht den gefährlichen Weg zum Kerker. Wehe ihm, wenn ihn die Wachen erkannten: Dann war er samt dem Vater verloren. Die Magd suchte unterdes mit dem Gelde das Weite.

Antonio gelangte mit Gottes Hilfe durch alle Wachen, ohne erkannt zu werden, und kam endlich in das düstere Verlies, in dem sein Vater weilte. Er umarmte und küßte ihn und berichtete in aller Eile, warum er gekommen sei. Der Vater sollte die Kleidung der Magd anlegen und versuchen, so aus dem Kerker zu entkommen, er aber wollte an seiner Stelle zurückbleiben. Der Vater trug anfangs Bedenken, das schöne Opfer kindlicher Liebe anzunehmen. Schließlich aber dachte er, die Genueser würden so viel Großmut besitzen, den hochherzigen Sohn, der sie ja nie persönlich beleidigt hatte, sondern durch seine That nur seiner Kindespflicht genügte, frei zu lassen. Er ließ sich von Antonio in aller Eile den stattlichen Bart abnehmen, zog die Kleidung der Magd an, verhüllte sein Gesicht mit dem weißen Tuche, umarmte und küßte den heldenmütigen Jüngling noch einmal und verließ darauf das umheimliche Gefängnis, das sein Grab hatte werden sollen. Glücklicherweise gelangte er aus der Stadt auf sein Gut Tyrhani, wo er vor den Nachstellungen der Feinde sicher war.

Seinen braven Antonio aber sollte er nicht mehr wiedersehen. Die Genueser besudelten die Geschichte ihres Freistaates mit einem häßlichen Schandfleck. Sie verurteilten den pflichtgetreuen Sohn zum Tode, einen Sohn, der nichts verschuldet hatte, als daß er sein junges Leben daran wagte, um dasjenige des Vaters zu retten.

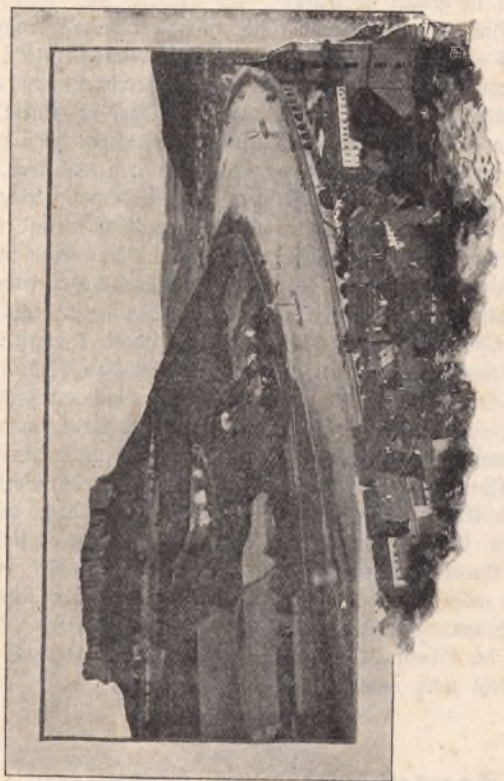
Antonio starb als Held. Das Bewußtsein, den Vater befreit zu haben, gab ihm die Kraft, dem Tode ruhig ins Auge zu sehen. Ohne zu zittern stieg er die Stufen zum Schaffot hinan. Mit kurzen Worten befahl er seine Seele Gott dem Herrn. Einen Augenblick später fauste das blitzende Schwert des Henters durch die Luft und machte dem jungen Leben ein rauhes Ende.

Sicherlich aber stiegen die Engel vom Throne Gottes hernieder und führten die treue Kindesseele hinauf ins Himmelreich.

Wie der Lilienstein verschenkt wurde.

Eine geschichtliche Sage.

August der Starke, Kurfürst von Sachsen und König von Polen, hatte einst seinen Nachbar, den König Friedrich Wilhelm I.



Der Lilienstein an der Elbe.

von Preußen, als Gast bei sich. Beim Genuß guten Weines waren die hohen Herren in eine heitere und herzlich vertrauliche Stimmung geraten. Da gestand denn der Preußenkönig seinem Gastgeber ein, wie sehr er ihn um eine Festung wie den Lilienstein beneide.

König August, der in so mancher Beziehung das gerade Gegentheil seines Gastes war, rief in fröhlicher Gebelauue: „Nun, ich habe genug von dem Zeuge! Wenn's Euer Liebden Vergnügen macht, schenke ich Euch einen von den Bergen. Seht da drüben den Lilienstein, der ist noch höher als der Königstein. Wollt Ihr ihn haben, so gehört er Euch!“

„Wirklich?“ jubelte freudig überrascht der farge Preußenkönig. „Wenn es Euer Ernst ist, halte ich Euch beim Wort!“

„Abgemacht!“ versicherte der lustige Herrscher von Sachsen und Polen. „Ein geringeres Gastgeschenk darf ich einem solchen Freunde ja gar nicht machen. Also der Lilienstein gehört Euch!“

Nachdem aber der König von Preußen abgereist war, wurde dem freigebigen August sein Versprechen doch beinahe leid. Zwar lebten Preußen und Sachsen noch in Freundschaft und Frieden, aber wer wußte, was kommen konnte. Und dann eine preußische Festung mitten im Lande? — Kurz, das leichtsinnig dargebotene Geschenk machte dem König ernste Sorgen, und er erzählte die Geschichte dem damaligen Kommandanten vom Königstein, dem alten, munteren Freiherrn Friedrich Wilhelm von Knau.

„Schicken mich Euer Majestät nur ruhig nach Berlin,“ sagte dieser. „Ich werde die Sache schon wieder in Ordnung bringen.“

Das wurde gestattet, und Knau, der schon unter dem Großen Kurfürsten bei Fehrbellin mitgefochten hatte, ging nach Berlin. Er suchte eine Audienz beim Könige nach und meldete dann mit scheinbarem Ernste, sein Herr, der König August, ließe seine Majestät ehrerbietigst ersuchen, sie möge doch den ihr geschenkten Lilienstein möglichst bald abholen lassen, er stände überall im Wege und man brauche den Platz zu andern Dingen.

Aber der Lilienstein ist bis heute noch nicht abgeholt worden, sondern steht noch immer in Sachsen.

Tagesordnung eines Kronprinzen.

König Friedrich Wilhelm I. von Preußen war ein ebenso strenger, als frommer und fürsorglicher Vater. Für den Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich den Großen, hatte er folgende Tagesordnung aufgesetzt und dem französischen Erzieher Duhan de Sandun zur strengsten Nachachtung empfohlen:

„Des Morgens um 6 Uhr wird der Kronprinz geweckt. Sobald solches geschehen ist, sollen Sie ihn anhalten, daß er, ohne sich noch einmal umzuwenden, hurtig aufsteht. Er muß alsdann niederknien und ein kleines Gebet halten. Sobald er solches getan, soll er so geschwind als möglich die Schuhe anziehen, auch das Gesicht und die Hände waschen, aber nicht mit Seife. Ferner soll er das Casaquien (eine Art Mantel) anziehen, das Haar auskämmen und schwänzen (d. h. in einen Zopf flechten), aber nicht pudern lassen. Indes er sich kämmen und ausschwänzen läßt, soll er zugleich Tee und Frühstück nehmen, und muß dies alles vor $\frac{1}{2}$ 7 Uhr fertig sein. Alsdann sollen Duhan und alle Bedienten hereinkommen, und es wird das große Gebet gehalten, ein Kapitel aus der Bibel gelesen und ein Lied gesungen. Dieses hat zu dauern bis 7 Uhr, worauf die Dienerschaft wieder weggeht. Von 7—9 Uhr soll Duhan mit ihm Geschichte vornehmen. Um 9 Uhr kommt der Hofprediger Noetenius, der soll ihn bis $\frac{3}{4}$ 11 Uhr im Christentum unterrichten. Um $\frac{3}{4}$ 11 Uhr soll er das Gesicht geschwinde mit Wasser und die Hände mit Seife waschen, sich weiß anziehen, pudern und den Rock anlegen und um 11 Uhr zum Könige kommen. Dasselbst bleibt er bis 2 Uhr, alsdann er gleich wieder in seine Kammer geht. Duhan hat ihm dann von 2—3 Uhr die Landkarte zu weisen. Dabei sollen ihm aller europäischen Reiche Macht und Schwäche, Größe, Reichtum und Armut der Städte auseinandergelegt werden. Von 3—4 Uhr Sittenlehre, von 4—5 Uhr deutsche Briefe, damit er einen guten Stil bekomme. Um 5 Uhr soll er sich die Hände waschen und zum Könige gehen, ausreiten, sich in der Luft und nicht in der Kammer ergözen und tun, was er will, wenn es nur nicht gegen Gott ist.“

Der Ball.

Der alte Fritz hatte Kinder sehr gern und erlaubte, daß die kleinen Söhne seines Neffen und Nachfolgers Friedrich Wilhelms II. ungehindert in seinem Arbeitszimmer aus- und eingehen konnten. Eines Tages saß er am Tisch und schrieb, während ein kleiner Prinz — der nachmalige König Friedrich Wilhelm III. — im Zimmer Ball spielte. Ein ungeschickter Wurf — und der Ball

fiel auf den Tisch des Königs. Der Monarch ließ sich dadurch weiter nicht stören, sondern warf den Ball einfach auf den Boden. Aber nicht lange und der Ball fiel abermals auf den Schreibtisch. Der König warf ihn nochmals auf die Erde, sah aber den Prinzen ernsthaft an. Dieser versprach, sich besser in acht zu nehmen, und spielte weiter. Aber er hatte Unglück an dem Tage. Der Ball ging noch einmal schief und fiel gerade auf das Papier, worauf der König schrieb. Unwillig über diese dritte und ärgste Störung steckte der König den Ball in die Schublade des Tisches. Der kleine Prinz bat sehr demüthig um Vergebung und um seinen Ball, erhielt aber eine abschlägige Antwort. Beharrlichkeit führt zum Ziele, dachte der Kleine, und setzte seine Bitten fort; aber der König schrieb weiter, ohne mehr auf den Bittsteller zu achten. Endlich wurde der Knabe des Bittens überdrüssig. Er trat vor den König hin, stemmte die kleinen Arme in die Seiten und sagte mit drohender Miene:

„Ich frage Eure Majestät, wollen Sie mir meinen Ball wiedergeben oder nicht?“

Lachend griff nun der große Friedrich in die Schublade und gab den Ball zurück.

„Du bist ein braver Junge!“ sagte er und sein großes Auge glänzte vor Freude über den kühnen Knaben. „Du wirst dir dein Schlessien auch nicht wieder nehmen lassen!“

Am Sarge des Großen Kurfürsten.

Friedrich der Große ehrte seinen Ahnherrn Friedrich Wilhelm, den Großen Kurfürsten, sehr und hielt ihn für den größten Fürsten des Hauses Hohenzollern. Als der alte Dom abgebrochen und die in demselben befindlichen Särge nach dem im Lustgarten erbauten neuen Dome gebracht worden waren, verlangte er, daß der Sarg des Großen Kurfürsten geöffnet werde. Er begab sich selbst mit einigen Flügeladjutanten dahin. Der Stallmeister Lochner hatte sich, da sonst niemand zugelassen wurde, mit in die Kirche geschlichen und stand von fern an der Thür. Der König bemerkte ihn und ließ ihn näher herantreten. Man sah in dem offenen Sarge den Kurfürsten in seinem Ornat und der Tracht seiner Zeit, nämlich in dem Kurmantel, einer großen

Halbkrause, einem Paar großer Handschuhe mit Franzen, gelben Stiefeln und einer großen Perücke. Sein Gesicht war noch ganz kenntlich. Der König betrachtete ihn eine Zeitlang, ohne zu reden. Endlich traten ihm Tränen in die Augen. Er ergriff die Hand des toten Ahnherrn und sagte mit vor Bewegung zitternder Stimme zu den Umstehenden: „Meine Herren, der hat viel getan!“

Preussischer Heldenmut.

Während der Schlacht bei Leuthen stieß der bayrische General Graf Reit auf einen preussischen Grenadier, dem beide Beine abgeschossen worden waren. In seinem Blute schwimmend, lag er auf der Erde und rauchte gelassen seine Pfeife. Graf Reit geriet bei diesem Anblick vor Staunen außer sich.

„Kriegskamerad,“ rief er aus, „wie ist es möglich, daß Ihr in Eurem schrecklichen Zustande noch ruhig Tabak rauchen könnt? Der Tod steht ja schon neben Euch!“

Der Grenadier nahm seine Pfeife aus dem Munde und erwiderte kaltblütig: „Was ist daran gelegen? Ich sterbe für meinen König.“

Sprach's und rauchte ruhig weiter, als läge er daheim auf weicher Ruhebänk und wäre der gesündeste Mensch von der Welt.

Kurz und gut.

Bei der Belagerung von Prag im Siebenjährigen Kriege erhielt ein Regiment den Befehl, eine stark besetzte Schanze zu nehmen.

Der Oberst rief einen Soldaten heran und sprach zu ihm: „Du siehst jene Schanze da oben?“

„Jawohl, Herr Oberst!“

„Wir werden sie erstürmen.“

„Jawohl, Herr Oberst!“

„Du möchtest beim Sturm der erste sein?“

„Jawohl, Herr Oberst!“

„Die Schildwache wird auf dich zielen.“

„Jawohl, Herr Oberst!“

„Du schlägst sie nieder, ehe sie schießen kann!“

„Jawohl, Herr Oberst!“

„Unterdessen kommen die anderen zu deiner Unterstützung heran.“

„Jawohl, Herr Oberst!“

„Und das andere wird sich finden.“

„Jawohl, Herr Oberst!“

Der Soldat tat, wie ihm befohlen worden, und die Schanze wurde genommen.

Wie man Dienstboten behandeln soll.

Der alte Fritz war gegen seine Bedienten außerordentlich gütig, nachsichtig und leutselig. Dieses bewies er noch am Abend seines Lebens in seiner letzten Krankheit. Er hatte da viel schlaflose Nächte. In einer derselben rief er den wachthabenden Bedienten und fragte ihn, wie spät es sei.

„Majestät, es hat eben zwei Uhr geschlagen,“ antwortete dieser.

„So! Das ist allerdings noch sehr früh,“ sagte der König, „aber ich kann nicht schlafen. Sieh doch nach, ob meine Leute munter sind; aber wenn sie noch schlafen, dann wecke sie ja nicht auf, denn sie sind sehr müde. Wenn du aber den Kammerhusaren Neumann wach findest, so sage nur: Ich glaube, der König wird bald aufstehen. Aber beileibe niemand wecken! Hörst du!“ —

In solchen schlaflosen Nächten pflegte er sich gewöhnlich mit demjenigen seiner Bedienten zu unterhalten, der gerade die Wache hatte. Und solche Unterhaltungen schlugen oft zum Glück für denjenigen aus, der sie theilte. So einmal einem guten, ehrlichen Pommern.

„Wie spät ist es, mein Sohn?“ fragte ihn der König, der nach kurzem Schlafe wieder erwacht war.

„Majestät, es ist zwölf Uhr!“ antwortete der Pommer.

„Zwölf Uhr erst!“ seufzte der König. „Ach, ich kann wieder gar nicht schlafen. Erzähl’ er mir doch etwas!“

Das war zuviel verlangt von dem Bewohner der Ostseeprovinz. Er zupfte verlegen an seinem Rocke, hustete und wurde

ganz rot im Gesicht. Was sollte er dem Könige erzählen? Einige Märchen wußte er zwar, das vom „Fischer un syner Fru“, vom „Nachandelboom“ und das, wo der „Ewinegel un syne Fru“ dem Hasen die Wette abgewinnen; aber dergleichen Kindergeschichten durfte er dem Könige doch nicht erzählen. O weh, o weh! Was war da zu tun? Glücklicherweise entriß ihn der Monarch bald seiner Verlegenheit.



Friedrich der Große.

„Wo bist du her?“ fragte der Monarch.

Diener: Aus einem Dorfe in Hinterpommern.

König: Leben deine Eltern noch?

Diener: Nur meine alte Mutter.

König: Wovon ernährt sie sich?

Diener: Vom Spinnen.

König: Wieviel verdient sie täglich damit?

Diener: Alle Tage ihre sechs Dreier.

König: Davon kann sie sich aber doch nicht viel zugute tun.

Diener: In Pommern lebt man ziemlich billig.

König: Schickst du ihr nicht manchmal etwas?

Diener: O ja, Majestät.

König: Das ist brav von dir, mein Junge. — Mit mir hast du auch so viel Mühe, aber warte nur, ich werde etwas für dich zusammensparen.

Als nach einigen Tagen die Wache wieder an dem Pommern war, ließ ihn der König vor sich kommen und sagte zu ihm:

„Sieh, dort auf dem Fenstersims liegt etwas, das habe ich für dich gespart.“

Es waren mehrere Goldstücke, und der Diener glaubte in seiner Bescheidenheit, es wäre genug, wenn er sich eines davon nähme.

„Nein,“ sprach der König, „du sollst sie alle haben, und deiner Mutter habe ich auch etwas geschickt.“

Wie der Diener später erfuhr, bekam sein Mütterlein alle Jahre auf des Königs Befehl 100 Taler ausgezahlt. So sorgte der große König für seine Diener und deren Angehörige.

Das Trinkgeld.

Zwölf Jahre waren es her, seit der Friede zu Hubertusburg dem Siebenjährigen Kriege ein Ende gemacht hatte. Aber noch immer sprachen der große König und seine Helden gern davon. Sie gedachten mit Wehmut der entschwundenen Siegesherrlichkeit und mit Wonne der überstandenen Mühsale. Sehr verschieden waren die Bilder, die sie der Vergangenheit entstehen ließen: einige voll Blut, Wunden, Kanonendonner und Pulverrauch, andere zeigten stille Lagerfeuer in dunkler Nacht, schlafende Soldaten auf kalter Erde und über allem die funkelnde Sternenpracht.

„Ja, wie ist mir denn?“ sagte einmal der König. „Da fällt mir eben ein, daß ich ein Versprechen nicht gehalten habe. In derselben Nacht, von der wir eben sprachen, kam ich zu dem Regiment „Prinz von Preußen“. Ich zitterte vor Frost, denn es war sehr kalt. Kein Feuer im ganzen Lager; es fehlte an Holz. Eben wollte ich mich in das Unvermeidliche ergeben

und, in meinen Mantel gehüllt, gleich den andern den Morgen erwarten, da kam ein Soldat mit einem Arm voll Bretter, Reiser und Stroh, legte es vor mir hin, und binnen kurzem erwärmte ein flackerndes Feuer meine erstarrten Glieder. Ich griff in die Tasche, aber es war nichts mehr darin. Da habe ich dem Manne ein Trinkgeld versprochen und erinnere mich nicht, daß ich es ihm gegeben hätte. Über den vielen Unruhen ist es mir aus dem Sinn gekommen und ich habe seitdem nicht mehr daran gedacht. Ich möchte wissen, ob der Mann noch lebt?"

Ein eben anwesender General sagte, er sei in seinem Regiment Unteroffizier. Das freute den König ungemein. Er ließ ihm auf der Stelle eine beträchtliche Summe auszahlen und gab ihm später einen einträglichen Posten. So hielt ein König sein vor vielen Jahren gegebenes Versprechen.

Tapferkeit.

In der Schlacht bei Torgau bekam der König, der immer an der Spitze seiner Truppen ritt, beim zweiten Angriff einen Streifschuß von einer Flintenkugel. Niemand war bei ihm als Graf Friedrich von Anhalt. Vergebens ersuchte ihn dieser, sich aus dem Gefecht hinwegzugeben und sich verbinden zu lassen.

„Nein,“ sagte der König, „man muß sich bemühen, der Unordnung abzuhelpfen und den Sieg zu erringen; auf mein Leben kommt es nicht an.“

Unerschrockenheit.

Der alte Fritz hatte große, schöne blaue Augen, Adleraugen, und sein Blick war so durchdringend und scharf, daß ihn nur mutige Männer auszuhalten vermochten. Auf andere wirkte er niederschmetternd gleich der Kraft des Blitzes.

Im Siebenjährigen Kriege ritt der König einst mit einem ganz kleinen Gefolge durch ein Gebüsch, in dem Panduren (eine besondere Truppe österreichischer Soldaten) versteckt waren, welche die Kühnheit besaßen, auf den Monarchen und sein Gefolge zu schießen. Glücklicherweise trafen sie niemand. Auch achtete der

große Friedrich gar nicht auf sie, sondern ritt ruhig seines Weges fort.

Plötzlich rief ein Feldjäger: „Um Gotteswillen, retten Sie sich, Majestät! Da hinter dem Baume am Wege legt einer auf Sie an.“

Der König aber ließ sich dadurch nicht aus der Fassung bringen, hielt ruhig Umschau und erblickte den zielenden Panduren.

„Du, du!“ rief er drohend und erhob seinen Krückstock.

Erschrocken ließ der Pandur sein Gewehr sinken, entblößte das Haupt und blieb in ehrerbietiger Stellung stehen, bis der König vorübergeritten war.

Seelengröße.

Die wahre Größe eines Menschen zeigt sich erst in seinem Unglück. Im Glück kann jeder stark und gut sein, das ist keine Kunst. Und der alte Fritz war im Unglück groß; ja einer seiner Zeitgenossen sagt: „Im Unglück glänzt er am meisten.“

Niemals traf ihn dieses mit größerer Wucht, als in der Schlacht bei Kunersdorf.

Er schrieb auf dem Rücken eines Offiziers eine Depesche nach Berlin, daß alles verloren wäre. Keine von allen Schlachten, die er geliefert hat, war so blutig, wie diese. Von den Preußen waren 8000 tot und 12000 verwundet oder gefangen. Er hatte keine 3000 Soldaten mehr zur Verfügung; die Regimenter sahen nicht stärker aus als Kompanien. „Trotzdem,“ schreibt ein Offizier, der in jener Schlacht mitkämpfte, „sah ich diesen Morgen den König in einem offenen, durch die Kosaken zerstörten Bauernhause des Dorfes Dtscher auf wenig Stroh so fest und ruhig schlafen, als ob er sich in völliger Sicherheit befände. Der Hut lag ihm halb auf dem Gesicht, der Degen bloß zur Seite. Zu seinen Füßen schnarchten zwei Adjutanten. Ein Grenadier wachte vor dem Hause. Dieser Monarch scheint den Schlaf und die Erholung des Körpers, sowie die Gegenwart des Geistes in seiner Gewalt zu haben.“



„Du, du!“ rief er drohend und erhob seinen Krückstock.

Das Tedeum.

Als der König aus dem Siebenjährigen Kriege zurückkam, begab er sich sogleich nach Charlottenburg und ließ unverzüglich seinen Konzertmeister Benda rufen und trug ihm auf, die Orgel in der Schloßkirche, die von den Feinden verdorben war, binnen vier Tagen wiederherstellen zu lassen.

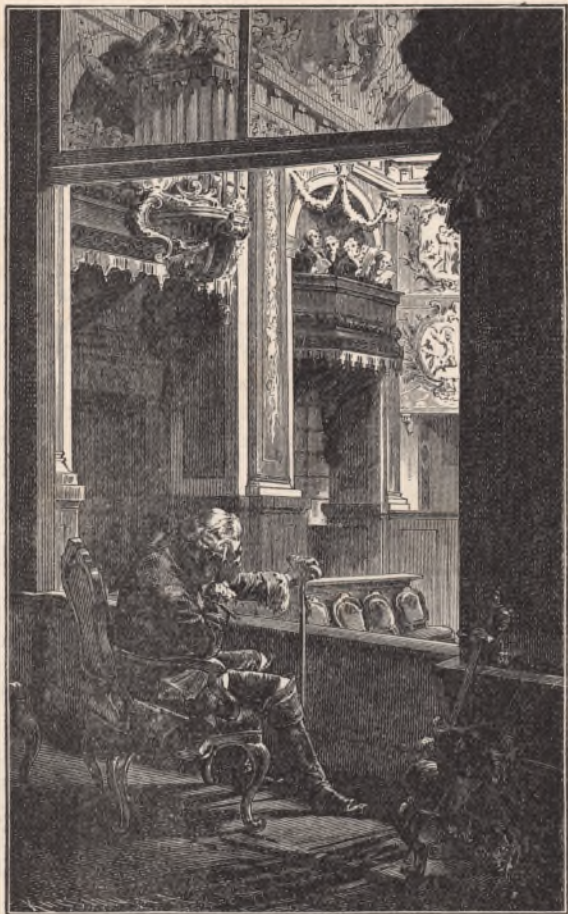
„Das geht nicht so schnell,“ sagte der Orgelbauer, dem diese Arbeit übertragen worden war. „Die Orgel ist so verwüstet, daß ich nicht vier, sondern vierzig Tage brauche, um sie wieder in Ordnung zu bringen. — Diese Russen, diese Russen! Das schöne Werk so zuzurichten.“

Benda berichtete dem Könige das Gutachten des Orgelbauers.

„Dann lassen Sie die Orgel, wie sie ist,“ sagte der König und befahl, zu einer gewissen Stunde das Te deum laudamus in der Schloßkapelle aufzuführen. Musiker und Sänger begaben sich in die Kapelle, wo sie den ganzen Hofstaat vermuteten. Aber der König erschien allein, setzte sich nieder, winkte, und die Musik nahm ihren Anfang. Als die Singstimmen mit dem Tedeum einfielen, stützte er den Kopf mit der Hand und verbarg die Augen, um den Tränen des Dankes gegen den Ewigen freien Lauf zu lassen. Die Musiker waren dabei so gerührt, daß auch ihnen die Tränen über die Wangen rollten.

Der Rangstreit.

Der alte Fritz hielt nichts für lächerlicher als das Streben nach Titeln und Würden, hinter denen doch oft gar nichts steckt. Sehr derb und offen hat er diese seine Meinung einmal zwei Damen gesagt, die in fortwährendem Zank miteinander lagen, welcher von beiden der Vorzug oder Vorrang vor der andern gebühre. Beide waren Präsidentinnen in Kleve, und der Mann der einen bei der Regierung, der der andern beim Gericht angestellt. Ein Salomo hätte kommen mögen, um diesen Streit zu entscheiden, — und es kam wirklich einer. Die Damen gingen mit ihrer Sache bis an den König, für so wichtig hielten sie dieselbe. Und was ant-



Friedrich der Große beim Gottesdienst in der Schlosskapelle
zu Charlottenburg.

wortete der König? — Salomo hätte auch keine bessere Antwort geben können. Er schrieb ihnen zurück:

„Die größte Närrin geht voran!“

Und nie wieder versuchte eine der Damen der andern den Vorrang streitig zu machen.

Bei Torgau.

In der Schlacht bei Torgau kommandierte der König den linken Flügel der Armee. Er unternahm den ersten Angriff auf die österreichische Stellung. Aber erst gegen Abend, als sich der General Zieten der Siptitzer Höhen bemächtigt hatte, entschied sich die Schlacht zugunsten der Preußen. In der Nacht, welche diesem Siege folgte, war es sehr kalt und die Soldaten hatten Wachtfeuer angezündet. Gegen Morgen kam der König vom linken Flügel gegen den rechten heraufgeritten. Als er das Regiment Garde erreicht hatte, sprang er vom Pferde und stellte sich an eines der lodernden Feuer. Von seinen braven Offizieren und Grenadiern umgeben, wollte er den Anbruch des Tages erwarten. Wenn die Österreicher sich noch nicht zurückgezogen hatten, was man bei der tiefen Dunkelheit der Nacht nicht feststellen konnte, mußten sie noch einmal angegriffen werden.

Der König sprach viel mit den Soldaten und lobte sie wegen ihres tapferen Verhaltens während der Schlacht. Die Grenadiere, welche die Leutseligkeit und Herablassung des großen Monarchen kannten, drängten sich immer näher und näher an seine Person. Einer von ihnen, namens Rebiak, mit dem der König öfter sprach, ihm auch mehrmals Geld geschenkt hatte, war so dreist zu fragen, wo denn der König in der Schlacht gewesen wäre. Sonst sei man gewöhnt, ihn stets an der Spitze zu sehen, heute habe man ihn mit keinem Auge erblickt. „Ich habe heute den linken Flügel kommandiert, mein lieber Rebiak,“ sagte der König, „da konnte ich nicht bei euch sein.“

Die Flammen des Wachtfeuers schlugen höher und höher. Es wurde heiß in ihrer Nähe und der König knöpfte seinen blauen Überrock auf. Da fiel etwas herab. „Eine Kugel, eine Kugel!“ riefen die Grenadiere und hoben sie auf. Der König hatte wirklich einen Streifschuß längs der Brust bekommen. Die von der

Kugel gemachte Öffnung war sowohl am Überrock als an der Uniform zu sehen.

Als die Soldaten dieses bemerkten, riefen sie begeistert aus: „Ja, Du bist noch der alte Fritz, Du theilst jede Gefahr mit uns! Für Dich sterben wir gern. Es lebe der König! Es lebe der König!“

„Wie ist es, alter Fritz,“ sagte nach einer Weile ein Grenadier, „wirßt Du uns nun auch gute Winterquartiere verschaffen?“

„Ach was,“ entgegnete der König, „erst müssen wir Dresden nehmen. Dann aber will ich für euch sorgen, und ihr sollt mit mir zufrieden sein.“

Und er hat Wort gehalten. Das Regiment Garde überwinterte in der schönen Stadt Leipzig.

Die Dose.

Friedrich der Große stand am Fenster seines Arbeitszimmers in Sanssouci. Gedankenvoll schaute er in den Park hinaus. Der diensttuende Page bemerkte des Königs Dose auf dem Tische. Weil ihn schläferete, gedachte er sich durch eine Prise zu ermuntern. In der Meinung, der König achte nicht auf ihn, wagte er es, die Dose zu öffnen und daraus zu schnupfen.

Aber der König hatte es sehr wohl gesehen und rief ihn an: „Heda!“ sagte er. „Was suchst du da?“

Der Page brachte vor lauter Verwirrung kein Wort heraus.

„Nun, hast du mich nicht verstanden? Ich frage dich, ob meine Dose nicht nach deinem Geschmack ist? Findest du sie nicht nett?“

„Ich finde sie entzückend, Majestät.“

„Nun wohl, dann nimm du sie in Verwahrung. Für zwei ist sie denn doch zu klein.“

Der preussische Psiff.

Die Bewohner der Neumark erzählen von Friedrich dem Großen folgende höchst ergötzliche Geschichte.

Es ist jedermann bekannt, daß der alte Fritz niemals viel Staat mit seiner Kleidung machte. Er trug meistens hohe Stulpen-

stiefel, einen einfachen blauen Rock, den bekannten dreistügigen Hut und einen Krückstock. So kam es, daß er oftmals für einen gemeinen Soldaten gehalten wurde und sich manche derbe Grobheit einstecken mußte.

Um alles kümmerte er sich, nichts entging ihm. Er wollte auch wissen, was seine Soldaten in ihrer freien Zeit anfangen. In einen alten Soldatenmantel gehüllt, besuchte er manchmal abends die Wirtshäuser, setzte sich still in einen dunklen Winkel und beobachtete das Treiben der Gäste.

Da findet er auch einmal einen Soldaten, der lustig und fidel ist und ein Hallo in der Welt macht, als stäke in seinen Taschen nichts als eitel Gold.

„Holla, Wirt! Ein Glas Wein! — Einen Schnaps! — Ein Glas Bier!“ Das geht in einem fort, als ob sein Geld kein Ende nähme. Auch an den Tisch des Königs kommt der heitere Gast.

„Willst eins mittrinken, Kamerad?“ schreit er den alten Fritz an, den er für Seinesgleichen hält. — „Ei, warum nicht?“ sagt der König, der gern wissen möchte, woher der Leichtfuß das viele Geld hat. „Wenn du nur das nötige Geld zu solchen Ausgaben hast.“

„Ach, Geld habe ich,“ sagt geringschätzig der Soldat, greift in die Tasche und holt eine Handvoll Groschen heraus.

„Bekommst du soviel Gold, Kamerad?“ fragt scheinbar erstaunt der König.

„Haha!“ lacht der Soldat. „Bist du noch grün! Dienst wohl noch nicht lange, he? — Nein, so fett speist uns der alte Fritz nicht.“

„Wie kommst du aber dann zu dem vielen Gelde?“

„Das ist eigentlich mein Geheimnis,“ flüstert jetzt der Soldat; „aber weil du es bist, will ich es dir sagen, wenn du mir versprichst, mich nicht zu verraten.“

Der König beteuert, daß er ein Mann sei, der den Mund wohl zu halten wisse.

„So höre denn!“ spricht der Soldat. „Die Sache ist sehr einfach: Man muß nur den preußischen Pfiff verstehen.“

„Preußischer Pfiff? — Was ist das?“

„Nun merke ich wirklich, daß du ein Grüner bist. Paß auf, ich werde dir den preußischen Pfiff beibringen. — Sieh, wir

haben jetzt Frieden; wozu brauche ich da eine stählerne Klinge? Ich habe sie also verkauft, und das ist der Erlös dafür.“ Mit der Rechten zog er bei diesen Worten den Säbel heraus, mit der Linken das Geld. Die stählerne Säbelklinge war in der Tat verschwunden und hatte einer hölzernen Platz gemacht. Der König war ordentlich verblüfft über diese ungewöhnliche Dreistigkeit.

„Nun, hast du den preußischen Pfiff jetzt begriffen?“ fragte darauf lachend der Soldat.

„Vollkommen!“ antwortete der König, bedankte sich vielmals für die gehabte Bewirtung und ging fort.

Er hatte sich aber die Gesichtszüge des ungetreuen Vaterlandsverteidigers gut eingepägt und auf dessen Regimentsnummer wohl geachtet. Nach einiger Zeit heißt es, das und das Regiment solle vor dem Könige zur Parade antreten. Der König kommt und reitet einigemal die Reihen auf und ab, bis er glücklich den herausgefunden, der ihm den preußischen Pfiff beigebracht hat. Er befiehlt ihm und seinem Nebenmanne vorzutreten. Nachdem er dem Burschen noch einmal genau ins Gesicht gesehen und die feste Überzeugung gewonnen hat, daß es kein anderer, als der Mann mit der hölzernen Klinge ist, sagt er zu ihm:

„Ziehe sofort deinen Säbel und haue deinem Nebenmanne den Kopf ab!“

Der Soldat erschrickt, faßt sich aber schnell und erwidert: „Ach Majestät, warum sollte ich das tun? Mein Kamerad hat mir ja nichts zuleide getan!“

„Das ist ganz gleich, du bist Soldat und hast zu gehorchen!“

„Majestät — —“

„Zieh — oder dein Nebenmann soll dir den Kopf abschlagen!“

Da bleibt dem Mann mit dem preußischen Pfiff nichts übrig, er muß seinen Säbel ziehen. Aber schnell wie der Blitz kommt ihm wieder ein schlauer Gedanke. Er legt die Hand an den Griff, blickt feierlich zum Himmel auf und ruft: „Nun dann, wenn es nicht anders sein kann, so möge mich der Himmel vor Mord bewahren und geben, daß meine Klinge zu Holz wird!“

Und siehe da, wie er die Klinge herausgezogen hat, ist sie wirklich von Holz, und alles staunt über das Wunder. Der König aber weiß sich vor Lachen kaum auf dem Pferde zu halten.

„Ich merke schon,“ ruft er dem geriebenen Spitzbuben zu, „daß du den preußischen Pfiß aus dem Grunde verstehst. Für dieses Mal mag es dir durchgehen, aber erwäge wohl: Für Vögel von deiner Sorte sind allenthalben Galgen gewachsen.“

Seltames Mißverständnis.

Wenn Friedrich der Große zum erstenmal mit einem Soldaten sprach, pflegte er drei Fragen an ihn zu stellen: erstens, welches Alter er habe; zweitens, wie lange er in preußischen Diensten sei, und drittens, ob er Sold und Lebensmittel richtig erhalte. Eines Tages bemerkte er bei einer Truppenbesichtigung einen jungen Soldaten, dessen hübsches, kluges Gesicht ihm sofort auffiel. Es war ein Franzose, der nur seiner Muttersprache mächtig war. Doch, den Fall erwägend, daß ihm der König einmal die drei bewußten Fragen vorlegen könnte, hatte man ihm die Antworten darauf der Reihe nach eingeprägt. Unglücklicherweise aber stellte der König zuerst die zweite Frage:

„Wie lange bist du in preußischen Diensten?“

„Einundzwanzig Jahr, Sire!“ antwortete der Soldat.

„Was spricht der Narr? Einundzwanzig Jahre? Wie alt bist du denn?“

„Ein Jahr, Sire!“

„Einer von uns beiden ist verrückt, das ist sicher!“ meinte der König.

„Eins wie das andre!“ sprach der Soldat in der Meinung, der Monarch habe jetzt die dritte Frage gestellt.

Der König wußte nicht, was er sich denken sollte. „Es ist das erstemal, daß ich von einem Soldaten zum Narren gehalten werde,“ sagte er. „Herr Oberst, ist dieser Mann bei Sinnen?“

„Majestät, der junge Mensch spricht französisch und hat Ihre Fragen nicht verstanden!“

Damit war das seltsame Mißverständnis aufgeklärt.

Gute Antwort.

Eines Tages hatte der Kutscher Friedrichs des Großen das Unglück, seinen Herrn umzuwerfen. Darüber geriet der König in heftigen Zorn und schalt den Unachtsamen. Aber der Kutscher antwortete ruhig: „Haben denn Eure Majestät noch nie eine Schlacht verloren?“ — „Schon gut! Schon gut!“ rief der König. „Ich sage ja nichts mehr. Putze er mich nur ab und dann weiter!“

Der alte Fritz und der Schnee.

Es war heftiges Tauwetter eingetreten und von den schrägen Dächern Potsdams rann das Schneewasser. Straßen und Gassen waren recht unwegsam. Aber der alte Fritz ließ sich dadurch keineswegs abhalten, seinen gewohnten Spaziergang zu machen.

Als er in seinem Dreistuß und mit dem Krüdstocke aus dem Schloßportale trat, stand da der Leibgrenadier Schnee, ein riesenhafter Mann, und präsentierte das Gewehr.

„Schon gut!“ sagte der alte Fritz und winkte gnädig, worauf der Grenadier das Gewehr bei Fuß nahm.

„Nun, was gibt's Neues?“ fragte der König.

„Der Schnee geht weg, Majestät,“ antwortete der Soldat.

„Ja, ja,“ meinte der König, „und ich habe auch gar nichts dagegen.“

Damit ging er weiter und dachte sich nichts Böses.

Des andern Tags aber wurde ihm gemeldet, daß der Leibgrenadier Schnee fahnenflüchtig geworden sei.

„Der Schnee?“ rief erstaunt der König. „Mit dem habe ich ja gestern noch gesprochen!“

„Kann schon sein, Majestät,“ erwiderte die Ordonnanz. „Der Schnee hat auch einen Zettel zurückgelassen, darauf steht, daß Euer Majestät um sein Weggehen wüßten und nichts dagegen einzuwenden gehabt hätten.“

Da lachte der König herzlich und sagte: „Ach ja, es hat alles seine Richtigkeit. Aber schafft mir den Kerl wieder her, es soll ihm nichts geschehen.“

Und so schickte es sich denn, daß trotz des herrlichsten Frühlingswetters der Schnee wieder in Potsdam einrückte.

Der erste Diener seines Staates.

Friedrich der Große und schon dessen Vater, Friedrich Wilhelm I., haben ihren Nachfolgern ein leuchtendes Beispiel gegeben, wie unermüdlich Fürsten für das Wohl ihrer Völker sorgen können.

So war des alten Frig' Arbeitsamkeit und Tätigkeit so groß, daß er, namentlich in den ersten Regierungsjahren, fast gar nicht schlafen wollte, um nur immer arbeiten zu können. Er hatte nur ein paar Stunden zur Ruhe bestimmt und trank, um sich des Schlafes zu erwehren, sehr häufig starken Kaffee. Hierdurch gerieth aber sein Blut in so gefährliche Wallung, daß man befürchtete, der Schlag möchte ihn rühren, und er daher diese aufregende Lebensweise aufgeben mußte.

Vor dem Siebenjährigen Kriege arbeitete er oft weit bis in den Morgen hinein. Der derzeitige Kammerhusar Deibert versicherte, daß der König häufig bis früh vier Uhr geschrieben habe. Dieser Deibert hatte einst die Wache und stand in einiger Entfernung hinter dem arbeitenden Monarchen. Langsam, unerträglich langsam schlichen für ihn die Zeiger der Uhr dahin, pfeilgeschwind enteilten die Stunden dem Könige. Dem guten Kammerhusaren wurden mit der Zeit die Augenlider bleischwer, und den Mund brachte er vor lauter Gähnen nicht mehr zu. Endlich schlummerte er gar ein. Solange er ruhig an der Wand hinauflehnte, ging es. Nach und nach aber kam er ins Nicken, und das ist schon gefährlich genug beim Sitzen, noch viel gefährlicher aber beim Stehen. Er nickte und nickte und nickte immer mehr, bis er endlich, plumps! lang auf den Fußboden hinfiel. Die Hunde des Königs sprangen erschrocken auf und bellten. Auch der König sprang auf und fragte, was es gäbe. Deibert hatte sich flink aufgerafft und stand wieder steif und stramm auf seinem Posten.

„Ew. Majestät halten zu Gnaden,“ sagte er, „ich bin wider Willen eingeschlafen und umgefallen.“

Der König war gar nicht böse und fragte nur, ob er keinen Schaden genommen hätte.

„Rein, Ew. Majestät,“ erwiderte Deibert.

„Nun, dann ist es schon gut. Wie spät haben wir es?“

„Halb zwei, Majestät.“

„So ist es wohl Zeit, das Bett aufzusuchen.“

Während der König sich entkleiden ließ, sagte er: „Du würdest kein guter Nachtwächter geworden sein, Deibert!“

„Die Nachtwächter,“ entgegnete Deibert, „stehen aber auch nicht so lange auf ihrem Posten und schlafen überdies bei Tage aus.“

„Schon gut, schon gut!“ sprach der König. „Da hast du etwas für den Schreck.“ Und er drückte ihm zehn Friedrichsdor in die Hand, worüber Deibert gar nicht böse war.

Später war die Tageseinteilung des Königs eine streng geregelte. Im Sommer stand er gewöhnlich um 4, im Winter um 5 Uhr auf. Der Bediente, der gerade die Woche hatte, mußte ihn rasieren und seine Haare in Ordnung bringen. Das durfte aber höchstens 5—6 Minuten dauern. Dann trat der diensttuende Adjutant herein und brachte die eingelaufenen Briefe und Bittschriften. Der König öffnete sie alle und sah sie durch. Viele beantwortete er selbst. Um 7 Uhr trank er Kaffee. Darauf hörte er die Vorträge der Kabinettsräte an. Um 10 Uhr erschienen Generale und Stabsoffiziere des 1. Grenadier-Bataillons und erstatteten Bericht über dienstliche Angelegenheiten. Von 11—12 Uhr ritt der König spazieren, aber nur dreimal in der Woche. Die übrigen Tage besuchte er zu dieser Stunde Paraden oder besichtigte Truppenteile. Mit dem Schlage 12 Uhr ging er in der Regel zur Tafel. Nach derselben spielte er etwa eine halbe Stunde Flöte, worauf er die Arbeit wieder aufnahm. Neue Briefe waren eingelaufen, sie mußten eröffnet und beantwortet werden. Um 5 Uhr begab sich der König ins Audienzzimmer, um mit allen denen zu sprechen, die sich bei ihm angemeldet hatten oder die von ihm zu einer Unterredung bestellt waren. Die Zeit von 6—7 Uhr war ganz der Musik gewidmet. Von 7—8 Uhr ging er spazieren oder ließ sich vorlesen. Alsdann zog er sich in das Schlafgemach zurück, in dem er gewöhnlich schon einige Freunde seiner harren fand, mit denen er vertraulich sprechen konnte. Wenn diese ihn endlich verlassen hatten, mußte ihm einer von den Köchen noch den Küchenzettel für den folgenden Tag vorlegen. Gefiel ihm ein Gericht nicht, so bestellte er ein anderes. Alle Rechnungen seiner Küche, seines gesamten Haus- und Hofhalts sah er selbst durch. Kurz, es entging nichts seiner Aufmerksamkeit.

Einfacher in der Kleidung war wohl kaum ein König, als Friedrich der Große. Meistens trug er die Offiziersuniform der Garde und nur durch den fürstlichen Stern unterschied er sich von

andern Offizieren. Seine Röcke waren öfters abgetragen, die Stiefeln äußerst abgenutzt, die Hütte ganz kahl. Die Stiefeln ließ er sich erst ausziehen, wenn er schon im Bette saß, und unmittelbar aus dem Bette trat er wieder in die Stiefeln. Der bekannte dreistützige Hut und der Krückstock vervollständigten den Anzug.

Der König war oft mit der schlechtesten Nahrung zufrieden. Er aß Kommisbrot mit den Soldaten, wenn Not da war, und beklagte sich mit keiner Miene, mit keinem Worte darüber. Dem Tabakrauchen und Tabakkauen war er ganz abgeneigt, desto mehr aber hatte er sich den spanischen Schnupstabaß zum Bedürfnis gemacht.

Friedrich Wilhelm von Seydlitz.

I.

Der berühmte General Seydlitz wurde am 3. Februar 1721 zu Kalkar im Herzogtum Kleve geboren. Früh verlor er seinen Vater und kam, noch sehr jung, als Page zu dem Markgrafen Friedrich von Schwedt. Dieser gewann den lebhaften, kühnen und zu lustigen Streichen stets aufgelegten Knaben bald lieb und konnte fast nicht ohne ihn sein. Bei Tage, bei Nacht, auf Spaziergängen und auf der Jagd ritten die beiden nebeneinander. Setzte der Markgraf unversehens über einen breiten und tiefen Graben, so konnte er gewiß sein, daß ihm sein Page ohne Bedenken nachsetzte. Andere Leute aber blieben kläglich zurück. Jeder hat nur einen Hals, und wenn er ihn bricht, ist er ein toter Mann! Warum also für nichts und wieder nichts sein Leben aufs Spiel setzen? Der Markgraf und sein Page aber taten das alle Tage ohne Bedenken.

Der Umgang mit dem tollen Markgrafen blieb nicht ohne Einfluß auf Seydlitz' Charakter. Er ist sein Leben lang ein kühner, entschlossener Reiter geblieben, ein Mann, der auch der größten Gefahr mit äußerster Kaltblütigkeit ins Auge sah. Bis zum Übermut trieb er sein tolles Reiten. Zu seinen Lieblingsvergnügen gehörte das Durchreiten zwischen den tausenden Flügeln einer im Gange befindlichen Windmühle. Ein recht gefährliches Vergnügen! Von seinem Fürsten ermuntert, unternahm er die verwegensten

Sprünge zu Pferde. Dadurch erwarb er sich eine Zuversicht und Sicherheit, die ihn zu den besten Reitern aller Zeiten machte. Aber er ist auch oft gestürzt, doch immer so glücklich, daß er mit leichten Quetschungen davonkam.



General von Seydlitz.

So verging seine Jugend unter ritterlichen Übungen, Reiten und Jagen, und es kam die Zeit, wo er ins Heer eintreten sollte. Achtzehn Jahre alt, ließ er sich als Kornett in das Kürassierregiment des Markgrafen, das in Hinterpommern stand, einreihen. Der Oberst des Regiments stand mit dem Markgrafen damals nicht auf gutem Fuße und empfing daher den erklärten Günstling desselben recht kalt. Er ließ ihn die ganze Strenge des Dienstes

empfinden, und Seydlitz mußte alle Kraft anwenden, um den hohen Ansprüchen, die an ihn gestellt wurden, zu genügen. Das war aber für Seydlitz eine ganz gute Schule, er lernte gehorchen und schweigen.

Bald darauf zog er mit seinem Regiment in den ersten Schlesischen Krieg. Bei Kranowitz unweit Ratibor geriet Seydlitz mit einem Kommando von 30 Kürassieren unter 3000 Ungarn. Er ließ die Reiter absitzen und zu Fuß kämpfen. Aber der Feinde waren zu viele. Bald sah er sich von allen Seiten eingeschlossen und man forderte ihn auf, sich zu ergeben. Da versuchte Seydlitz das letzte, was ihm in diesem Falle noch übrig blieb. Er befahl seinen Reitern aufzusitzen und sich, wenn möglich, durchzuhauen. Den geschwungenen Pallasch in der Faust, sprengte er seinen Leuten voran. Aber eine Kugel traf sein Pferd, es bäumte sich hoch auf, stürzte hintenüber und begrub den Reiter unter sich. Ehe er sich aufraffen konnte, befand er sich in der Gewalt der Ungarn, die ihn samt seinen Reitern als Gefangene fortführten. Er wurde in die Festung Raab gebracht. Den kurzen Aufenthalt daselbst benutzte er dazu, im geheimen einen Plan dieser Festung aufzunehmen. Er überreichte ihn bei seiner Rückkunft dem Könige. Dieser hatte Seydlitz schon als Bagen bei dem Markgrafen von Schwedt kennen gelernt. Ferner war ihm dessen rühmliches Verhalten in dem Gefecht bei Kranowitz kundgetan worden. Durch die Zeichnung wurde er aufs neue auf den strebsamen Offizier aufmerksam. Und Friedrich der Große vergaß keinen seiner Krieger, der sich nur irgend einmal hervorgetan hatte.

Im Jahre 1743 begleitete Seydlitz seinen Gönner, den Markgrafen von Schwedt, zu den Manövern bei Berlin. Als man nach der Musterung nach Berlin zurücktritt, befand er sich im Gefolge des Königs. Unter den Offizieren war das Gespräch auf seine Gefangennahme bei Kranowitz gekommen und Seydlitz mußte davon erzählen. Er schloß seinen Bericht mit den Worten: „Hätten sie mir nur nicht die Währe unterm Leibe erschossen, so hätten sie mich im Leben nicht bekommen. Denn der Reiter ist ein Hundsott, der sich auf seinem Pferde gefangen nehmen läßt.“

Der König hatte dem Gespräche zugehört und auch die Schlußäußerung vernommen.

„Warte mein Bürschchen!“ sagte er bei sich und schmunzelte.

Als man in Berlin auf der Brücke des Zeughauses ankam, hielt der König an und rief den Kornett Seydlitz zu sich. Dann ließ er die Zugbrücke aufziehen und sagte:

„Nun wäre Er also doch mein Gefangener! Was will Er nun machen?“

„Das!“ rief Seydlitz, gab seinem Pferde die Sporen, setzte mit einem gewaltigen Sprunge über das Brückengeländer in die Spree*) hinab und schwamm auf eine der Anfurten gegen das Zeughaus zu.

Friedrich der Große fühlte den ganzen Wert dieser raschen, entschlossenen Handlung und begrüßte ihn bei seiner Rückkehr mit den Worten:

„Da hat Er sich gut herausgezogen, Herr Rittmeister. Ein andermal aber vorsichtiger sein. Habe Ihn noch nötig.“

Er gab ihm eine Schwadron der damals in Schlessien stehenden weißen Husaren, die eine noch ganz neue Truppe in der preussischen Armee waren und der der König, um sie für den Dienst tauglicher zu machen, gern anerkannt verwegene Offiziere zuteilte.

Von diesem Tage an ruhte das Auge des Königs mit Wohlgefallen auf dem kühnen Seydlitz. Ein Krieger ohne Furcht, der nie zaudert, nie überlegt, wenn ihm der Wink des obersten Kriegsherrn zu handeln befiehlt, das war ein Charakter nach dem Herzen Friedrichs.

II.

Im zweiten Schlessischen Kriege gab der König Seydlitz einen besonderen Beweis des Vertrauens, indem er ihn dem Oberstleutnant von Schütz, der wohl ein verdienter, aber ein grausamer Offizier war, zur Seite setzte. Es war nicht leicht, auf diesen rohen, harten Mann Einfluß zu gewinnen. Aber was noch keinem gelungen war, Seydlitz brachte es fertig. Die schnelle Einsicht und der entschlossene Mut des jüngeren Mannes machten Eindruck auf den alten Barbaren. Er schämte sich bisweilen seiner Roheiten und wurde ein besserer Mensch.

Seydlitz zeichnete sich in diesem Kriege bei verschiedenen Gelegenheiten durch Mut und Geistesgegenwart aus. In einem Ge-

*) Nach andern bei Groß-Glogau in die Oder.

fechte bei Landeshut in Schlesien am Pfingsttage 1745 machte er die Bemerkung, wie nachtheilig es sei, beim Appellblasen sich rückwärts zu sammeln. Da dränge alles in wilder Unordnung nach hinten und der Feind stürme nach. Auf diese Bemerkung hin gab der König den Befehl, beim Sammeln sogleich vorwärts gegen den Feind Front zu machen. Und dies war der erste günstige Einfluß, den Seydlitz auf die preußische Reiterei ausübte.

Nach der Schlacht bei Hohenfriedeberg, am 4. Juni 1745, in der die preußische Reiterei so großes leistete, wurde Seydlitz Major. In der Schlacht bei Soor, am 30. September, wurde er am Arm verwundet. Bei Zittau überfiel er die österreichische Nachhut unter dem Grafen von Burghausen und rieb sie vollständig auf. Nach beendigtem Kriege kehrte er in seine Garnisonstadt Trebnitz zurück.

Jetzt war das Studium seiner Waffe seine Hauptbeschäftigung. Der Vormittag aber gehörte dem Dienste, der mit jener Strenge betrieben wurde, die der damaligen Zeit eigen war.

Bei seinem ganzen Wirken ging Seydlitz von dem Grundsatz aus, daß der Offizier alles können und vormachen müsse, was er von dem gemeinen Husaren verlange. Und er ging hierin mit dem besten Beispiel voran. Alle Reitübungen, Setzen über Barrieren, Gräben, Hecken, die Waffenübungen, Schießen nach dem Ziel, zuerst zu Fuß, dann zu Pferde in allen Gangarten, kurz jede Übung der Husaren machte er bis zur Vollkommenheit vor und verlangte ein Gleiches von den Offizieren und Unteroffizieren seiner Schwadron. Er war hierin, wie überhaupt im Dienst, sehr streng. Doch verstand er, sich die Liebe aller zu erwerben, weil er sich immer gleich blieb, treulich für die Seinen sorgte und keinen bevorzugte.

Die freien Abende widmete er den Wissenschaften, doch liebte er auch, einige Stunden in zwangloser Unterhaltung mit seinen Offizieren zuzubringen. Dann sprach man über Gegenstände des höheren Reiterdienstes und entwarf Pläne zu verschiedenen Verbesserungen.

Die in Trebnitz verlebte Zeit war für Seydlitz in jeder Hinsicht sehr wichtig. Hier war es, wo er sich eine eingehende Kenntniss des Reiterdienstes erwarb und wo er sich auf eine höhere Bestimmung vorbereitete.

III.

Der König verwandte die zehn Jahre, die zwischen dem 2. und 3. Schlesischen Kriege lagen, vornehmlich dazu, seine Armee nach allen Seiten hin zu vervollkommen; denn er ahnte, daß der Krieg um Schlesiens erst recht beginnen sollte. Dem Major von Seydlitz schenkte er bei der Herbstmusterung 1746 einen kostbaren türkischen Säbel. Und so eine Auszeichnung galt damals mehr, als heutzutage ein Orden.

Im Herbst 1752 wurde Seydlitz Oberstleutnant und als Kommandeur des Dragonerregiments Württemberg nach Treptow in Hinterpommern versetzt.

Friedrich war nämlich mit diesem Regimente nicht zufrieden, und Seydlitz sollte es ihm „in Ordnung bringen“. Aber schon im folgenden Jahre wurde er nach Ohlau in Schlesiens zu den Rochowschen Kürassieren zurückversetzt und zum Oberst ernannt, trotzdem er erst 35 Jahre alt war.

Im Siebenjährigen Kriege finden wir Seydlitz am 1. Oktober 1756 in der Schlacht bei Lomositz. Dort bemühten sich 71 Schwadronen Reiterei, sich auszuzeichnen, griffen aber unzeitig an und mußten die endliche Entscheidung dem Fußvolke überlassen. Seydlitz führte nur die 5 Schwadronen der Rochowschen Kürassiere.

In der Schlacht bei Prag aber stand er an der Spitze von 30 Schwadronen und versuchte, den Österreichern in den Rücken zu fallen. Leider aber konnte eine über die Moldau geschlagene Brücke des steigenden Wassers wegen nicht vollendet werden.

„So schwimmen wir hinüber,“ sagte Seydlitz.

„Geht nicht,“ meinte ein erfahrener Offizier. „Wir versinken im Sande.“

„Das wollen wir erst sehen!“ rief Seydlitz und sprengte kühn ins Wasser hinein.

Doch wäre ihm diese Kühnheit fast zum Verderben geworden. Das Pferd versank bis über den Sattel und nur mit Mühe retteten ihn seine Leute vor dem Ertrinken.

IV.

In der Schlacht bei Kolin lernte Friedrich der Große aufs neue das Talent des Helden kennen und ernannte ihn zwei Tage nachher (20. Juni) zum Generalmajor. Eine Beförderung nach

einer verlorenen Schlacht ist etwas ganz Außerordentliches und setzt ein ganz entschiedenes Verdienst voraus.

Als Zieten ihm deswegen gratulierte, sagte er lächelnd: „Na, es war aber auch Zeit. Bin ich doch schon 37 Jahre alt und mündig.“

Er fühlte sich aber durch das Vertrauen des Königs so geehrt, daß er fortan alle Kräfte einsetzte, dieses Vertrauen auch zu rechtfertigen.

Friedrich der Große fand bei seiner Thronbesteigung die Reiterei nicht in bestem Zustande und hatte oft Grund, mit ihr unzufrieden zu sein. Die Schlacht bei Fehrbellin war ihre letzte große Erinnerung, dann war sie immer mehr gesunken. Aber die Schuld lag nicht allein an ihr. Sollte sie leisten, was der König von ihr verlangte, so mußte jeder General ein Seydlitz oder Zieten sein, oder den beiden wenigstens nach Kräften nachahmen.

Seydlitz war das fast unerreichte Muster eines schneidigen Reiterführers und schon seine bloße Persönlichkeit machte Eindruck auf die Soldaten. Der Umstand, daß er erst bei den Husaren, dann bei den Dragonern und schließlich bei den Kürassieren gedient hatte, sicherte ihm das Vertrauen aller. Jede Gattung von Kavallerie war des Sieges sicher, wenn sie Seydlitz an der Spitze wußte.

V.

Im Jahre 1757 waren zu den andern Feinden Friedrichs noch die Franzosen gekommen. Diese hatten den Siegeslorbeer schon im voraus um ihre witzigen Köpfelein gewunden und betrachteten den Feldzug als eine nette Spazierfahrt. Seelenvergnügt zogen sie in Gotha ein und wollten sich da ein paar freudige Tage machen, der Preußenkönig war ja weit, weit weg. Als sie sich aber eben an der herzoglichen Tafel niederlassen wollen, erklingen die preußischen Hörner, und General Seydlitz sprengt mit 1500 Reitern in die Stadt.

Parbleu! Das war ein schlechter Spaß!

Die Französlein sprangen auf, ließen alles im Stich und rannten Hals über Kopf zur andern Seite der Stadt hinaus. 8000 geborene Helden flohen vor 1500 preußischen Husaren! Seydlitz aber setzte sich mit seinen Leuten lachend hinter die dampfenden Schüsseln. Außerdem fielen den Preußen noch eine Menge

Kammerdiener, Köche, Schauspieler und Haarkünstler in die Hände, ebenso das Gepäck der Generale, darunter ganze Kisten wohlriechender Wasser und Salben, auch Sonnenschirme, Schlafkröde und Papageien.

Dieser Vorpostenbewegung beider Heere folgte die eigentliche Schlacht. Friedrichs Heer zählte nur 22 000 Mann, das der Feinde über 60 000. Es kamen also immer drei Franzosen auf einen Preußen.

Als der König am Tage vor der Schlacht durch eine Bewegung des französischen Heeres sich veranlaßt sah, auch seine Stellung zu verändern, jubelte man im feindlichen Lager schon wie über einen Rückzug. Alles, was der Prinz Soubise von Trommelschlägern und Spielleuten auf Lager hatte, mußte einen Siegesmarsch spielen. Und die französischen Offiziere meinten, es geschehe dem Herrn Markgrafen von Brandenburg überhaupt viel Ehre, daß man sich mit ihm erst in einen Krieg einlasse. Man hielt ihn samt seinem Heere schon so gut wie gefangen und sandte Eilboten nach Paris, dies anzukündigen.

Aber Vögel, die zu zeitig singen, frißt am Abend die Katze, sagt ein kluges Sprichwort.

Der Morgen des 5. November 1757 brach an. Friedrich weilte ruhig in seinem Lager zu Roßbach und erhielt die Kunde, daß die Feinde sich anschickten, ihn von allen Seiten einzuschließen. Er aber blieb den ganzen Vormittag in derselben Stellung, als ahne er nichts von der drohenden Gefahr. Ganz in der Stille ließ er indes alles zum Ausbruch vorbereiten. Es wurde noch die Mittagstafel angerichtet, und der König setzte sich mit seinen Generalen ruhig zu Tische.

Die Franzosen aber waren entzückt, daß er so in die Falle gehe und hielten die Ruhe der Preußen für dumpfe Verzweiflung.

Erst gegen 3 Uhr gab der König plötzlich den Befehl zum Ausrücken, und in kaum einer halben Stunde war das Lager abgebrochen. Die Franzosen sahen nur immer, was da werden würde. Sollte der König wirklich so verwegen sein und Widerstand versuchen wollen?

Ja, er war so verwegen!

Als die Franzosen noch immer sahen und staunten, brach das Verderben schon über sie herein. Hinter einem Hügel hielt Seydlitz mit der Reiterei. Als der richtige Zeitpunkt gekommen war,

schleuderte er seine kurze Tabakspfeife in die Luft und riß den Pallasch aus der Scheide. Das war das Zeichen zum Angriff, und wie eine Lawine brausten die ReiterScharen in die Reihen der Feinde.

Preußische Husaren gegen französische Kürassiere! Und was nie auf einem Schlachtfelde erhört war, geschah hier: die leicht bewaffneten Husaren auf ihren behenden Pferden warfen die schwere französische Reiterei trotz ihrer kolossalen Rösse über den Haufen.

Ein Hase lief über das Feld und wurde von einer französischen Kanonenkugel zerschmettert.

„Die Sache ist gut!“ rief lachend ein Husar. „Nun schießen sich die Franzosen gar selber tot.“

Und helles Lachen ging durch die Reihen der Preußen.

Ehe die Feinde sich irgendwo zu einer Schlachtlinie sammeln konnten, waren sie schon überritten. Alles wandte sich zur Flucht. In einem tiefen Hohlwege aber fiel eine große Anzahl von Franzosen den Preußen in die Hände.

Friedrich hatte unterdessen sein Fußvolk nebst dem Geschütz gegen die feindliche Infanterie vorrücken lassen und auch diese bald in gänzliche Verwirrung gebracht. Dann kam Seydlitz derselben von der andern Seite her in den Rücken, und auch hier stob alles in wilder Flucht auseinander. Die Preußen machten ganze Scharen zu Gefangenen.

In kaum zwei Stunden war diese bedeutungsvolle Schlacht entschieden, und bei einbrechender Dunkelheit befand sich die ganze französische Armee auf dem Rückzuge. Ein wilder Schrecken war über die hochmütigen Franzosen gekommen. Nie war kriegerischer Eigendünkel stärker, und nie wurde er besser bestraft. In Sturmeszeile ging es zurück an den Rhein, und an ein Stillstehen der mutlosen Scharen war nicht eher zu denken, bis sie sich jenseits des Rheinstroms vor der Verfolgung der Preußen sicher wußten. Der König aber dachte gar nicht daran, ihnen nachzueilen; denn er hatte bald wieder auf einer andern Seite zu tun. Er ließ sich an dem Siege genügen, der ihm 7000 Gefangene, 63 Kanonen und 22 Fahnen in die Hände geliefert hatte. Dabei war bei weitem nicht einmal die ganze Armee zum Schlagen gekommen. Nur 7 Bataillone der Infanterie hatten am Kampfe teilgenommen, 10 Bataillone hatten nicht einen Schuß getan.



Feindlich in der Schlacht bei Rossbach.

Friedrich sagte seiner ganzen Armee am folgenden Tage feierlich Dank für die herrliche Ruhmestat. Der ritterliche Seydlitz, dem vor allem der Sieg zu danken war, sah sich vom Könige durch die höchste Auszeichnung, den Schwarzen Adlerorden, geehrt und wurde zum Generalleutnant befördert.

Das Volk aber sang:

„Und wenn der Große Friedrich kommt
Und klopft nur auf die Hosen,
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen.“

Wo man einen Franzosen beschimpfen wollte, rief man ihm das Wort „Roßbach“ entgegen.

VI.

In der Schlacht bei Roßbach war Seydlitz verwundet worden, und diese Wunde hatte sich infolge einer Erkältung verschlimmert. Um sie zu heilen, begab er sich in ärztliche Behandlung nach Leipzig. Wohl tat es ihm schmerzlich leid, den König nicht nach Schlesien begleiten zu können, aber es ließ sich nicht ändern. Von der siegreichen Schlacht bei Leuthen (5. 12. 1757) gab ihm Friedrich selbst Nachricht.

Erst Ende März 1758 begab er sich wieder zum Heere des Königs nach Schlesien und übernahm den Befehl über die Reiterei. Er war mit bei dem Zuge nach Mähren und deckte nach Aufhebung der Belagerung bei Olmütz den Rückzug.

Dann begleitete er den König auf seinem Feldzuge gegen die Russen. Diese waren unter dem General Fermor in Preußen eingedrungen. Sie durchzogen diese Provinz raubend und plündernd und drangen langsam gegen Pommern und die Neumark vor. Generalleutnant Graf Dohna vermochte sie mit seinem schwachen Korps nicht aufzuhalten. Er lagerte sich an der Oder und begnügte sich damit, das linke Ufer des Flusses zu decken und die Besatzung der Festung Küstrin zu verstärken.

Die Russen zogen daher wie die wandernden Völker des Alterthums. Sie folgten dem Laufe der Ströme und betrachteten alles, was sie unterwegs fanden, als ihr Eigenthum. Sie hausten wie echte Barbaren in den Staaten des Königs.

Eine regelrechte Belagerung von Küstrin ließ die sumpfige Umgebung nicht zu. Daher hoffte Fermor, die Besatzung durch ein scharfes Bombardement zur Übergabe zu bringen. Am 15. August ließ er eine solche Menge von Bomben und Granaten in die Stadt werfen, daß binnen kurzer Zeit alles in Flammen aufging. Die Einwohner der Stadt und die Menge der Landleute, die hinter den Wällen von Küstrin Schutz gesucht hatten, konnten nichts als das bloße Leben retten, indem sie sich über die Oder flüchteten.

Fermor ließ mit dem Bombardement so lange fortfahren, als Brandgeschosse in seinem Lager vorhanden waren. Doch seine Absicht erreichte er nicht. Die Festungswerke blieben unversehrt. Und als nach fünf Tagen der Kommandant zur Übergabe der Festungswerke aufgefordert wurde, erklärte er kühl, daß er gedanke, sich bis auf den letzten Mann zu verteidigen.

Am 21. August traf Friedrich im Lager des Grafen Dohna, Küstrin gegenüber, ein. Er brachte 14 000 Mann seiner erprobten schlesischen Armee mit, die er trotz der sengenden Sommerhitze in Eilmärschen von der böhmischen Grenze herübergeführt hatte.

Gleich nach seiner Ankunft musterte er das Korps des Grafen Dohna. Die Leute sahen propre und schneidig aus.

„Hm!“ sagte er. „Ihre Leute haben sich ja recht stattlich herausgeputzt. Ich bringe welche mit, die sehen aus wie die Grasteufel, aber sie beißen!“

Tiefe Trauer erfüllte das Gemüt des Königs, als er die rauchenden Trümmer der Stadt und alle die Verwüstungen vor sich sah, welche die Barbaren angerichtet hatten. Mildreich tröstete er die Unglücklichen auf den Brandstätten von Küstrin, als sie ihm treuherzig die einzelnen Umstände ihrer Leiden erzählten.

„Kinder,“ sagte er zu ihnen, „ich habe nicht eher kommen können, sonst wäre das Unglück nicht geschehen! Habt nur Geduld, ich will euch alles wieder aufbauen.“

Er bewährte sein Wort durch die That und ließ ihnen augenblicklich zur Bestreitung der dringendsten Bedürfnisse die Summe von 200 000 Talern auszahlen.

Schnell beschloß er, den Feind für seine Taten zur schweren Verantwortung zu ziehen. Er ließ in der Nähe von Küstrin auf die russischen Verschanzungen feuern, so daß man glauben mußte,

er werde hier sofort zu ernstlichem Angriff schreiten. Währenddessen aber ließ er mit Beginn der Nacht sein Heer ausbrechen, um eine Strecke unterhalb Küstrin unbemerkt die Oder überschreiten zu können.

Als sich die Armee zum Abmarsch anschickte, ritt er die Reihen entlang, begrüßte noch einmal seine Tapferen und rief ihnen freundlich zu: „Kinder, wollt ihr mit?“ — Alles antwortete mit einem jubelnden „Ja!“

Einer sagte zu ihm: „Wenn wir nur erst russische Beutepferde hätten, da sollte es schon geschwinder gehen.“

Der König antwortete mit Laune: „Die wollen wir schon bekommen.“

Am 23. August war der Übergang über den Fluß bewerkstelligt und der Feind in einem weiten Bogen umgangen. Das ganze Heer war von den Greuelsenzen, die sich überall dem Auge darboten, zur leidenschaftlichen Rache entflammt. Man sah nichts als brennende oder eingeäscherte Dörfer. In den Schlupfwinkeln der Wälder lagen elend die Bewohner, denn der Feind hatte ihnen auch das letzte genommen, was sie an Nahrungsmitteln besaßen. Willig gaben ihnen die menschenfreundlichen Soldaten von dem Brote, das sie bei sich trugen. Dafür trugen ihnen die Bauern Wasser zu, ihren Durst in der brennenden Hitze zu löschen. Auch fand man an vielen Orten vorsorglich große Gefäße, selbst Sturmfässer mit Wasser zu diesem Zweck aufgestellt.

Am Morgen des 25. August hatte Friedrich das russische Heer so weit umgangen, daß er dasselbe von der vorteilhaftesten Seite angreifen konnte. Eine gedehnte Ebene verstattete ihm einen freien Angriff, während im Rücken und zwar zur Seite des Feindes sich jumpfige Niederungen und ein kleiner Nebenfluß der Oder befanden. Die Brücken über den letzteren hatte Friedrich abbrechen lassen, da er dem Feinde den Rückzug abschneiden wollte. Er gedachte, das ganze feindliche Heer zu vernichten und so mit einem Schlage eine blutige Entscheidung zu erzwingen. Denn er durfte freilich nicht lange säumen, da er erwarten konnte, daß die Österreicher seine Abwesenheit bald zu gefährlichen Unternehmungen benutzen würden.

Die preußische Armee bestand aus 32 760 Mann, die der Russen aus ungefähr 52 000 Mann. Letztere hatten sich in einem ungeheuren länglichen Viereck, Reiterei, Fuß und Reserve in der

Mitte, aufgestellt. Eine solche Aufstellung hatte sich wohl in den Türkenkriegen, gegen die regellosen Angriffe eines wilden Feindes bewährt; gegen eine europäisch erzogene Armee war sie indes wenig zweckmäßig. Zwischen beiden Heeren lag das Dorf Zorndorf. Umhergeschwärmende Kosakenscharen hatten dasselbe nach ihrer Sitte in Brand gesteckt, aber nicht zu ihrem Besten. Der Rauch trieb den Russen entgegen und verhinderte sie, die Aufstellung des Gegners zu beobachten.

Erst auf der Höhe von Zorndorf entdeckten sich die beiden Armeen. Als der russische Soldat beim Scheine der aufgehenden Sonne die preußischen Waffen blitzen sah, erhob er ein wildes Geschrei: „Prussac idit! Prussac idit!“ (Die Preußen kommen!) Feierlich ritt der Protopope, umgeben von den Unterpopen und einer Menge Gefolge, alle mit heiligen Fahnen versehen, längs der inneren Seite des Vierecks und segnete die Soldaten zum Kampfe. Hatten sie die Weihe empfangen, so griff jeder nach der ledernen Flasche, die ihm am Gürtel hing, nahm einen tüchtigen Schluck Schnaps und schrie: „Hurra!“ Dadurch wollte er seine Willigkeit zum Kampfe zeigen.

In stiller, fester Ordnung zogen die Preußen heran und stellten sich in schiefer Schlachtordnung auf. Die Trommeln wirbelten und die Spielleute bliesen: „Ich bin ja, Herr, in deiner Macht!“

Unbeweglich und in tiefem Schweigen erwarteten die Russen den Angriff.

Um 9 Uhr rückte der linke Flügel der preußischen Armee gegen die rechte Seite des russischen Heeres vor, die durch eine umpfuge Niederung von der Hauptarmee abgetrennt war. Das Geschütz begann sein furchtbares Spiel und wütete auf eine unerhörte Weise in den tiefen Reihen der Russen. Durch eine einzige Kugel sollen 42 Mann niedergestreckt worden sein. Der Troß im Innern der Scharen geriet in Verwirrung. Die Pferde rissen mit ihren Wagen aus und brachen durch die Glieder.

Die preußische Infanterie benutzte diese Verwirrung, zog eilig näher, feuerte heftig und warf das Vordertreffen der Russen nieder.

Aber der Aufmarsch der Preußen war mit mancherlei Ungeschick verbunden gewesen. Ihre Scharen waren zum Teil getrennt, zum Teil in einer zu schwachen Linie geführt. Die feindlichen Heerführer benutzten dies, und nun brachen Fußvolk und Reiterei der

Russen mit dem wilden Rufe „Ura! Ura!“ auf die Preußen ein, deren Infanterie sich in verwirrter Flucht zurückzog.

Aber Seydlitz wachte mit seinem Falkenauge über Schlacht und Sieg.

Ruhig war er bis dahin mit der Kavallerie zur Seite vorgeückt. Als nun die Russen in Unordnung ihren Gegnern nachsetzten, gab er, den richtigen Augenblick scharf erfassend, das Zeichen zum Angriff, und augenblicklich stürmten seine Scharen in geordneter Kraft auf die feindlichen Haufen ein. Es erhob sich ein so fürchterlicher Kampf, wie die Geschichte kaum einen ähnlichen kennt. Denn ob auch die ersten Reihen der Russen niedergeschmettert waren, so standen die nachfolgenden doch unerschütterlich fest. Auch diese wurden geworfen, aber immer ballten sich neue Massen zusammen. Mit ihren Leibern setzten sie den Preußen einen Wall entgegen, der nichts anders, als durch gänzliche Niedermetzlung erstiegen werden konnte. Ob sie auch ihre Pulvervorräte verschossen hatten, waren die Russen doch nicht eher unschädlich, als bis sie von der Klinge des Gegners durchbohrt niedersanken. Stundenlang währte dieses Morden.

Einige Haufen der Russen gerieten über die Bagage, plünderten die Marktenderwagen und öffneten die Brantweinässer, nach dem berausenden Tranke lechzend. Die Offiziere schlugen die Fässer in Stücke. Da warfen sich die Leute auf den Boden, den Trank auch noch im Staube aufzulecken. Andere kehrten ihre Waffen in wilder Wut gegen ihre Vorgesetzten und mordeten die, welche ihnen den Trank verschüttet hatten.

Endlich, nachdem die Mittagsstunde bereits vorüber war, endete der Kampf auf dieser Seite. Was von den Russen nicht niedergemetzelt lag, war in die Sümpfe versprengt. Seydlitz aber zog seine tapferen Scharen vor dem feindlichen Kanonenfeuer zurück, das nunmehr von der anderen Seite auf ihn gerichtet war.

Die übrigen Teile beider Armeen waren bis jetzt noch nicht zum Kampfe gekommen. Friedrich hatte sich auf dem rechten Flügel seiner Truppen befunden. Nun ordnete er seine Armee zum Angriff und rückte vor, wurde aber bald von der russischen Reiterei zurückgeworfen. Die Regimenter des Grafen Dohna wurden von wildem Schrecken ergriffen und flohen.

Da war es wiederum Seydlitz, der die drohende Gefahr abwendete. Aufs neue stürmte er mit seinen tapferen Scharen auf



Friedrich der Große und Seydlitz nach der Schlacht bei Borodorf.

die Feinde ein, warf die russische Kavallerie in wilder Unordnung zurück und griff die noch stehenden Infanterietreffen der Russen trotz des lebhaftesten Kartätschen- und Gewehrfeuers mutig an. Bald kam auch Friedrich mit dem erprobten Teile seiner Infanterie heran, und nun entstand wieder ein Gemetzel, jenem gleich, das dem rechten Flügel der Russen bereits den Untergang gebracht hatte. Man kämpfte Mann gegen Mann. Keine Abtheilung vermochte mehr, Ordnung zu erhalten. Russen und Preußen, Infanterie und Kavallerie, alles war in dichten Knäueln durcheinander gedrängt. Friedrich selbst war in Person auf eine Weise in den Kampf verwickelt, daß seine Pagen um ihn her gefangen, verwundet und getötet wurden. Der furchtbare Staub des heißen Tages und der Pulverdampf hatten alle Gesichter unkenntlich gemacht. Der König wurde von seinen Truppen nur an der Stimme erkannt. Kein Teil wich dem andern an Mut, aber die Kriegszucht der Preußen trug endlich den Sieg davon. Es gelang den Führern, sie aus dem wilden Gewühle aufs neue in geregelten Scharen zusammenzuziehen, und als der Abend sank, waren die Russen vom Kampfplatze zurückgedrängt.

Gefangene waren am Tage der Schlacht bei Zorndorf nur wenige gemacht worden. Man hatte weder Pardon gegeben, noch genommen. An Siegeszeichen hatten die Preußen 103 Kanonen und 27 Fahnen erobert.

„Der Himmel hat Ew. Majestät heute wieder einen schönen Sieg gegeben!“ sagte der englische Gesandte.

Da zeigte Friedrich auf Seydlitz und entgegnete: „Ohne diesen würde es schlecht mit uns aussehen!“

Seydlitz aber lehnte das ehrenvolle Wort bescheiden ab und sprach das ganze Verdienst der gesamten Reiterei zu.

Unter den Gefangenen befanden sich fünf russische Generale. Als diese dem Könige vorgestellt wurden, sagte er:

„Meine Herren, ich bedaure zum erstenmal, daß mir kein Sibirien zur Verfügung steht, wohin ich Sie schicken könnte, um Sie für die barbarische Weise Ihrer Kriegsführung zu bestrafen.“

Sie fanden darauf ihre Wohnungen in den gewölbten Kellern unter den Wällen Küstrins. Als sie dorthin abgeführt wurden, beschwerten sie sich bitter und meinten, ein solcher Aufenthalt sei nicht ihrer Würde entsprechend.

Da entgegnete der Kommandant: „Daran sind Sie selbst schuld, meine Herren. Warum haben Sie die arme Stadt in Grund und Boden geschossen und sich selbst kein Haus übrig gelassen? Sie müssen für jetzt schon so vorlieb nehmen.“

VII.

In der Schlacht bei Kunersdorf wurde Seydlitz wiederum verwundet, Friedrich II. gab diesem Unfalle Schuld am Verlusste der Schlacht. Zu der Verwundung, die an sich schon gefährlich war, kam noch ein Schlaganfall, und der General blieb den auf die Schlacht folgenden Winter in Berlin.

Erst im Frühjahr 1760 begab sich Seydlitz wieder zur Armee. Indessen war seine Gesundheit noch stark erschüttert. Den Gebrauch der verwundeten rechten Hand hatte er noch lange nicht wiedererlangt. Außerdem litt er an einer Lähmung der Kinnlader, die ihm das Sprechen beschwerlich machte. Trotzdem hatte er dem König gemeldet, daß er an einem Schlachttage seinen Mann schon stellen würde. Dem König war aber an der Gesundheit und fernerer Erhaltung seines treuen Generals so viel gelegen, daß er ihm in den gnädigsten und schmeichelhaftesten Ausdrücken befahl, erst seine gänzliche Wiederherstellung abzuwarten.

Seydlitz verließ die Armee nicht ohne großen Schmerz. Eine düstere Wolke lag auf seiner Stirn, als er nach Berlin zurückfuhr, und die Reiterei trauerte.

Doch auch sein Aufenthalt in Berlin sollte nicht ganz nutzlos sein. Ohne ihn wäre vielleicht diese Hauptstadt in die Hände der Russen gefallen, die 1760 gegen sie heranzogen. Seydlitz übernahm, so schwach und leidend er auch noch war, den Befehl über das Hallesche Thor. Er ließ vor demselben einen Erdwall aufwerfen und mit dreipfündigen Kanonen besetzen. Der Hauptangriff der Russen richtete sich auch von der Hasenheide her gegen dieses Thor. Der Kreuzberg wurde vom Feinde mit einer Batterie 30 pfündiger Mörser besetzt. Man wollte die Stadt in Brand schießen. Die Absicht gelang jedoch nicht, ebensowenig ein Sturm auf das Hallesche Thor, den Seydlitz zurückschlug. Indessen eilte der Prinz von Württemberg zum Entsätze Berlins herbei, und die Russen mußten für diesmal mit langer Nase abziehen.

Friedrich gedachte der Verteidigung des Halleschen Thores durch seinen kranken General in seinen nachgelassenen Schriften auf die rühmlichste Art.

VIII.

Nach dem Frieden begab sich Seydlitz zu seinem Regiment nach Ohlau. Der König ernannte ihn zum Generalinspektor der Kavallerie in Schlessien. Als solcher hatte er 2 Kürassier-, 4 Dragoner- und 4 Husarenregimenter, zusammen 70 Schwadronen, unter sich. Seydlitz versah sein neues Amt mit großer Rechtsschaffenheit, Geradheit und Unparteilichkeit. Stets war er bemüht, seinen Einfluß zum Vorteil seiner Untergebenen geltend zu machen. Seine Musterungen waren Freudentage für die Regimenter.

Trotzdem gewannen die Regimenter seiner Inspektion in wenig Jahren eine Vollkommenheit, die sie zu den besten in der preussischen Armee machten. Sie wurden das Muster der preussischen Reiterei und waren so allgemein dafür anerkannt, daß der König alljährlich Offiziere anderer Regimenter zur Ausbildung nach Schlessien schickte, während es nie vorkam, daß ein schlesischer Reiteroffizier nach Berlin oder Potsdam kommandiert wurde.

Sein eigenes Regiment aber zeichnete sich vor allen andern aus. Ohlau war die Hochschule der Reiterei. Aus allen Provinzen kamen Offiziere dahin, um den Dienst kennen zu lernen. Sein Offizierkorps war das schneidigste der ganzen preussischen Armee.

Der Ruf des kühnen Reitergenerals drang auch über die Grenzen Preußens hinaus. Als Kaiser Joseph II. 1769 Schlessien besuchte, ließ er sich Seydlitz' Regiment besonders vorführen und erstaunte über die Genauigkeit, Sicherheit und Schnelligkeit, mit der alle Übungen ausgeführt wurden.

IX.

Seydlitz hatte sich in Schlessien das Landgut Mintowski bei Namslau gekauft. Zu dem Bau eines neuen Schlosses schenkte ihm der König 20000 Reichstaler. Hier wohnte er nun, umgeben von rauschenden Wäldern, so oft und so lange es seine dienstlichen Beziehungen nur gestatteten.

Der stille Ernst seines Wesens paßte ganz zu der wilden Natur, die ihn hier umgab. Auf der Stelle, wo jetzt sein Grab-

mal steht, hatte er sich eine Einsiedelei (Eremitage) erbauen lassen. Diese lag so versteckt, daß man sie erst gewahrte, wenn man dicht davorstand. Hier hielt er sich gewöhnlich den Sommer über auf. In seiner letzten Krankheit lag und schlief er hier und schließlich wollte er auf diesem Fleckchen Erde auch begraben sein. Und sein Wille ist geschehen. An die Einsiedelei schloß sich ein hoher Laubengang, und an diesen eine wilde Waldnacht von hohen Bäumen. In diesem Bogen gange fütterte der große Mann seine Nachtigallen.

Hier, im Schoße der Natur, fühlte er sich am ruhigsten und glücklichsten. Hier war er heiter, mild und anziehend, wie die Natur selbst. Hier stellte er sich jedem Besuche als der „Schulze von Minkowski“ dar und war ländlich gekleidet und ländlich tätig, wie es einem Schulzen geziemt.

Sein kurzer, grüner Rock war aus der Wolle seiner eigenen Schafe hergestellt. Der lange Stock war in seinem Walde gewachsen und sein Schäfer hatte ihn geschnitzt. Nur die hohen Stiefel mit den Sporen, der Stern des Schwarzen Adlers auf dem Rocke und zuweilen der Offiziershut mit der Feder bezeichneten den Kavalleristen und General. So ließ er Gräben auswerfen, Kanäle ziehen, Bäume roden, Moräste urbar machen, Gärten und Alleen anlegen, um sein Minkowski zu verschönern und nutzbringender zu gestalten. Bei allen diesen Arbeiten war er meist selbst zugegen, weil er nie müßig sein konnte.

Gegen seine Gäste war er der sorgsamste Wirt, der sich denken läßt. Er war ein heiterer Gesellschafter, der seinem Besuche eigenhändig Kaffee einschenkte oder am Kamin einen Fidi bus anzündete, damit jener seine Pfeife in Brand setzen könne.

X.

Seydlitz hütete sich vor jeder Ungerechtigkeit; er steuerte aber auch jeder Ungerechtigkeit anderer. Im Kriege suchte er nach Möglichkeit den Bürger und den Landmann vor den Roheiten des Soldaten zu schützen. Nie duldete er Verheerungen oder Plünderungen, nie nahm er in Feindes Land Gaben an. Eher setzte er von seinem eigenen Vermögen zu.

Bisweilen kam es vor, daß er mit einem seiner Offiziere unzufrieden war. Aber selbst dann beantragte er nur in den seltensten Fällen Entlassung des Betreffenden.

Einmal hatte er einen sehr tüchtigen Rittmeister, der nur den einen Fehler hatte, daß er fast immer betrunken war. Nachdem ihm Seydlitz diese Unsitte oft genug, aber immer vergeblich, vorgehalten hatte, äußerte er gegen den König den Wunsch, den Unverbesserlichen zu verabschieden. Friedrich aber wollte nicht.

„Der Mann ist tüchtig,“ meinte er; „das genügt mir. Was er sonst treibt, kümmert mich nicht.“

Bei der nächsten Truppenschau, welcher der König selbst beiwohnte, zeigte ihm Seydlitz den Rittmeister, der wiederum so betrunken war, daß er sich kaum auf dem Pferde halten konnte.

„Das ist eine Schande!“ rief Friedrich aus und sprengte auf den Rittmeister zu. „Aber ist Er denn immer besoffen?“ donnerte er ihn an.

„Ja, Ew. Majestät,“ stammelte der Offizier; „aber es geht — geht nicht anders.“

Über dieses komische Geständnis mußte der König herzlich lachen und sagte zu Seydlitz: „Ach, lassen wir ihn, es geht eben nicht anders.“ —

Ein General hatte gegen Seydlitz viel Nachtheiliges geschrieben und ihn so auf eine ganz empfindliche Art beleidigt. Später fiel derselbe auch beim König in Ungnade und sollte auf der Stelle verabschiedet werden.

Da sprach Seydlitz zum Könige: „Der Mann hat so und so viele Jahre Ew. Majestät brav gedient. Sie haben das anerkannt, als Sie ihm ein Regiment gaben und ihn zum General machten. Im Vertrauen auf seine rechtschaffenen Dienste und auf Ihre Zufriedenheit mit ihm hat er eine Frau genommen. Und nun soll der Mann um seines Fehlers willen mit Frau und Kindern hungern oder gar betteln gehen!“

„Aber,“ versetzte der König, „ich will ihm ja 500 Taler Pension geben!“

„Davon,“ erwiderte Seydlitz, „kann der Mann mit seiner Familie nicht leben. Er muß unbedingt mehr bekommen.“

Noch oft sprach Seydlitz mit dem König in dieser Angelegenheit, und der König legte von einem Jahr zum andern an der Pension zu.

„Immer noch zu wenig,“ erklärte Seydlitz.

Endlich gab der König 1500 Taler.

„Nun,“ sagte Seydlitz, „kann der Mann gehen.“

Und nun ließ er ihn auch gehen.

Seinen Untertanen und Dienstleuten war Seydlitz stets ein gütiger Herr. Besonders lieb waren ihm wackere Soldaten. Diese setzte er in seinem Minkowski als Amtsleute, Verwalter, Gärtner, Ansiedler und Professionisten ein. Und sie, die unter seiner Anführung im Kriege Sieg und Ehre erstritten hatten, waren ihm mit Leib und Seele ergeben. Er war zu ihnen wie ein Vater zu seinen Kindern.

XI.

Von den großen Anstrengungen der Kriegsjahre hat sich Seydlitz nie wieder ganz erholt. Eine tödtliche Brustkrankheit zehrte an seinem Leben. Im Sommer 1772 versuchte er noch die Wirkung der Quellen von Karlsbad in Böhmen. Vergebens. Seine Schwäche nahm zu. Dieses Jahr wohnte er zum letztenmal den Herbstmanövern in Schlesien bei.

Und als sein Regiment im Sommer 1773 bei Ohlau übte, verließ er noch einmal sein Minkowski, um diesen Übungen beizuwohnen. In Ohlau machte ihm auch der König im August seinen letzten Besuch, und die beiden Helden nahmen Abschied auf immer.

Seydlitz kehrte nach Minkowski zurück und starb daselbst am 8. November 1773 im Alter von 52 Jahren.

Friedrich der Große sagte von ihm: „Er lebte unübertroffen und stirbt, ohne ersetzt zu werden.“

Auf dem Wilhelmsplatze in Berlin ließ er ihm ein ehernes Denkmal setzen. Die Geschichte aber ehrt Friedrich Wilhelm von Seydlitz als den größten Reitergeneral des 18. Jahrhunderts.

Hans Joachim von Zieten.

Zu den größten preussischen Helden aller Zeiten gehört ohne Zweifel auch der Reiterführer Hans Joachim von Zieten. Er wurde am 14. Mai 1699 zu Wustrau in der Grafschaft Ruppın als der Sohn eines wenig bemittelten Gutsbesizers geboren. Er war klein und unansehnlich von Gestalt, hatte aber keinen heißeren Wunsch, als ein Kriegsheld zu werden. Mit vieler Mühe gelang es ihm im Jahre 1714 als Fahnenjunker in das preussische Heer einzutreten. Zehn Jahre später dankte er indes wieder ab, weil

er mehreremal bei der Beförderung zum Leutnant übergegangen worden war, und zog sich auf das väterliche Gut zurück.

Aber es litt ihn nicht daheim. Nach kaum zwei Jahren trat er wieder als Oberleutnant in ein Dragonerregiment. Jedoch sollte ihm auch in dieser Stellung das Glück noch nicht blühen. Er geriet in ärgerliche Händel mit seinem Rittmeister, wurde zu einjähriger Festungshaft verurteilt und dann entlassen.

Aufs neue setzte er alle Hebel in Bewegung und wurde auf die Fürsprache einiger Generale hin zum drittenmal eingestellt. Nun stieg er rasch. 1735 machte er unter dem Oberbefehl des österreichischen Husarengenerals von Baronay den Feldzug am Rhein gegen Frankreich mit und wurde zum Major ernannt. Damals lernte Zieten erst kennen, was eine richtig geschulte Reiterei zu leisten vermag, denn die österreichischen Husaren waren berühmt durch ihre Tüchtigkeit, während man dasselbe von den preussischen Reitern nicht sagen konnte. Erst Zieten hat die preussische Kavallerie in die Höhe gebracht, und zwar so hoch, daß sein ehemaliger Lehrmeister Baronay im zweiten Schlesischen Kriege selbst eingestand, daß ihn Zieten jetzt weit übertreffe.

1741 wurde Zieten zum Oberstleutnant im Leibhusaren-Regiment ernannt und begann seine schöpferische Tätigkeit in der Neugestaltung des ganzen Reiterwesens. Aus den überaus schwerfälligen „viersfüßigen“ Massen schuf er eine Truppe, deren Ruhm sich unbefleckt bis in die Gegenwart erhalten hat. Zieten hat sich seine Reiter erst geschaffen und dann die wunderbarsten, kühnsten und immer glorreichsten Taten vollführt.

So ritt er im 2. Schlesischen Kriege mit knapp 600 Mann durch die zahlreichen österreichischen Truppen, deren Stärke diese selbst auf 14 000 angaben. Er legte dabei eine Strecke von 90 km unter allerlei Hindernissen, Abenteuern und Gefechten mit den Feinden in nicht ganz 24 Stunden zurück. Unter dem unglaublich geringen Verluste von 3 Toten, 21 Verwundeten und 30 angeschossenen Pferden kam er an seinem Bestimmungsorte an. Zum Gelingen dieses größten seiner zahlreichen Reiterstücke trug besonders der Umstand bei, daß die preussischen Husaren neue Uniformen trugen, die denen der Österreicher ähnelten. So erkannte man die Durchreitenden meistens erst dann, wenn sie vorbei waren und lachend über die verblüfft dreinschauenden Feinde weiterjagten.

In der Schlacht bei Liegnitz (15. 8. 1760) hielt Zieten während der Schlacht das österreichische Haupttheer vom Kampfe zurück, wofür er auf dem Schlachtfelde zum General der Kavallerie ernannt wurde, und in der Schlacht bei Torgau (3. 11. 1760) entschied er durch die Erstürmung der Süptitzer Höhen den Sieg.



Hans Joachim von Zieten.

Er blieb darauf bis zum Ende des Siebenjährigen Krieges stets beim König und führte in dessen Abwesenheit den Oberbefehl.

Sie stritten nie alleine,
Der Zieten und der Fritz:
Der Donner war der eine,
Der andere war der Blitz.

Die Hauptstärke des Zietenschen Angriffes lag in dem blitzartigen, unvermuteten Erscheinen. Aus dem Walde, aus einer Schlucht, hinter einem Hügel hervor brachen auf einmal die Husaren und hieben mit lautem Hurra auf die Feinde ein. Wie ein Sturmwind war er da, der „Zieten aus dem Busch“, und warf alles nieder, was sich ihm in den Weg stellte.

Friedrich der Große ehrte auch den alten „Vater Zieten“, wie er ihn nannte, auf alle nur mögliche Weise und ließ ihm im Alter die liebevollste Rücksicht widerfahren. Im preussischen Heer und Volk war er eine allbeliebte Persönlichkeit. Überall fand er die Anerkennung und Bewunderung, die seinem Ruhm und seinem Charakter gebührten. Die Kaiserin Katharina von Rußland und die Königin von Schweden baten ihn um sein Bildnis.

Nach dem Kriege lebte er abwechselnd in Berlin und auf seinem Gutte Wustrau, wo ihn der alte Fritz, sein verehrter Monarch, häufig besuchte. Am 27. Januar 1786 ging er seinem Könige in die Ewigkeit voran.

Und als die Zeit erfüllet
Des alten Helden war,
Lag da, schlicht eingehüllet,
Hans Zieten, der Husar.
Und wie er selbst genommen
Die Feinde stets im Husch,
So war der Tod gekommen
Wie Zieten aus dem Busch.

Er wurde auf dem Friedhofe zu Wustrau beerdigt. Einfach und schlicht ist seine Grabchrift in der Wustrauer Dorfkirche: „Mit Friedrich lebt er im Jahrbuch der Geschichte, bewundert als Held, geliebt als Mensch und Christ.“

Auf dem Zietenplatz in Berlin wurde ihm eine Bildsäule errichtet, und die Rathenower Husaren heißen für immer zu seinem Andenken die Zieten-Husaren. Auch sie haben dem „Husaren-General“ in ihrem Kasernenhofe ein einfaches, aber würdiges Denkmal errichtet. Dauernder aber, als die Denkmäler aus Erz und Stein, ist die Erinnerung, die ihm sein Vaterland bewahrt und bewahren wird, solange es Herzen gibt, die sich für Heldengröße und Heldenherrlichkeit erwärmen und begeistern können.

Fürstliche Reisen einst und jetzt.

Die Zeiten ändern sich! Welcher Unterschied in den Zuständen des 18. und des jetzigen Jahrhunderts! Nehmen wir einzig die Art zu reisen an, wie himmelweit verschieden ist die heutige gegen die vor hundert Jahren gebräuchliche. Jetzt Eisenbahnen, elektrische Bahnen, Fahrräder, Automobile (selbstfahrende Wagen), Dampfwagen. Zur Zeit des alten Fritz nur die schwerfällige Postkutsche. Heute die vom Wind und Wetter fast unabhängigen Dampfschiffe, damals die ganz von den Luftströmungen abhängigen Segelschiffe. Kein Wunder deshalb, wenn in unserer Zeit unvergleichlich mehr gereist wird als früher. Reisen bildet Verstand und Gemüt, erweitert den körperlichen wie den geistigen Gesichtskreis und bewahrt vor grämlicher Engherzigkeit. Wer Zeit und das unumgänglich notwendige Kleingeld im Beutel hat, dem kann man das Reisen nur empfehlen.

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Tal und Strom und Feld.“

So reisen denn auch unsere Herrscher mehr als ihre Ahnen, und nicht bloß, wie jene, im eignen Lande. In ihren Sonderzügen fahren sie über das ganze Festland, von einem Staate in den andern, und wollen sie noch weiter, so warten bereits ihre mit allen Bequemlichkeiten eingerichteten Schiffe im Hafen. Sie steigen vom Wagen ins Schiff, und weiter geht es auf den schimmernden Wogen ebenso schnell, als vorher auf den glatten Schienen der Eisenbahn. Wagen und Schiffe sind so beschaffen, daß sie den hohen Herrschaften eine vollständige Häuslichkeit bieten, daß sie darin bequem essen, trinken, schlafen und arbeiten können, ganz so, als befänden sie sich in einem ihrer Schlösser. Sie erledigen reisend ihre Regierungsgeschäfte ebenso pünktlich und genau, als wären sie zu Hause.

Der am weitesten gereiste Herrscher der Jetztzeit dürfte wohl unser Kaiser sein. Er besuchte während seiner Regierung den Kaiser von Rußland, die Könige von Großbritannien, Schweden und Dänemark, den Kaiser von Österreich, den hl. Vater in Rom, den König von Italien, den Sultan des türkischen Reiches und die Gnadenstätten des hl. Landes. Er ist in

allen Theilen seines großen Staates zu Hause. Heute besichtigt er eine Garnison im Osten, um sich von der Tüchtigkeit derselben persönlich zu überzeugen; morgen ist er bei einer Denkmalsenthüllung im Westen zugegen; übermorgen finden wir ihn im Norden, an der Meeresküste, wo er dem Stapellauf eines neuen Kriegsschiffes beivohnt; und am fünften Tage ist er vielleicht auf der Gensjagd in den Alpen. Solche Kreuz- und Quersfahrten im persönlichen Interesse und im Interesse des Staates lassen sich heute ohne besondere Mühe mit großer Leichtigkeit ausführen.

Wie anders aber war das noch vor hundert Jahren! Da ging es auf holprigen Wegen mühselig von einer Poststation zur andern, und wenn auch immer wieder frische Pferde vorgespannt wurden, es war doch nur ein miserabler Schneckenrath gegen die Geschwindigkeit, mit der man heute reist. Um einen Begriff von einer landesfürstlichen Reise vor hundert Jahren zu geben, lassen wir hier den wahrheitsgetreuen Bericht eines Oberamtmanns, namens Fromm, über eine Inspektionsreise Friedrichs des Großen nach dem neubefiedelten Rhinluch bei Neustadt an der Dosse folgen.

Oberamtmann Fromm schreibt in seinen Aufzeichnungen ungefähr so:

Am 23. Juli 1779 geruhten Se. Majestät der König, nach den in Rhinluch bei Neustadt an der Dosse neu angelegten Kolonien eine Reise vorzunehmen. Er hatte nämlich daselbst auf eigene Kosten einen öden Bruch urbar machen lassen und dadurch eine Ortschaft geschaffen, die 308 Familien zählte. Se. Majestät reisten früh 5 Uhr in Potsdam ab, fuhren über Fahrland, Tirosz, Wustermars, Nauen, Königshorst, Seelhorst, Dechdau, Fehrbellin, Balchow, Prozen, Manter, Garz, Barskow, Bückewitz, Neustadt a. d. Dosse, Siebersdorf, Klausiusshof, Brentenhof bis zu den Bergen bei Föllen, wo Se. Majestät abstieg und sich zu Fuß auf den höchsten Punkt des Hügels begab, weil er von da aus alle die neuen Kolonien überschauen konnte. Nachher ging die Reise weiter über Hohen-Nauen nach Rathenau, wo der König nachmittags 3 Uhr anlangte, das Mittagsmahl einnahm und übernachtete. Am andern Morgen um 6 Uhr saß er bereits wieder im Wagen und fuhr weiter ins Magdeburgische, besah einige Brücke, die zum Theil urbar gemacht, zum Theil noch zu bearbeiten

waren und kam nachmittags um 4 Uhr über Biesar und Brandenburg in Potsdam wieder an.

Oberamtmann Fromm ritt während des größten Theils dieser Reise neben dem Wagen des Königs her und war bemüht, sich alles, was geschah, namentlich alle Worte des klugen Herrschers tief einzuprägen.

In Dechdau wurde umgespannt. Unter vielen anderen Zuschauern hatte sich auch der Hauptmann von Rathenow, der ein Gut in der Nähe besaß, mit seiner Familie eingefunden. Er ging an den Wagen heran und begrüßte den König.

„Wer seid Ihr?“ fragte dieser.

„Ich bin der Hauptmann von Rathenow aus Karvesee!“

Da faltete der König die Hände und rief in freudigem Erstaunen: „Mein Gott, lieber Rathenow, lebt er noch? Ich dachte, er wäre längst tot! Wie geht es Ihm? Ist er gesund?“

„O ja, Ew. Majestät!“ antwortete der Hauptmann. „Essen und Trinken schmeckt noch immer; nur die Füße wollen nicht fort.“

„Ja, das geht mir auch so,“ lachte der König. „Ist er verheiratet?“

„Ja, Ew. Majestät!“

„Ist seine Frau mit unter den Damen dort?“

„Ja, Ew. Majestät!“

Als Frau von Rathenow darauf näher trat, zog der König sogleich höflich seinen Hut ab und sagte: „Ich habe da in Ihrem Herrn Gemahl einen guten alten Freund gefunden.“

„Sehr viel Gnade für meinen Mann!“ entgegnete Frau von Rathenow.

„Was sind Sie für eine Geborene?“ fragte der König.

„Ein Fräulein von Kröcher.“

„Aha! eine Tochter vom General von Kröcher!“

„Ja, Ihro Majestät!“

„Ihren Vater habe ich sehr gut gekannt,“ sagte leutselig der Monarch. Darauf wandte er sich wieder zum Hauptmann: „Hat er auch Kinder, Rathenow?“

„Ja, Majestät! Meine Söhne sind Offiziere, und dies sind meine Töchter!“ antwortete der Hauptmann, auf ein paar junge Damen zeigend.

„Nun, das freut mich!“ schloß der König die Unterredung. „Leb' er wohl! Leb' er wohl!“

Freundlich nach allen Seiten grüßend fuhr der Monarch von dannen. Auf dem Wege nach Fehrbellin rief der König den Förster Brand an seinen Wagen, wies mit der Hand auf einige unbebaute, sandige Stellen im Walde und sagte: „Förster, warum sind diese Sandschellen nicht besät?“

„Sie gehören nicht zu den königlichen Forsten,“ antwortete der Förster, „die Leute besäen sie mit Getreide. Hier, rechter Hand, haben sie Kienäpfel gesät.“

„Wer hat die gesät?“ fragte der König.

„Der Oberamtmann Fromm.“

Da wandte sich Friedrich an den Oberamtmann und empfahl ihm, auch die andern nackten Stellen zu besäen. „Wißt Ihr aber auch, wie Kienäpfel gesät werden?“ fragte er hierauf den Förster weiter.

„O ja, Majestät.“

„Na, wie werden sie gesät, von Morgen gegen Abend oder von Abend gegen Morgen?“

„Von Abend gegen Morgen.“

„Das ist recht,“ nickte der König; „aber warum so?“

„Weil von Abend her die meisten Winde kommen,“ antwortete der Förster, und der König war befriedigt.

In Fehrbellin unterhielt sich der König mit dem Leutnant Probst von den Zietenhusaren und dem Postmeister, einem ehemaligen Hauptmann. Als die Pferde gewechselt waren, wurde die Reise fortgesetzt. Man kam an einen Sumpf, der durch zwei tiefe Gräben in fruchtbares Wiesenland verwandelt worden war. Oberamtmann Fromm machte den König darauf aufmerksam und sagte:

„Sehen Ew. Majestät, das sind zwei der neuen Gräben, die wir durch Ew. Majestät Gnade erhalten haben. Sie halten uns den Bruch jetzt trocken.“

„So, so! das ist mir lieb!“ sagte der König. „Wer seid Ihr?“

„Ich bin der Amtmann von Fehrbellin.“

„Wie heißt Ihr?“

„Fromm.“

„Aha, Ihr seid ein Sohn vom Landrat Fromm!“

„Ew. Majestät halten zu Gnaden, mein Vater ist Amtsrat im Kreise Lehnin gewesen,“ entgegnete der Beamte bescheiden.

„Amtsrat?“ versetzte der König, der bisweilen an einer gefaßten Meinung eigensinnig festhielt. „Amtsrat? Das ist nicht wahr! Euer Vater ist Landrat gewesen. Ich habe ihn recht gut gekannt.“

Der Amtmann wagte nicht zu widersprechen, obwohl er doch wohl besser wissen mußte als der König, was der Vater gewesen, und der Monarch fuhr fort: „Sagt mir einmal, hat Euch denn die Abgrabung des Luchs hier viel geholfen?“

„O ja, Majestät!“

„Haltet Ihr mehr Vieh als Euer Vorgänger?“

„Gewiß. Auf diesem Vorwerk habe ich vierzig, auf allen Vorwerken zusammen siebzig Kühe mehr.“

„Das ist gut,“ sagte der König. „Die Viehseuche ist doch nicht hier in der Gegend?“

„Nein, Majestät.“

„Habt Ihr die Viehseuche hier gehabt?“ forschte der König weiter, und der Amtmann bejahte.

„Dann braucht nur fleißig Steinsalz, dann werdet Ihr die Viehseuche nicht wieder bekommen.“

„Das tun wir, Majestät,“ sagte Fromm; „aber Küchensalz tut beinahe dieselben Dienste.“

„Nein, glaubt das nicht,“ versetzte der König. „Ihr müßt das Steinsalz aber nicht etwa klein stoßen, sondern es in ganzen Stücken dem Vieh hinhängen, so daß es daran lecken kann.“

„Das soll geschehen!“ erwiderte Fromm.

„Sind sonst hier noch Verbesserungen zu machen?“ fuhr der König fort.

„O ja,“ erwiderte jener, „hier liegt z. B. der Hemmensee. Wenn er abgegraben würde, bekämen Ew. Majestät an 1800 Morgen Wiesenland, wo Kolonisten angesiedelt werden könnten. Ferner würde ein schiffbarer Kanal entstehen, der den Städten Fehrbellin und Ruppin großen Nutzen brächte. Auch könnte dann vieles aus Mecklenburg zu Wasser nach Berlin geschafft werden.“ —

„Wird auch nicht dabei viel ruiniert werden?“ fragte der König. „Werden dadurch vielleicht Gutsbesitzer geschädigt?“

„Das Land gehört zum königlichen Forst,“ entgegnete Fromm, „und es stehen nur Birken darauf.“

„Nur Birken? Nun dann könnte es gehen. Aber Ihr müßt die Rechnung nicht etwa ohne den Wirt machen, daß nicht schließlich die Kosten den Nutzen übersteigen.“

„Das wird nicht geschehen,“ versetzte der Amtmann, „denn erstens können Ew. Majestät sicher darauf rechnen, daß 1800 Morgen Land gewonnen werden. Das gäbe 36 Kolonisten, jeder zu 50 Morgen. Wird dann noch ein kleiner Zoll auf das Floßholz und auf die Schiffe gelegt, die den neuen Kanal passieren, so dürfte sich das aufgewendete Kapital ganz gut verzinsen.“

„Na, sagt das meinem Geheimrat Michaelis,“ erwiderte der König; „der Mann versteht’s.“

„Es soll geschehen, Majestät!“

Der König hielt darauf Umschau in der Gegend und sagte nach einer Weile: „Kann ich hier nicht Wustrau liegen sehen?“

„Gewiß!“ antwortete der Amtmann. „Dort rechts liegt das Gut des Herrn Generals von Zieten.“

„Ist der General zu Hause?“

„Ja,“ sagte Fromm.

„Woher wißt Ihr das?“ fragte der König.

„Durch den Rittmeister von Vestroque, den ich gestern sprach.“

„Hat der General von Zieten auch durch die Abgrabung des Luchs gewonnen?“

„O ja, er hat ein neues Vorwerk mit Viehwirtschaft anlegen können.“

„Das ist mir lieb!“ rief der König erfreut und kam hierauf auf die Amtmannschaft Alt-Ruppin zu sprechen, der ein ganz junger Mann vorstand. „Warum ist der alte nicht geblieben?“ fragte der König.

„Er ist gestorben.“

„So hätte doch die Witwe das Amt behalten können.“

„Die Witwe ist in Armut geraten.“

„Durch Frauenwirtschaft ohne Sinn und Verstand, nicht wahr?“ meinte der König.

„Majestät verzeihen,“ erwiderte der Beamte, „sie wirtschaftete gut, allein viele Unglücksfälle haben sie zugrunde gerichtet. So etwas kann den besten Wirt verderben. Ich selbst habe vor zwei Jahren das Viehsterben gehabt und keine Unterstützung erhalten. Ich kann auch nicht vorwärts kommen.“

Da lächelte der König gar eigentümlich und sagte: „Mein Sohn, heute habe ich einen Schaden am linken Ohr, ich kann nicht gut hören.“

Der Amtmann erwiderte fest: „Ja, das ist eben das Unglück! Der Geheimrat Michaelis hat diesen Schaden auch.“ Darauf blieb er hinter dem königlichen Wagen zurück, denn er mußte doch nicht, wie der König seine dreiste Antwort aufnehmen würde.

Der König aber rief ihm zu: „Na, Amtmann, vorwärts! Bleibt bei dem Wagen, aber nehmt Euch in acht, daß Ihr nicht zu Schaden kommt! Sprecht nur laut, ich verstehe recht gut. Sagt mir mal, wie heißt das Dorf da rechts?“

„Langen.“

„Wem gehört's?“

„Ein Drittel Ew. Majestät, ein Drittel dem Herrn von Hagen, und dann hat der Dom zu Berlin auch Untertanen drin.“

„Ihr meint den Dom zu Magdeburg,“ sagte der König.

„Ich meine den Dom zu Berlin,“ entgegnete Fromm fest.

„Das ist aber nicht wahr,“ versetzte der König. „Der Dom zu Berlin hat keine Untertanen.“

„Ew. Majestät halten zu Gnaden, der Dom zu Berlin hat schon in meinem Bezirke drei Untertanen.“

„Ihr irrt Euch!“ rief ärgerlich der König, „es ist der Dom zu Magdeburg.“

„Majestät, ich müßte ein schlechter Beamter sein,“ entgegnete schneidig der Oberamtmann, „wenn ich nicht wüßte, was für Obrigkeiten in meinen Dörfern sind.“

„Da habt Ihr recht,“ sagte der König, ganz zufrieden gestellt. Dann fuhr er fort: „Sagt mir einmal, der Weg, der hier den Berg hinaufgeht, geht nach Ruppin, und hier links ist die große Straße nach Hamburg?“

„Ja, Majestät!“

„Wißt Ihr, wie lange es her ist, daß ich nicht hier gewesen bin?“

„Nein.“

„Nun, das sind 43 Jahre. Kann ich Ruppin von hier aus liegen sehen?“

„Ja, Majestät! Der Turm rechts über dem Walde ist Ruppin.“

Der König schaute eine Weile durch sein Fernglas und bemerkte dann: „Ja, ja, das ist er! Ich kenne ihn noch.“

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen war man in das Dorf Brogen gekommen. Vor dem Gutshofe stand der alte General von Zieten und erwartete seinen König. Oberamtmann Fromm machte den König darauf aufmerksam, indem er sagte:

„Majestät, der General von Zieten!“

„Wo? wo?“ rief eifrig der Monarch. „Reitet vor und sagt den Leuten, sie sollen still halten, ich will aussteigen.“

Der König verließ den Wagen und eilte auf seinen treuen Zieten zu, der ihn freudestrahlend empfing. Sie sprachen lange miteinander, die beiden Helden, lange, lange. Dann umarmte der König seinen alten Hans Joachim, nickte ihm noch einmal freundlich zu und fuhr weiter, immerfort fragend und sich auch um das Kleinste, scheinbar Unbedeutendste kümmernd.

„Hört einmal, wie seid Ihr mit der Ernte zufrieden?“ fragte er den Amtmann, nachdem er schon wieder hundert andere Fragen gestellt hatte.

„Sehr, Ew. Majestät!“ erwiderte Fromm.

„Sehr?“ entgegnete der Herrscher erstaunt, „und mir hat man gesagt, die Ernte sei schlecht ausgefallen!“

„Nun, das Wintergetreide ist hie und da erfroren,“ entgegnete Fromm; „aber das Sommergetreide steht dafür so schön, daß es den Schaden reichlich ersetzt.“

Eben kam man an einem Felde vorüber, wo ein Garbenhaufen am andern stand.

Sagte der König: „Ich sehe es, es ist eine gute Ernte. Da steht ja Mandel bei Mandel.“

„Ja, Majestät,“ meinte der Beamte, „und hier setzen die Leute noch Stiegen.“

„Stiegen? Was sind das?“

„Das sind 20 Garben zusammengesetzt, nicht wie bei der Mandel 15.“

„Dann ist es unstreitig eine gute Ernte,“ gab der König zu.

In Garz besorgte ein Herr von Lüderitz das Umspannen. Derselbe trug einen Hut mit einer weißen Feder. Auf der Weiterreise fragte der König den Oberamtmann:

„Wem gehört das Gut hier links?“

„Dem Herrn von Lüderitz; es heißt Nafeln.“

„Was ist das für ein Lüderitz?“

„Derfelbe, der in Garz beim Vorspann war.“

„Ah! der Herr mit den weißen Federn. — Sät Ihr auch Weizen?“

„Ja, Majestät!“

„Wieviel habt Ihr ausgesät?“

„Drei Wispel, zwölf Scheffel!“*)

„Und wieviel hat Euer Vorfahr ausgesät?“

„Vier Scheffel.“

„Wie geht das zu, daß Ihr soviel mehr ausät, als Euer Vorfahr?“

„Halten zu Gnaden, Majestät, weil ich siebzig Stück Rühe mehr halte, als mein Vorfahr, kann ich auch meinen Acker besser im Dünger halten und Weizen säen.“

„Aber warum baut Ihr keinen Hanf?“

„Er gerät hier nicht. Im kalten Klima gerät er besser. Unsere Seiler können den russischen Hanf in Lübeck weit billiger und besser kaufen, als ich ihn liefern könnte.“

„Was sät Ihr denn dort hin, wo Ihr sonst Hanf sät?“

„Weizen.“

„Warum baut Ihr keinen Krapp an?“

„Er will nicht fort, der Boden ist nicht gut genug.“

„Das sagt Ihr nur so,“ meinte hier mißtrauisch der König. „Ihr hättet sollen die Probe machen.“

„Das habe ich getan, Majestät, allein sie ist mir fehlgeschlagen, und als Beamter kann ich nicht viele Proben machen; denn wenn sie fehlschlagen, wovon soll ich dann die Pacht bezahlen?“

„Was sät Ihr denn dahin, wo Ihr Krapp anbauen würdet?“

„Weizen.“

„Na, so bleibt bei dem Weizen! Eure Untertanen müssen recht gut imstande sein.“

„O ja, Majestät! Ich kann aus den Hypotheken beweisen, daß sie an 50000 Taler Kapital haben.“

„Das ist gut!“ nickte der König sehr befriedigt.

*) 1 Wispel = 24 Scheffel. 1 Scheffel = ca. 55 l.

„Vor drei Jahren,“ fuhr der Beamte fort, „starb ein Bauer, der hatte 11000 Taler in der Bank.“

„Das ist gut! Das ist gut! So müßt Ihr die Bauern immer erhalten.“

„Ja,“ meinte der Oberamtmann, „es ist recht gut, wenn der Untertan Geld hat; aber er wird dann auch leicht übermütig, wie die hiesigen Untertanen, die mich schon siebenmal bei Ew. Majestät verklagt haben, um vom Hofedienst freizukommen.“

„Sie werden wohl auch Ursache gehabt haben,“ sagte der König lächelnd.

„Sie werden gnädigst verzeihen, Majestät,“ versetzte gekränkt der treue Beamte, „die Sache ist untersucht worden, und man hat mir recht geben müssen. Ich habe die Bauern nur zu ihrer Schuldigkeit angehalten. Trotzdem bleibt aber die Sache, wie sie ist, und die Bauern werden nicht bestraft. Majestät geben eben stets den Untertanen recht, und die armen Beamten müssen das Bad austrocknen.“

Der König ließ diesen Gegenstand fallen und fragte, wohin der Amtmann seine Butter und sein Geflügel verkaufe.

„Nach Berlin,“ lautet die Antwort.

„Warum nicht nach Ruppin?“

„Dort halten die meisten Bürger selbst Kühe, und der Soldat ißt alte Butter; er kann die frische nicht bezahlen.“

„Was bekommt Ihr für die Butter in Berlin?“

„Vier Groschen für das Pfund. Der Soldat aber zahlt nur zwei Groschen für die alte Butter.“

„Aber Eure Kapannen und Puter könntet Ihr doch nach Ruppin verkaufen?“

„Auch nicht. Beim ganzen Regiment sind nur vier Stabs-offiziere, die brauchen nicht viel, und der Bürger lebt einfach. Er dankt Gott, wenn er sein Schweinefleisch hat.“

„Na, macht mit den Untertanen, was Ihr wollt, nur drückt sie nicht.“

„Majestät, das wird mir und keinem rechtschaffenen Beamten einfallen.“

Man kam jetzt an ein großes Roggenfeld, das eben geschnitten wurde. Die Schnitter hatten sich zu beiden Seiten des Weges aufgestellt, wehten ihre Sensen und ließen den königlichen Wagen so durchfahren.

„Die Leute wollen wohl Geld von mir haben?“ fragte der König.

„O nein, Majestät,“ antwortete Fromm, „sie freuen sich nur, ihren geliebten König zu sehen.“

Plötzlich kam der König auf die Pferdezzucht zu sprechen. „Hört!“ sagte er zu dem Amtmann, „ich weiß, daß Ihr ein Liebhaber von Pferden seid. Laßt das lieber und kauft Euch Kühe dafür. Ihr werdet Eure Rechnung besser dabei finden.“

„Majestät,“ sagte Fromm, „ich handle schon lange nicht mehr mit Pferden. Ich ziehe mir nur etliche Füllen durchs Jahr.“

„Zieht Euch Kälber dafür, das ist besser!“

„O, Majestät, wenn man sich Mühe gibt, hat man auch keinen Schaden bei der Pferdezzucht. Ich kenne einen, der hat vor zwei Jahren 1000 Taler für einen jungen Hengst von seiner Zucht bekommen.“

„Der ist ein Narr gewesen, der sie Ihm gegeben hat,“ meinte trocken der König.

„Es war ein mecklenburgischer Edelmann, Majestät.“

„Er ist aber trotzdem ein Narr gewesen.“

Unter solchen und vielen anderen Gesprächen war man zu den Bergen bei Stöllen gekommen. Der König ließ halten und bestieg einen der Hügel, von dem aus er die ganze Gegend übersehen konnte. Er ließ sich sein Fernrohr reichen und sah lange hindurch nach den neuen Dörfern, Höfen, Feldern und Wiesen. Endlich sagte er zu den Umstehenden: „Das ist über alle Erwartung schön! Und ich muß Ihnen allen, die dabei geholfen haben, das Zeugnis geben, daß sie ehrliche Männer sind!“

In so zufriedenstellender Weise endete die Inspektionsreise des Königs in die Havelbrücke bei Fehrbellin. Aus den dabei geführten Gesprächen aber können wir ersehen, wie umfassend das Wissen des großen Monarchen war, wie er in allem Bescheid wußte, mit welcher Genauigkeit er sich auch um das Kleinste und Unbedeutendste kümmerte, und wie scharf er seine Beamten ausforschte und kontrollierte. Müde und abgespannt lehrte er nach Sanssouci zurück, so daß er während des Mahles einschlief.

Ein Königswort.

Im Jahre 1783 hatte die schlesische Stadt Greifenberg das Unglück, abzubrennen. König Friedrich der Große bewilligte sofort eine bedeutende Summe zum Wiederaufbau, so daß sich die Stadt in verhältnißmäßig kurzer Zeit von ihrem Schaden erholte. Im folgenden Jahre kam der König nach Hirschberg. Diese Gelegenheit benützten die Bürger Greifenburgs, dem großen Wohltäter ihren schuldigen Dank abzulassen, und schickten eine Gesandtschaft nach Hirschberg.

Der alte Fritz saß gerade an der Tafel, als die Greifenerberger vorgelassen wurden. „Euer Majestät,“ begann der Wortführer derselben, „sagen wir im Namen unserer abgebrannten Stadt den alleruntertänigsten Dank für das zum Wiederaufbau unserer Häuser gnädigst gewährte Geschenk. Und wir bitten Gott, daß er Euer Majestät für diese Gnade göttlich belohnen möge!“

Da stiegen dem alten Könige Tränen in die Augen und er entgegnete: „Ihr habt nicht nötig, Euch bei mir zu bedanken. Es ist meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Untertanen wieder aufzuhelfen. Dazu bin ich da!“

Ein Prozeßhansel.

Lebte da auf einem Landgute in Pommern ein alter, verbissener Edelmann, der keine liebere Unterhaltung kannte, als mit seinen Nachbarn in Hader und Streit zu liegen. Um jeden Fußbreit Erde, um jeden Wassergraben kämpfte er wie um ein Königreich, und wenn ihn der Schatten eines nachbarlichen Baumes ärgerte, fing er einen Prozeß an. Wie seine Vorfahren zurzeit der Quisows die Landleute mit geschwungener Waffe bedrängt hatten, bedrängte er sie mit seinen Prozeßen. Wer ihm nicht recht tat, dem warf er einen Prozeß an den Hals, daß es nur so hagelte, und es kam vor, daß er in dieser Weise gegen ein ganzes Duzend Feinde zugleich im Felde lag.

Zu Ehren der preussischen Richter aber sei es gesagt: er gewann nur selten den Sieg, weil er eben meistens im Unrecht war. Doch rührte ihn das nicht weiter. War eine Sache ver-

loren, fing er gleich eine neue an. Man betrachtete ihn als die größte Landplage in Pommern.

Einmal aber schien die ganze Prozeßmaschine still zu stehen, wie ein Segelschiff auf offenem Meere oder eine Mühle auf einem Berge, wenn kein Wind geht. Wohl eine Mandel ausgetragener Streitsachen schwebten bei den Gerichten, aber er hörte weder Gicks noch Gacks; man schien auf ihn vergessen zu haben.

Darob ergrimmte das alte Streithansel ganz fürchterlich, setzte sich hin und schrieb eine geharnischte Beschwerde an Friedrich den Großen. Er beklagte sich bitter über die unerträgliche Langsamkeit, die er bei allen Gerichtshöfen erfahren müsse und reichte die Liste von Prozessen ein, die er seit Jahren betrieb, mit denen es aber auf einmal nicht vorwärts wolle.

Als der alte Fritz das gallige Schreiben gelesen hatte, wünschte er nichts sehnlicher, als die Herrn Richter persönlich vor sich zu haben, um ihnen seine ungeschminkte Meinung ins Gesicht sagen zu können; denn da er den Prozeßhansel nicht kannte, meinte er wirklich, sie trügen Schuld an der Verschleppung.

Eine Weile später nahm er eine Priße Tabak zur Beruhigung und einen Bogen Papier zum Schreiben und versicherte Herrn Krefelmann in Pommern, er werde allen Gerichten, bei denen seine Prozesse anhängig seien, ernstlich befehlen, dieselben aufs schleunigste vorzunehmen und gänzlich zu erledigen. Er hoffe, dieses werde wirken, und in einem Jahre solle der Beschwerdeführer keinen einzigen Prozeß mehr haben.

„Nun wird der Mann zufrieden sein,“ dachte der König und nahm noch eine Priße.

Wie staunte er aber, als nach wenigen Tagen — unglaublich schnell für jene eisenbahnlose Zeit — ein zweites Schreiben von Herrn Krefelmann in Berlin eintraf, worin er dem Könige zwar alleruntertänigst für die erwiesene Gnade dankte, indes in aller Ergebenheit bat, es mit dem Befehle an die Gerichte doch nicht gar zu streng zu nehmen, indem er einmal an Prozesse gewohnt sei und ohne solche nicht leben könne.

Über des Königs Angesicht fuhr's erst wie grimmiges Wetterleuchten, dann aber schüttelte er den Kopf und lachte: Was hat unser Herrgott doch für sonderbare Kostgänger, und wo käme ein König hin, wenn er es allen seinen Untertanen recht machen sollte!

Belohnte Kindesliebe.

Maria Theresia, die berühmte Gegnerin Friedrichs des Großen, fand ein besonderes Vergnügen darin, hervorragende Verdienste persönlich zu belohnen.

Einst besuchte sie ein Kadettenhaus in Wien, wobei sie sich genau nach dem Verhalten und Befinden der Schüler, die sie gewöhnlich ihre „lieben Söhne“ nannte, erkundigte.

„Welcher von meinen lieben Söhnen,“ fragte sie einst am Schluß den Direktor, „führt sich am besten?“

„Ich bin mit allen zufrieden,“ antwortete dieser.

„Und wer ist der beste Fechter?“ fragte die Monarchin weiter.

„Spiridon Butassowitsch.“

„Das freut mich,“ rief die Kaiserin. „Tritt vor, mein Sohn, ich will dich fechten sehen.“

Ein junger, hübscher Dalmatiner trat aus den Reihen der Kadetten und näherte sich ehrfurchtsvoll der großen Kaiserin.

„Man stelle ihm die geübtesten seiner Kameraden gegenüber,“ befahl Maria Theresia, „und dann soll er mit einem der Lehrer fechten!“

Der junge Kadett machte seine Sache so ausgezeichnet, daß ihm die Kaiserin wiederholt Beifall zurief und ihm zwölf Dukaten schenkte.

Ungefähr vierzehn Tage darauf kam sie wieder in die Anstalt und fragte nach Butassowitsch. Dieser erschien, benahm sich aber auffallend schüchtern und furchtsam.

„Bürschchen, Bürschchen,“ drohte sie daher lächelnd. „Du hast wohl kein reines Gewissen! He, wie ist es mit dem Gelde, das ich dir schenkte? Verspielt, nicht wahr?“

„Das nicht, Majestät,“ antwortete unwillig errötend der junge Dalmatiner. „Ich habe es meinem Vater geschickt.“

„Was ist dein Vater?“ fragte die Kaiserin.

„Er war Leutnant, nahm seinen Abschied und lebt nun kümmerlich in Zara. Ich glaube von Euer Majestät Gnade keinen besseren Gebrauch machen zu können, als wenn ich damit meinen armen Vater unterstützte.“

„Das ist brav von dir, mein Sohn,“ sagte die Kaiserin. „Setze dich einmal hierher und schreibe, was ich dir vorsage!“



Kaiserin Maria Theresia.

Als Bukassowitsch dies gethan, diktirte Maria Theresia: „Liebster Vater! Den Brief, den ich Dir jetzt schreibe, diktirt mir die Kaiserin. Meine Aufführung, mein Fleiß und besonders meine kindliche Liebe für den armen Vater haben der Kaiserin so wohl gefallen, daß der Vater von heute an eine Jahrespension von 200 Gulden bekommen wird, und ich soeben wieder ein Geschenk von 24 Dukaten erhalte.“

Diese Güte rührte den jungen Menschen so, daß er in lautes Weinen ausbrach.

„Ach, wer wird nur gleich weinen!“ rief heiter die gute Fürstin. „Man muß immer den Kopf oben behalten, in Freud' und in Leid. Wenn ich das nicht gethan hätte, wäre ich schon längst nicht mehr Kaiserin.“

Kaiser Joseph und der Droschkenkutscher.

Kaiser Joseph II. pflegte oft am frühen Morgen in schlichtem Überrock aus der Wiener Hofburg zu treten, in die erste beste



Kaiser Joseph II.

Droschke zu steigen und sich einige Stunden in den Vorstädten Wiens herumkutschieren zu lassen. Er nahm bei solchen Gelegenheiten stets den ersten Wagen, der auf dem Michaelisplatz haltenden Reihe.

Da er auch kaiserlich zu bezahlen pflegte, so war es natürlich, daß die Fuhrleute einander den Rang abzulaufen suchten und jeder sich bestrebte, so zeitig als möglich am 1. Platze zu sein. Auf

Befehl der Polizei mußten sie sich nämlich einer nach dem andern aufstellen, so wie sie an der Haltestelle eintrafen.

Ein junger Bursche, der den Kaiser noch nie gesehen hatte, wollte ihn doch auch einmal fahren und stellte sich schon vor Tagesanbruch ein. Er war richtig der erste, und es dauerte nicht lange, so trat der Kaiser in einem grauen Kleide an den Wagenschlag. Der Kutscher, der sich eine ganz andere Vorstellung von einem Monarchen gemacht haben mochte, verweigerte dem ihm Unbekannten das Einsteigen.

„I wart auf'n Kaiser!“ sagte er ganz trocken.

„Was zahlt denn der Kaiser?“ fragte lächelnd der hohe Herr.

„Einen Dukaten,“ war die Antwort.

Lächelnd zog der menschenfreundliche Herrscher seine Börse.

„Hier sind zwei Dukaten, dafür fährst du mich doch?“

„Zwa?“ schmunzelt der Bursche und betrachtet das reiche Geschenk. Dann sagt er kurz entschlossen: „Da sitzen Euer Gnaden nur ein. Den Kaiser Joseph mag fahren, wer will!“

Der Kaiser ergözte sich während der Fahrt nicht wenig über die Bestürzung des Burschen, als dieser an dem ehrfurchtsvollen Grüßen der Leute endlich bemerkte, welchen Irrtum er begangen hatte.

Ein teurer Marsch.

Ein Zeitgenosse Friedrich des Großen war Landgraf Ludwig IX. von Hessen, der mit dem berühmten Könige zugleich eine besondere Vorliebe für Musik theilte. Vor allem liebte er Märsche und soll deren viele Tausend selbst komponiert haben. Die damaligen Märsche waren aber nicht so lang wie die heutigen. Sie bestanden nur aus zwei Theilen, und jeder davon zählte nur zwölf Takte. Übrigens waren seine Kompositionen recht frisch und zeigten einen großen Reichtum an schönen Melodien.

Auf einer Reise kam er mit zahlreichem Gefolge nach Aachen, der Stadt Kaiser Karl des Großen, und nahm im vornehmsten Gasthause Aufenthalt. Da geschah es denn, daß mit Pfeisen- und Trompetenklang die Stadtkapelle vorbeikam und einen Marsch zum besten gab, der dem Landgrafen ungemein gefiel. Diesen Marsch mußte er haben. Irgendeine Verschrobenheit seiner Seele verbot ihm jedoch, an den Stadtpfeifer heranzugehen und sich den Marsch gegen eine Entschädigung von ein paar Gulden geben zu lassen.

Nein, er setzte es sich in den Kopf, den Achenern den Marsch abzulernen und blieb auch wirklich so lange in der Stadt, bis er die Melodie richtig pfeifen und die Trommelpartie dazu schlagen konnte.

Nun durfte er zufriedenen Gemütes abreisen und ließ sich durch den Kammerdiener die Wirtsrechnung erbitten.

Sie kam, er sah sie und erstarrte. Jetzt hörte er wieder etwas pfeifen; diesmal aber waren es, wie man zu sagen pflegt, die Engel im Himmel.

War das möglich?

Während er den Achenern den Marsch ablauschte — heute würde man abstehlen sagen — sollte er mit seinem Gefolge 6000 Gulden verzehrt haben?

Aber es war nicht anders, und der Landgraf mußte zahlen. Dafür haben aber die Hessen jetzt auch einen „Sechstausend Gulden-Marsch!“

Der Schäfer von Oggersheim.

Im Jahre 1621 verheerte Fürst Gonzalo von Cordova mit seinen Mordbrennerbanden die unglückliche Pfalz. Er wollte auch die kleine besetzte Ortschaft Oggersheim besetzen lassen. Zu diesem Zwecke schickte er einen Hauptmann mit einigen Kompanien Soldaten dahin ab. Bei Annäherung der gefürchteten Spanier flüchteten fast alle Einwohner nach Mannheim. Nur etwa 20 streitbare Bürger blieben zurück, um die Stadt zu verteidigen.

Der Mutigste unter ihnen war ein armer Schäfer. Er stand mit einem langen Schwerte in der Hand auf der Ringmauer über dem Tore und bewachte das niedergelassene Fallgitter.

Der Feind rückte an und ein wallonischer Trompeter sprengte vor das Tor, um die Besatzung zur Übergabe auf Gnade oder Ungnade aufzufordern.

Darüber wurden die andern neunzehn Bürger so verzagt, daß sie eilends durch ein Hinterpförtchen aus der gefährdeten Stadt ent schlüpften und ihre Haut in Sicherheit brachten.

Der tapfere Schäfer blieb einzig und allein auf der Mauer zurück und unterhandelte mit dem Trompeter. Wenn die Stadt geschont würde, wolle er das Thor öffnen, sonst unter keiner Bedingung. Der Trompeter sagte das zu, und der Schäfer zog mit vieler Mühe das schwere Fallgitter auf. Dann öffnete er das Thor und ließ die Spanier ein.

Mit nicht geringem Erstaunen entdeckten diese, daß nur ein einziger Mann die Besatzung des Ortes bilde. Sie fanden die Tatsache so merkwürdig, daß sie den mutigen Schäfer wie ein Wunderwesen betrachteten, und als der Feldherr Gonzalo von Cordova in die Stadt kam, stellten sie ihm den Schäfer vor.

Der finstere Wüterich empfing ihn wohlwollend; denn er achtete den entschlossenen Mut des armen Mannes. Er machte ihm ein so ansehnliches Geschenk, daß der Schäfer reicher wurde als alle seine Mitbürger.

Berechtigtgewiesener Hochmut.

Einige vornehme Herren des Wiener Hofes waren unzufrieden darüber, daß der kaiserliche Park auch dem gewöhnlichen Volke offen stand. Sie wandten sich an Kaiser Joseph II. und baten ihn, doch zu verordnen, daß den Bürgern der Besuch des Parkes verboten werde. Der Adel allein sollte das Recht haben, darin zu lustwandeln.

Der Kaiser aber erwiderte: „Ich staune, daß Sie mir eine solche Maßnahme vorzuschlagen wagen! Wollte ich auch nur mit meinesgleichen verkehren, so müßte ich mich ja in die Gruft einschließen, in der die Gebeine meiner Ahnen ruhen.“

Da zogen die Herren mit langen Gesichtern ab. Der Kaiser hatte die Hochmütigen auch nicht für seinesgleichen gehalten. Das war eine bitterböse Pille für sie. Aber sie mußte eben hinuntergewürgt werden.

Königliche Wildtätigkeit.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts kam ein Geistlicher aus der Provinz nach London und suchte im St. James-Palast einen Verwandten auf, der königlicher Page war. Auf einem Treppenaufsatz fehltretend, fiel der kurzsichtige Mann nieder und stürzte

zahlreiche Stufen mit solcher Macht hinab, daß er unten gegen eine Zimmertür anslug und diese aufsprengte. Bewußtlos blieb er liegen. Als er wieder zu sich kam, fand er sich in den Händen eines alten freundlichen Männchens, das ihn vom Boden aufgehoben und in ein Bett gelegt hatte, und nun emsig beschäftigt war, ihm eine Kopfwunde auszuwaschen und zu verbinden. Der Geistliche ließ dies gern geschehen, erzählte, wie ihm das Unglück zugestoßen, und empfing von dem Männchen viele bedauernde und tröstende Worte. Endlich war er imstande, Zimmer und Palast zu verlassen. Mit herzlicher Dankagung wollte er dem Männchen im zimmetfarbigen Röcklein als Lohn für seine liebevollen Bemühungen ein kleines Geldgeschenk in die Hand drücken. Da wurde dieses plötzlich sehr ernst und wies das Geld fast heftig zurück. Draußen begegnete der Geistliche einem Hofbeamten. Diesem erzählte er sein Erlebnis und bat um Auskunft, wer das freundliche Männchen doch sein möge.

„Seine Majestät König Georg II.,“ sagte der Beamte.

Der gute Geistliche war vor Staunen und Rührung ganz starr. Ein König hatte ihn gepflegt und seine Wunde verbunden! Er wollte es kaum glauben. Innig bewegt verließ er endlich, einen Segenswunsch für den menschenfreundlichen Monarchen auf den Lippen, den königlichen Palast.

Gott allein ist der Herr!

Eines Tages jagte Landgraf Philipp von Hessen in einem Walde, als ein furchtbares Gewitter losbrach. Der Blitz schlug in eine alte Buche, unter der sich der Fürst eben befand, und zerschmetterte sie. Voll Schrecken darüber brach das Pferd zusammen, und der Landgraf stürzte zu Boden. Bald sammelten sich die Jäger um ihren Herrn und riefen: „Gnädiger Herr, ist Ihnen etwas geschehen? Gnädiger Herr, sind Sie vom Blitze verletzt worden?“

Langsam erhob sich der Landgraf und bestieg das zitternde Pferd. Dann wies er mit der Hand zum Himmel und sprach: „Liebe Freunde, warum nennt Ihr mich Euren Herrn? Gott

allein, der den Blitz herniederschleudert und den Donner rollen läßt, ist der Herr; und seine Güte hat meines Lebens geschont."

In starker Hand die Erde

Trägt Gott mit Mann und Maus.

Es ruft sein Odem: „Werde!"

Und bläst das Lichtlein aus.

Münichs Güte.

Der berühmte russische Feldmarschall Burthard Christian Graf von Münich war, solange er das russische Staatsruder lenkte, so beliebt, daß ihn das Volk die „Säule des Reichs“ nannte. Gleich groß als Staatsmann, Heerführer und Mensch, glänzte er besonders durch seine unbestechliche Ehrlichkeit und Geradheit in einem Lande, in dem feile Käuflichkeit und Kriecherei kaum zu den Untugenden gerechnet werden.

Als die Kaiserin Elisabeth im Jahre 1741 die Regierung Rußlands antrat, fiel Münich als Anhänger der vorigen Regierung in Ungnade, wurde bald nachher verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt. Hier sprach er gegen die falschen Zeugen, die zu seinem Verderben erkaufte waren, die denkwürdigen Worte: „Werft mir so viele Verbrechen vor, als ihr wollt. Ich unterschreibe sie alle. Für Leute, wie ihr, hat meine Zunge kein Wort der Verteidigung.“

Er wurde zum Tode verurteilt, auf dem Richtplatze aber begnadigt und nach Sibirien verbannt. Als Aufenthaltsort wurde ihm das Städtchen Belim angewiesen, das etwa 80 Häuser oder vielmehr Hütten zählte. Während er in dieser Verbannung lebte, holte die Kaiserin bei allen besonders wichtigen Staatsangelegenheiten seinen Rat ein, und er gab ihn, trotzdem er von ihr so schmählich behandelt worden war. Bemerkenswert ist, daß, wenn er Ungerechtigkeiten sibirischer Beamten nach Petersburg berichtete, man seinem Worte stets mehr glaubte, als den Beschuldigten. So wurde die Verbannung Münichs ein Segen für Sibirien, und die Bewohner in und um Belim betrachteten ihn als ihren Schutzgeist. Seine Hauptbeschäftigung bestand im Unterrichten der Jugend.

Als seine Begnadigung eintraf, war dies für die Bevölkerung eine Schreckenskunde. Eine große Anzahl seiner bisherigen Schicksalsgenossen gab ihm schmerz erfüllt eine weite Strecke das Geleit. Als Andenken blieb ihnen nur die Hütte, in der er gewohnt hatte. Sie betrachteten diese als ein Heiligtum und erhielten sie in demselben Zustande, in dem er sie verlassen hatte.

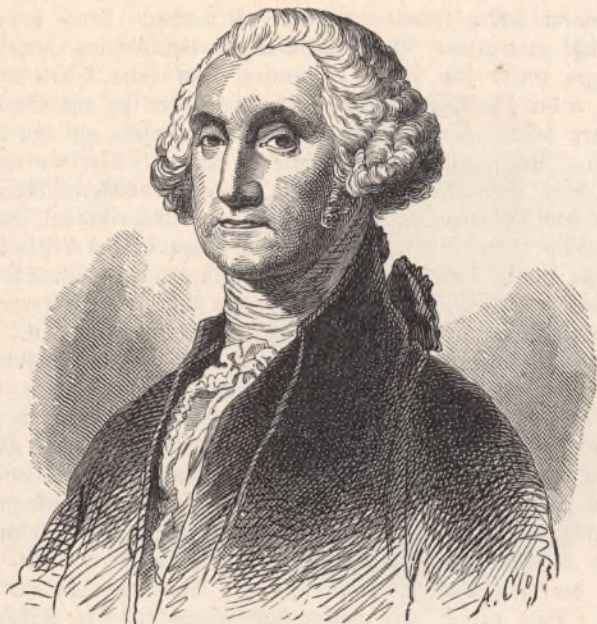
So steht die Hütte noch heutigestags. Man wallfahrtet nach ihr wie nach einem segensstiftenden Tempel. Man versammelt sich daselbst, um wichtige Geschäfte abzuschließen. Auch wird die Hütte als heilige Freistatt für die ganze Gegend betrachtet. Kaufleute legen hier ihre Waren nieder und sind sicher, daß sie niemand berührt. Ja, es ist sogar in Belim und seiner Umgegend zum Sprichwort geworden, daß man von einer verlorenen Sache sagt: „Sie hätte in Münnichs Hütte liegen sollen!“

Der großmütige Posten.

Während des amerikanischen Befreiungskrieges stand ein englischer Soldat an einsamer Stelle auf Vorposten. Dichtes Gebüsch verbarg ihn den Augen der Feinde; er aber konnte alles übersehen. Plötzlich bemerkte er einen amerikanischen Offizier zu Pferde, der im Mondenschein so nahe als möglich herankam, um die Stellungen der Engländer zu mustern. Vertieft in seine Beobachtungen näherte er sich dem Posten immer mehr und hielt schließlich in einer Entfernung von mehreren Schritten.

Der Engländer hatte leise den Gewehrlauf gehoben und zielte nach dem Kopfe des nichts ahnenden Offiziers. Schon wollte er losdrücken, als ihm auf einmal der Gedanke kam, wie wenig ehrenvoll es sei, einen Menschen aus dem Hinterhalte wie ein wildes Tier zusammenzuschießen. Sofort setzte er das Gewehr ab. Das dadurch entstandene Geräusch machte den Amerikaner aufmerksam. Blitzschnell wandte er sein Pferd und jagte im Galopp davon.

Der englische Soldat erfuhr einige Zeit später, wem er so großmütig das Leben geschenkt hatte. Jener Offizier war George Washington, der Oberfeldherr der Amerikaner, selbst gewesen. Wer weiß, wie es heute um die Freiheit der Vereinigten Staaten von Nordamerika bestellt sein würde, wenn der englische Soldat



George Washington.

den beabsichtigten Schuß wirklich abgegeben hätte. Washington war die Seele aller Unabhängigkeitsbestrebungen, und wenn er damals getötet worden wäre, stände Amerika vielleicht heute noch unter englischer Herrschaft.

Gerettet durch ein Paar Stiefel.

Zur Zeit der französischen Schreckensherrschaft gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts saß auch ein deutscher Graf, namens Schlabrendorf, in einem Pariser Massengefängnisse. Was hatte er verbrochen? Nichts! In jener furchtbaren Zeit genügte der Titel „Graf“ vollkommen, einen Menschen um den Kopf zu bringen. Ohne viel Umstände zu machen, hatte man den Grafen zum Tode verurteilt, und mit vielen anderen erwartete er stündlich,

zu seinem letzten Gange abgerufen zu werden. Lange brauchte er nicht zu warten. Schon an dem der Verurteilung folgenden Morgen wurde sein Name aufgerufen. In einer Viertelstunde hatte er den schmutzigen Karren zu besteigen, der ihn ans Schafott bringen sollte. Er widerstrebte nicht. Er war auf den Tod gefaßt. Ruhig und gelassen kleidete er sich an. Aber wo waren denn seine Stiefel? Er suchte alle Winkel des düsteren Raumes durch; seine Mitgefangenen halfen suchen, der Kerkermeister half suchen. Vergeblich! Die Stiefel waren nirgends zu finden. „Ohne Stiefel kann ich nicht gehen,“ sagte er zu dem Kerkermeister, „das sehen Sie ein. Wissen Sie was? Nehmen Sie mich morgen statt heut. Es kommt ja auf einen Tag nicht an.“ Der Kerkermeister willigte ein. Es kam wirklich auf 24 Stunden nicht an; und ob ein Kopf mehr oder weniger fiel, das merkte kein Mensch.

Am andern Morgen stand der Graf gestiefelt bereit und wartete auf das Vorlesen seines Namens. Aber diesmal wurde er nicht aufgerufen. Kein Wunder! Die bluttriefenden Tyrannen hatten geglaubt, Kopf und Leib des deutschen Grafen ruhten längst getrennt voneinander mit hundert anderen Leibern und Köpfen in einem der vielen Massengräber. Der Kerkermeister verriet nun zwar den Grafen nicht, doch entließ er ihn auch nicht aus der Haft. Bald darauf aber wurden Robespierre und seine Anhänger gestürzt, und Graf Schlabrendorf mit Tausenden von anderen Gefangenen entlassen. So verdankte er denn sein Leben einzig und allein seinen Stiefeln, die sich im rechten Augenblick auf Nimmerwiedersehen verloren hatten.

Eine Zurechtweisung.

Franz Joseph Lefebvre (spr. Lefäwr) hatte sich zur Zeit des ersten Napoleon vom Müllergesellen zum Marschall und Herzog von Danzig emporgeschwungen. Einst besuchte diesen ein Freund, aus dessen Äußerungen hervorging, daß er den Herzog seines Glückes und Reichthums wegen beneide.

„Wie, Sie beneiden mich?“ fragte lächelnd Lefebvre. „Dann hören Sie. Sie sollen all mein Hab und Gut samt Rang und Würden auf der Stelle haben, wenn Sie eine Bedingung erfüllen.“ — „Und die wäre?“ fragte der Gast. — „Kommen

Sie mit hinab in den Hof. Ich werde dort bei dreißig Schritt Zwischenraum zwanzigmal mit einer Büchse nach Ihnen schießen. Wenn ich Sie dabei nicht röte, sollen meine Güter Ihnen gehören."

— Der neidische Freund mich entsetzt zurück. —

"Was? Sie wollen nicht?" rief der Herzog.

"Nun wohl, so erinnern Sie sich gefälligst daran, daß auf mich mehr als tausendmal aus viel geringerer Entfernung geschossen worden ist, ehe ich reich und Herzog von Danzig wurde."

Der andere schwieg beschämt.

Eine derartige Zu-
rechtweisung verdienen
alle Neider. Sie über-
legen nicht, wieviel
Mühen, Leiden und

Gefahren erst überstanden werden müssen, ehe sich ein Mensch so weit empor-schwingt, daß er andern ein Gegenstand des Neides wird.



Marſchall Lefebvre.

Nelsons Tod.

Nelson war wohl der berühmteste Admiral der Engländer. Er vernichtete 1798 die Flotte Napoleons I. bei Abukir an der Küste Agyptens, 1801 die dänische Flotte bei Kopenhagen und 1805 die spanisch-französische Flotte in der Seeschlacht bei Trafalgar an der Südwestküste von Spanien. In diesem letztgenannten Treffen erreichte ihn die Todeskugel. Aber er war darüber weder betroffen, noch verlor er seine Heiterkeit. Lächelnd sprach er zu seinem Freunde Hardy: „Endlich haben Sie mich!“ Man trug ihn unter das Verdeck und legte ihn auf

sein Feldbett nieder. Da lauschte er gespannt auf den Donner der Kanonen und auf das Siegesgeschrei seiner Soldaten, das jedesmal losbrach, wenn ein feindliches Schiff genommen war. „Wieviel Schiffe haben wir schon?“ fragte er. Hardy antwortete: „Zwölf.“ — „Erst zwölf!“ rief Nelson etwas enttäuscht. — Da brach der Jubel der Engländer aufs neue los. Sie hatten ein dreizehntes Schiff genommen. Das war Musik für die Ohren des sterbenden Seehelden. Er lächelte noch einmal und verschied. — Den Sarg, in den man ihn nach seinem Tode legte, hatte er seit sieben Jahren stets mit sich geführt. Er war aus dem Hauptmaste des bei Abukir in die Luft gesprengten französischen Admiralschiffes gefertigt. Stets gefaßt auf den Tod, konnte ihn dieser nicht überraschen.

Am die Königin zu sehen.

Seit Schlesien eine preußische Provinz ist, hat es kein Herrscher versäumt, sie so oft als möglich zu besuchen. Friedrich II. und sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. taten dies stets ohne ihre Gemahlinnen. Kaum aber hatte Friedrich Wilhelm III. den Thron bestiegen, da kam er in Begleitung seiner Gemahlin ins Schlesierland. Das junge Königspaar reiste am 5. Juni 1798 von Berlin zur Huldigung nach Königsberg und bald darauf weiter nach Warschau, das damals eine preußische Stadt war. Von Warschau ging die Huldigungsreise weiter nach Breslau. Groß-Wartenberg war die erste schlesische Stadt, in der das Königspaar weilte.

Nur zwei Jahre vergingen, und wir treffen die Königin Luise wieder in Schlesien. Es erfüllte sich also schnell, was sie bei ihrem ersten Besuche empfunden und gesprochen hatte. „Ich werde die guten Schlesier nie vergessen!“ Dem Riesengebirge ging diesmal die Reise zu. Am Abend des 16. August 1800 traf sie in Hirschberg ein. Eine vom Riesengebirgsverein auf dem Ringe genannter Stadt angebrachte Gedenktafel erinnert an diesen Tag.

Von Hirschberg fuhr die Königin weiter nach Warmbrunn. Überall, wohin sie kam, wurde sie mit Jubel und Freude empfangen. Aus der ganzen Umgegend strömten Stadt- und Landleute in Menge zusammen, um ihre gute Landesmutter zu sehen und zu begrüßen.



Nelson's God.

Da war es auf dem Wege nach Warmbrunn, daß ein schlichter Landmann unermüdlich neben dem königlichen Wagen herlief. Die Königin, die nicht anders meinte, als daß er ihr ein Anliegen vorzutragen habe, ließ den Wagen halten und fragte: „Nun, mein Lieber, Ihr habt wohl eine Bitte an mich?“

„Ach nä,“ antwortete der biedere Schlesier, „ich loof' ock a su gerne miete.“

Auf der Flucht nach Memel.

1806.

Die Preußen geschlagen — in voller Flucht —
Zerrissen die Kette der eisernen Zucht —
Das Vaterland schmählich verloren!
Mit Jubelgeheul ziehn die Feinde heran,
Allüberall finden sie offene Bahn.
Schon stehn sie, Berlin, vor den Toren!

Da donnert ein Wagen gen Osten fort
Und hastet ruhlos von Ort zu Ort,
Geschwinder und immer geschwinder.
Die schönste Königin sitzt darin,
Ein Meer von Sorgen in Herz und Sinn,
Im Arm ihre beiden Kinder.

Die Nebel sinken, es sinkt der Mut,
Schon brandet zur Linken die baltische Flut:
Die Flucht will noch immer nicht enden.
„Was haben verschuldet wir, göttliche Macht,
Daß du uns versenkst in Elend und Nacht,
Sind Spielball wir nur deinen Händen?“

Umsonst in der Runde nach Antwort sie lauscht.
Es schlummert das Land und die Woge, die rauscht,
Und der Regen tropft dumpf auf die Dächer.
Doch während vergebens nach Troste sie ringt
Und zagend die Händ' ineinander verschlingt,
Piegt schon ihr zur Seite — der Rächer!

Was seiner Mutter man angetan,
Man sieht es dem schlummernden Wilhelm an,
Läßt ruhig den Schlaf ihn nicht kosten:
Die Hände ballt grimmig der kleine Held! —
Da hebt sich der Nebel und frei wird das Feld,
Und blutigrot dämmert's im Osten.



Königin Luise.

Stolze Antwort.

Nach dem Frieden von Tilsit versöhnten sich Napoleon I. und Kaiser Alexander von Rußland, und die beiden Monarchen, die sich so viele blutige Schlachten geliefert hatten, verbrachten mehrere Tage zusammen im besten Einvernehmen.

Man erzählt, daß ihnen eines Tages bei einer Heerschau einige französische Grenadiere vorgestellt wurden, die sich in der Schlacht bei Austerlitz ruhmvoll ausgezeichnet hatten. Die Gesichter dieser Männer waren von tiefen Narben durchfurcht, die von den Verwundungen herrührten, die sie in jener Schlacht empfangen hatten.

„Sire,“ sagte Napoleon zum Kaiser von Rußland, indem er auf die Narben hinwies, „was sagen Sie zu solchen Soldaten, die selbst durch die Gewalt derartiger Streiche nicht getötet worden sind?“

„Und Sie, Sire,“ erwiderte Alexander, „was sagen Sie zu den Soldaten, die solche Streiche ausgeteilt haben?“

Da mischte sich einer der Grenadiere in die Unterhaltung, indem er stolzen Tones ausrief: „Die, welche diese Hiebe aus-
teilten, sind nicht mehr, wir haben sie alle getötet.“

Andreas Hofer.

Der großartige Freiheitskampf der Transvaalbauern gegen die Engländer zu Anfang dieses Jahrhunderts erinnerte lebhaft an den Aufstand der Tiroler gegen die Franzosen und Bayern zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. „Freiheit oder Tod!“ war in beiden Kriegen das Lösungswort.

Der größte und berühmteste Held der Tiroler war der Landwirt Andreas Hofer aus dem Passeiertal. Geboren am 22. November 1767 im Gasthaus „Am Sand“ bei St. Leonhard in Tirol, wuchs er ohne sonderliche Erziehung zum kräftigen Manne heran. Er war von unterseßter Gestalt, breiter Brust, hatte volle rote Wangen und trug einen mächtigen, dicht auf die Brust herabfallenden schwarzen Bart.

Als der „Anderl“, wie man ihn im ganzen Passeiertale nannte, die väterliche Wirtschaft übernommen hatte, trieb er neben dieser noch den Pferde- und Weinhandel und kam in Geschäften bis in das sonnige Italien hinab. Dadurch lernte er fremdes Land und fremde Leute kennen und wurde welterfahrener, als seine Landsleute gewöhnlich sind. Da er mit schwärmerischer Treue an seinem Kaiser hing, wählte man ihn schon mit dreiundzwanzig Jahren als Abgeordneten für das Passeiertal in den Landtag.

1796 wurde er Führer einer Schützenkompanie und machte durch seine Tapferkeit viel von sich reden. 1808 reiste er mit einigen



Die Entscheidungsschlacht am Berge Isel.

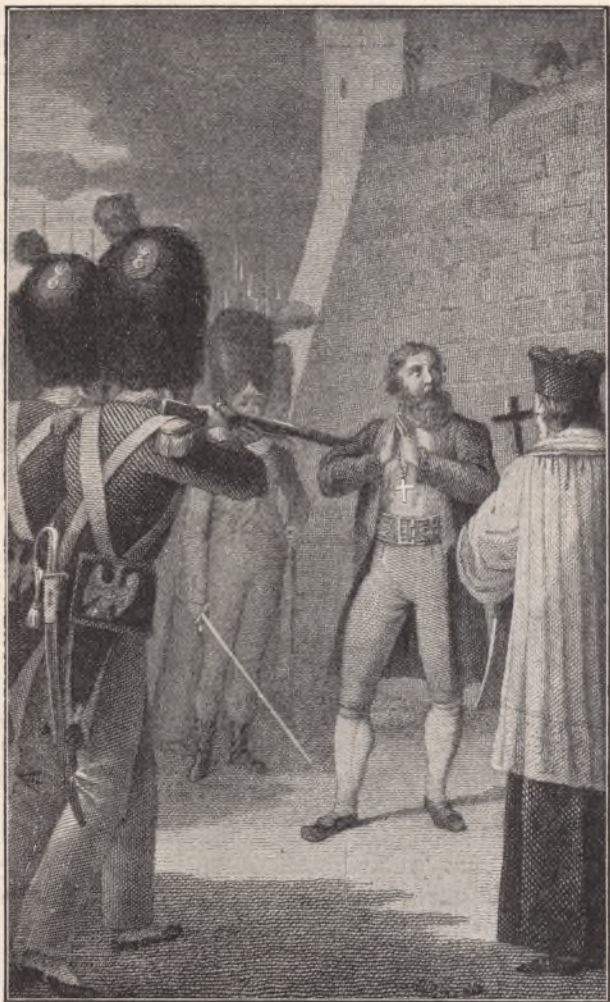
Landsleuten nach Wien, um mit dem Erzherzog Johann den Landesverteidigungsplan von Tirol zu besprechen.

Dann kam das verhängnisvolle Jahr 1809. Im Frieden von Preßburg war Tirol an Bayern gefallen, und dieses hatte gleich von der Hauptstadt Innsbruck und den andern festen Plätzen Besitz genommen. Da erließ der „Anderl“ einen Aufruf an seine Tiroler, und sie standen zu ihm wie ein Mann. Im Vertrauen auf Gott und ihr gutes Recht griffen sie zu ihren Büchsen und erwarteten den Feind in den Schluchten und Engtälern ihrer Bergstraßen. Jeder nahm seinen Mann aufs Korn, und selten fiel ein Schuß, der nicht traf. Die Bayern und Franzosen aber standen ratlos vor diesem unsichtbaren Feinde. Sie kamen sich vor wie eine Herde Wild, die in die Enge getrieben wird. Von allen Seiten fielen Schüsse, aber wenn man nach den Schützen spähte, sah man nichts als Felsen, Baumstämme, Gestrüpp und Gesträuch. Wilde Angst besiel die stolzen Regimenter, und sie lösten sich auf in toller Flucht. Bei Sterzing gelang es Hofer eine Abteilung Bayern gefangen zu nehmen. Die übrigen räumten das Land.

Aber nach dem unglücklichen Feldzuge der Österreicher in Bayern, und als Napoleon immer weiter nach Wien vordrang, waren die Bayern gleich wieder da und brachten zu ihrer Unterstützung zwei französische Marschälle mit ihren Truppen mit. Diesen lieferten die Tiroler unter Andreas Hofer, Joseph Speckbacher und dem Kapuzinerpater Joachim Haspinger die berühmte Schlacht am Iselberge. Die Bayern mußten Tirol zum zweitenmal räumen, und der tapfere Anderl zog unter dem Jubel des Volkes als Oberkommandant von Tirol in Innsbruck ein.

Unterdessen aber hatten die Österreicher die große Schlacht bei Wagram verloren und schlossen erst einen Waffenstillstand zu Znaim und dann den Frieden zu Schönbrunn mit Napoleon ab, in welchem Tirol den Feinden preisgegeben wurde. Von drei Seiten rückten Bayern und Franzosen wieder ins Land. Innsbruck fiel, und Andreas Hofer und seine Freunde flüchteten sich in die Berge, wo sie sich in einsamen Sennhütten versteckt hielten. Speckbacher entkam glücklich allen Nachforschungen. Hofer aber wurde von einem Schufte, namens Rastl, verraten.

Am 27. Januar 1810 sandte General Fuard eine Abteilung italienischer Soldaten unter Rastls Führung nach der abgelegenen Sennerei, die Hofer als Versteck diente. Jede Flucht war unmöglich, und Hofer trat den Schergen mit dem unerschrockenen



Andreas Hofers Tod.

Mute eines freien Mannes entgegen. Sie banden ihn mit Stricken und führten ihn unter rohen Mißhandlungen fort. Erst in Meran wurde ihm eine menschlichere Behandlung zuteil. Von da brachte man ihn nach Mantua und stellte ihn vor ein Kriegsgericht. Auf Napoleons direkten Befehl verurteilte ihn dieses zum Tode durch Erschießen binnen 24 Stunden.

Am Morgen des 20. Februar trat er seinen letzten Gang an. Auf dem Richtplatz angelangt, weigerte er sich, die Augen verbinden zu lassen und niederzuknien. Stehend und offenen Auges erwartete er den Tod. Mit lauter, fester Stimme kommandierte er: „Feuer!“ Nacheinander krachten die Schüsse, aber erst beim dreizehnten sank der Held von Tirol, der Mann, der nur Gutes gewollt hatte, und dem so übel gelohnt wurde. Seine Leiche bestattete man in dem Gärtchen des Garnisonpfarrers. Am 21. Februar 1823 aber wurde sie feierlich in das für ihn bestimmte Grabmal in der Hofkirche zu Innsbruck überführt. Auf dem Fiselberge aber wurde Andreas Hofer ein prächtiges Denkmal gesetzt.

Groß war der Sandwirt im Leben, noch größer im Tode, und sein Name lebt in Liedern und Sagen fort und fort.

Kreuz und Schwert.

Zu St. Martin im Pustertal wurde am 24. Oktober 1776 ein Knäblein geboren, welches das Schicksal zu einem doppelten Streiter sich auerforen hatte: zu einem Streiter für die Güter des Himmels sowohl, als für diejenigen der Erde. Die Taufe gab ihm den Namen Johann Simon, der Vater den Namen Haspinger.

Johann Simon Haspinger wurde für den geistlichen Stand bestimmt und studierte in Bozen und Innsbruck. Aber jene kriegerische Zeit war zu stillen Studien wenig geeignet. Der Klang der französischen Signalthörner drang bis in die abgelegensten Dachstuben der Tiroler Studenten und ließ sie von ihren Büchern aufspringen. So kämpfte auch der junge Haspinger schon 1796, 1797 und 1799—1801 in den Scharen der tiroler Landesverteidigung mit Auszeichnung gegen die französischen Revolutionsheere.



Denkmal Andreas Hofers auf dem Iselberge bei Innsbruck.

1802 trat er in den Orden der Kapuziner ein und erhielt den Klostersnamen Joachim. 1805 wurde er zum Priester geweiht und Prediger im Kloster Schlanders im Vintschgau. Zur Zeit des tiroler Aufstandes 1808/09 finden wir ihn im Zentralkloster der Kapuziner zu Klausen zwischen Bozen und Brixen.

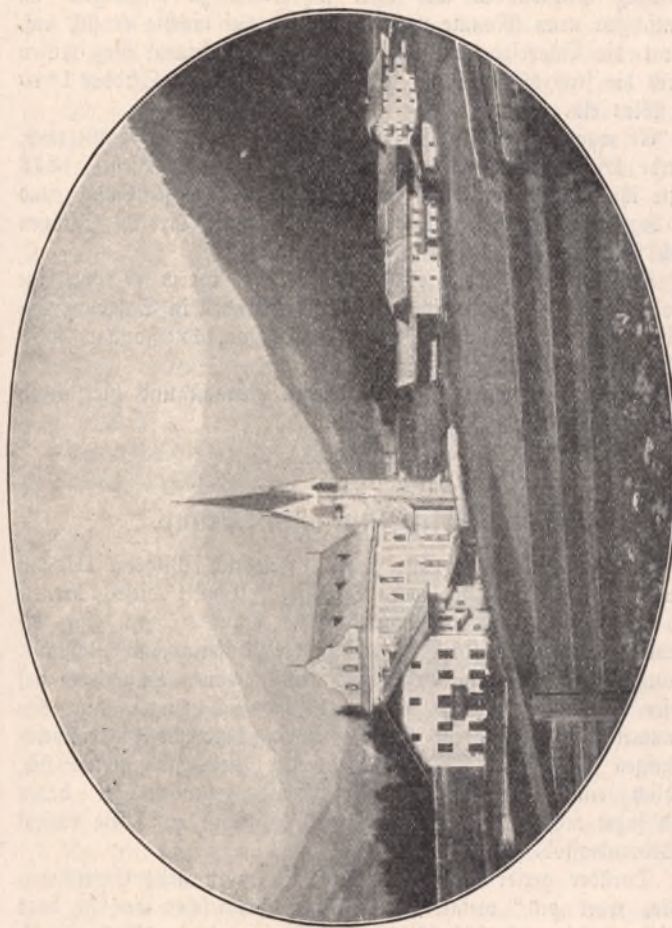


Joachim Simon Haspinger.

Wieder durchgestanden die Hörner der Franzosen die Schluchten und Täler der Alpen und bedrohten alles, was den Bergbewohnern lieb und teuer ist: Freiheit, Vaterland und Religion. Da zieht der „Rotbart“, wie die Tiroler ihren Pater Jochem nennen, von Dorf zu Dorf und begeistert durch seine Predigten alles zum Kampfe gegen den eingedrungenen Feind.

Später stellte er sich als Feldprediger an die Spitze der Kompanien und trug namentlich zu den beiden Siegen auf dem Iselberge wesentlich bei. Das Kreuz in der erhobenen Rechten zog er den begeisterten Scharen voran, mitten in Kampf

und Tod hinein. Deshalb verehren ihn noch heute die Tiroler neben Andreas Hofer, Joseph Speckbacher und Peter Mayr als



St. Martin in Tirol, der Geburtsort Joachim Simon Gaspingers.

einen ihrer vorzüglichsten Volkshelden.

1810 entging er nur mit Mühe dem Schicksal, das den treuen Sandwirt getroffen hatte. Auch er wurde von den

Bayern, die mit den Franzosen verbündet waren, geächtet und dem schlimmsten Lose preisgegeben. Er mußte Tirol verlassen, durchzog Graubünden und hielt sich dann zu Tschengels im Vintschgau neun Monate verborgen. Darauf machte er sich auf, betrat die Schweiz, kam nach Italien, setzte seinen Weg mitten durch die französische Armee fort und traf am 31. Oktober 1810 in Wien ein.

Er war seit 1815 Pfarrer zu Traunfeld in Niederösterreich, wurde 1836 pensioniert und lebte zu Hiezing bei Wien. 1848 faßte ihn noch einmal das Feuer kriegerischer Begeisterung, und er begleitete als Feldprediger eine Kompanie Tiroler Schützen nach Italien.

Kaiser Franz Joseph ehrte den Braven, indem er ihm eine Wohnung in dem kaiserlichen Schlosse Mirabell in Salzburg anweisen ließ, wo der tapfere Vater Jochem am 12. Januar 1858 gestorben ist.

Seine Leiche wurde nach Innsbruck gebracht und hier neben derjenigen Andreas Hofers beigesetzt.

Eine Prinzessin ohne Krone.

Im Jahre 1813 wohnte König Friedrich Wilhelm III. mit seiner Familie im Breslauer Schlosse. Unweit dieses breitete sich die Wiese eines Fleischers aus. Eines Tages ging die Lieblingstochter des Königs, die spätere Kaiserin von Rußland, Prinzessin Charlotte in Begleitung eines schönen Hündchens auf dieser Wiese spazieren. Dasselbst befand sich zurzeit nur eine Hammelherde mit ihrem Hüter, einem halbwüchsigen, flachshaarigen Burschen. Das Hündchen der Prinzessin freute sich, endlich einmal vierbeinige Gesellschaft gefunden zu haben und jagte mitten in die Hammelherde hinein, daß diese entsetzt auseinanderstob.

Darüber geriet der flachshaarige Hüter in helle Entrüstung. „Na, wart od!“ meinte er, „dam Daffapintcher wer' ich doas Gejader glei oanstreich'n!“ Er ergriff einen derben Knüttel und eilte dem Hündchen nach.

Die Prinzessin bat und flehte, er möchte doch dem Tierchen nichts zuleide tun, aber der Fleischerjunge schien ein Herz von

Stein zu haben. Er hörte gar nicht auf das Gejammer der Prinzessin, die er nicht kannte.

Da rief die Dame zornig: „Ich bin die Prinzessin Charlotte von Preußen und untersage dir ernstlich, den Hund zu schlagen!“

Damit kam sie aber bei dem dickköpfigen Hammelhüter böse an. Er stemmte die Fäuste in die Seiten, sah sie eine Weile an und sagte endlich überlegenen Tones: „Woas, Sie wolln a Prinzess'n sein on hoan ni amol 'n Krone uff'm Koppe? Doas überredn Sie ock'n andern, oaber ni mich! Nu werd der Hund erscht recht geprügelt. 's Lija muß extra bestroft war'n.“

Glücklicherweise kam aber jetzt ein königlicher Diener der Prinzessin zu Hilfe. Derselbe machte dem Jungen in handgreiflicher Weise klar, mit wem er es zu tun habe, und bewahrte so das Hündchen vor der drohenden Züchtigung.

Der Flachskopf war aber trotz alledem noch lange nicht überzeugt. „Doas soll 'n Prinzess'n sein?“ brummte er vor sich hin. „A so lange wie se on se hot käne Krone uff'm Koppe nich, gläb ich's ni.“

Prinzessin Charlotte hat diesen launigen Vorfall später oft in heiterer Gesellschaft zum besten gegeben.

Aus dem Jahre 1813.

Ein freiwilliger Jäger, blutjung und wenig bemittelt, handelte zu Breslau um ein Pferd. Er wollte mit gegen die Franzosen reiten und hatte noch kein Roß. Der Verkäufer forderte 30 Friedrichsdor (etwa 500 Mark). „So viel Geld habe ich leider nicht,“ meinte, wehmütig lächelnd, der Jäger. „Mein ganzer Reichtum beträgt 60 Taler.“ Also konnte nichts aus dem Handel werden, und der Jäger wandte sich zum Gehen.

Da tritt ein Herr auf ihn zu, der ein sehr schönes Pferd am Zügel führt.

„Hätten Sie nicht Lust, mein Pferd einmal zu probieren?“ spricht der Herr zu dem Jäger.

„Probieren will ich es schon,“ meint jener freundlich, „aber kaufen kann ich es nicht. Sie haben ja gehört, was ich geben kann, und Ihr Pferd ist fünfmal mehr wert.“

„Nun, so versuchen Sie es wenigstens,“ ermuntert der Herr und läßt den Jäger aufsitzen.

Der Freiwillige ist ein tüchtiger Reiter, und der fremde Herr sieht ihm lange zu, wie er das schöne Tier alle Gangarten durchführen läßt. Endlich kommt der Jäger zurück, klopft dem Pferde zärtlich den schlanken, glatten Hals und spricht: „Es ist ein herrliches Tier!“

„Ei, so behalten Sie es doch!“

„Für meine sechzig Taler?“

„Nein, für den Preis wäre es mir nie und nimmer feil. Aber behalten Sie es trotzdem. Indem ich es Ihnen schenke, schenke ich es dem Vaterlande. Halten Sie sich brav, junger Mann, und leben Sie wohl!“

So sprach der hochherzige Herr und verlor sich unter der Menge, ehe ihm der vor Freude ganz bestürzte Jäger zu danken vermochte.

Theodor Körner.

Wir Deutschen sind so glücklich, in Theodor Körner einen Dichter zu besitzen, der nicht bloß in der Stube mit der Feder, sondern auch im Felde mit blankem Schwerte gegen die Feinde zu kämpfen verstand.

Karl Theodor Körner wurde am 23. September 1791 in Dresden geboren. Sein Vater war ein treuer Freund und warmer Verehrer Schillers. Daher darf es uns nicht wundern, daß sich der junge Theodor schon früh bestrebte, in die Fußstapfen dieses großen Dichters zu treten. Schon als Schüler der Kreuzschule in Dresden dichtete, malte und musizierte er fleißig. Auch war er ein tüchtiger Schwimmer und Fechter. Als Student der Hochschule in Wien gab er sich ganz der edlen Dichtkunst hin, und verkehrte viel mit Schauspielern. Durch diese angeregt, schrieb er verschiedene Theaterstücke, die großen Beifall fanden. Das bedeutendste darunter ist „Briny“, welches den Freiheitskampf der Ungarn gegen die Türken zum Gegenstande hat. Nicht nur in Oesterreich, sondern auch in Deutschland fand dieses Trauerspiel eine begeisterte Aufnahme. Gleich darauf erhielt der nun 21jährige Körner die Ernennung zum Hoftheater-

dichter mit einem Jahresgehalt von 1500 Gulden. Er wäre vielleicht mit der Zeit zu einem ebenbürtigen Nachfolger Schillers herangereift, wenn es Gott in seinem Ratschluß nicht anders bestimmt hätte.

Es kam das Jahr 1813, und von Preußen herüber erscholl der mächtige Aufruf König Friedrich Wilhelms III. „An mein



Theodor Körner.

Volk“. Da verließ Körner seine glänzende Stellung, seine geliebte Braut, seinen Ruhm und eilte nach Schlesien. Am 19. März 1813 trat er in die Lützowsche Freischar, die er durch das Lied „Lützows wilde Jagd“ für immer berühmt gemacht hat.

Wie er den beginnenden Feldzug auffaßte, das hat Körner in seinem Aufruf gezeigt, worin er sagt:

„Es ist kein Krieg,
Von dem die Kronen wissen.
Es ist ein Kreuzzug,
’s ist ein heil’ger Krieg!“

Und als die schwarzen Jäger in der stillen Dorfkirche zu Rogau bei Bobten eingeseget wurden, sang er:

„Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Mut zusammen.
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.
Denn was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefaßt.
Dem Herrn allein sei Ehre!“

Dann zogen die schwarzen Husaren hinaus zur Jagd auf den Erbfeind. Den Totenkopf am Tschako, den Säbel in der Faust, brausten sie dahin wie der Sturmwind, alles vor sich niederwerfend. Wehe den Franzosen, die ihnen in den Weg kamen! So waren sie bis Gadebusch in der Nähe der mecklenburgischen Grenze gekommen.

Theodor Körner war im Kampfe stets einer der ersten. In der Nacht am stillen Wachtfeuer dichtete er feurige Lieder, die uns sämtlich unter dem Titel „Leier und Schwert“ aufbewahrt worden sind. Sein letztes Gedicht, sein Schwanengesang, war das „Schwertlied“. Er schrieb es in einem Gehölz bei Gadebusch nieder. Kaum damit fertig, erklang schon der Hornruf: „Fertig zum Gefecht!“ Eine französische Proviantkolonne war dem wachhabenden Posten zu Gesicht gekommen. Im Nu saß alles zu Pferde und sprengte auf die Feinde ein. Die Franzosen wehrten sich kaum. Ein einziger Schuß fiel, aber dieser traf nur allzu gut. Er durchbohrte Körners Herz. Kaum 22 Jahre alt, mußte er sein Leben für das Vaterland lassen. Die treuen Waffenbrüder begruben ihn in dem mecklenburgischen Dorfe Wöbbelin unter einer hohen, mächtigen Eiche.

Auch die Eltern und Schwestern des Dichters bettete man hier zur letzten Ruhe.

Der Teller mit dem Totenkopfe.

Es war kurz vor der Völkerschlacht bei Leipzig, am Morgen des 16. Oktober 1813, da erbeuteten schwarze Husaren einen Sack mit Borsdorfer Äpfeln. Als der Befehl zum Einhauen lange auf sich warten ließ, beschloßen sie, die Äpfel zu braten.

Zum Braten aber gehört ein Feuer. Also steckten die Husaren eine zweirädrige Schäferhütte in Brand und brien in dem auf-
lodernden Feuer derselben ihre Äpfel. Auf einige um sie her



Geschwisterreihe, bei der Theodor Körner begraben liegt
und sein Grabdenkmal.

einschlagende Kanonenkugeln achteten sie hierbei gar nicht. Vor
dem Dorfe Lindental verzehrten sie die süßen Früchte.

Da ritt der General York heran. Er sah finster drein, wie gewöhnlich. Dennoch wagte es ein Freiwilliger und überreichte ihm auf dem Deckel seines Tschakos einige gebratene Äpfel. An dem Tschako aber war der Totenkopf der schwarzen Husaren. Der alte „Jsegrim“ — so nannten die Soldaten den Helden von Wartenburg — betrachtete kopfschüttelnd den sonderbaren Präsentierer. Dann brummte er: „Von einem Teller mit einem Totenkopfe habe ich mein Lebtag noch nicht gegessen.“ Trotzdem aber griff er wacker zu.

Das hölzerne Bein.

Es war im Jahre 1815, als die Russen die französische Festung Vincennes (spr Wängßän) belagerten. Lange lagen sie davor, aber die Festung ergab sich nicht. Da schickten sie einen Unterhändler hinein, der den Kommandanten, General Domenil, allein zu sprechen wünschte.

„Hättet ruhig draußen bleiben können,“ sagte der alte Hauden, der ein hölzernes Bein hatte. „Unsere Unterhandlungen können doch zu keinem Ziele führen.“

„Belieben Excellenz erst zu hören, was ich Ihnen vorzuschlagen habe,“ entgegnete geschmeidig der Gesandte. „Die Russen bieten Ihnen zwei Millionen Frank, wenn Sie die Festung übergeben. Hören Sie, zwei Millionen Frank! Eine unerhörte Summe!“

Domenil hörte ihn ruhig an. Dann klopfte er mit dem Krückstock an sein hölzernes Bein und sprach: „Sagen Sie Ihrem General, erst sollen mir die Russen das Bein wiederbeschaffen, das sie mir bei Leipzig weggeschossen haben. Dann erst können wir weiter reden.“

„Sie scherzen, General!“

„Nein, mein Herr, ich scherze nicht! Um die Schande des Vaterlandsverrates tragen zu können, brauche ich mindestens zwei gesunde Beine, und wie Sie sehen, habe ich nur eins!“

Beschämt ging der Unterhändler von dannen.

Er fand seinen Meister.

Graf Moritz von Sachsen, in Frankreich gewöhnlich „Marschall von Sachsen“ genannt, war mit einer ungewöhnlichen Körperkraft begabt. Als er einst in Begleitung mehrerer Herren von Paris nach Versailles ritt, verlor sein Pferd ein Hufeisen. Glücklicherweise befand sich in der Nähe eine Schmiede, wo sich der Schaden gleich wieder gut machen ließ.

Die Herren stiegen vor der Schmiede ab, und der Marschall trug seine Bitte vor.

„Sie sollen auf der Stelle bedient werden,“ sprach der Schmied und wollte ein Eisen ins Feuer legen, wie es ihm für das Pferd zu passen schien.

„Halt!“ sagte der Marschall. „Erst will ich sehen, ob das Eisen auch gut und fest ist.“

Er nahm es in seine gewaltigen Hände, und in zwei Stücke zerbrochen, slog es in einen Winkel. Nicht besser erging es einem halben Duzend anderer Hufeisen. Endlich schien er eins gefunden zu haben, das haltbarer war als die andern. Der Schmied schlug es dem Pferde auf, und der Marschall bot ihm ein Talerstück für seine Mühe.

„Verzeihen, Euer Gnaden,“ sagte der Schmied, „ich habe Ihnen gutes Eisen verkauft, nun will ich auch sehen, ob Ihr Silber die Probe hält.“

Damit brach er den Taler in zwei Stücke. Fünf oder sechs andere Stücke, die ihm der Marschall reichte, hatten dasselbe Schicksal.

Sprach der Marschall: „Lieber Meister, Ihr habt recht! Mein Silber taugt nichts. Nehmet dieses Goldstück, es wird halten!“

Damit reichte er ihm einen Louisdor, und der starke Schmied gab sich zufrieden.

Die Begleiter des Grafen amüsierten sich nicht wenig über diesen Vorfall, und Graf Moritz sagte selbst: „Hier habe ich doch einmal meinen Meister gefunden.“

Napoleon I. und die Bäuerin.

Als Napoleon I. im Jahre 1815 die Insel Elba verlassen hatte, um seinen Thron wieder zu erobern, kam er auch durch ein kleines Dorf in den Seealpen. Um sich etwas auszuruhen, trat er in die Hütte einer alten Bäuerin und knüpfte mit dieser ein Gespräch an.

„Was hat sich neues in Paris ereignet?“ fragte er. „Was macht der König?“

Die Alte sah ihn groß an. „Der König? Wen meint Ihr damit?“

„Ich spreche von Ludwig XVIII.“

„Aber es gibt doch keinen König mehr in Frankreich,“ sagte das Weib. „Seit zehn Jahren haben wir ja einen Kaiser.“

Diese Bewohnerin der Seealpen mußte also noch nicht, daß Napoleon entthront worden und Ludwig XVIII. an seine Stelle gekommen war. Der Lärm der Ereignisse, die ganz Europa erschütterten hatten — in dieses stille Alpental war er noch nicht gedrungen.

Der Vorfall machte einen tiefen Eindruck auf den großen Eroberer, und er sprach zu seinem Begleiter, dem General Drouot: „Da sagt man, ich hätte den Frieden der ganzen Welt gestört, und mein Name klänge bis an die Grenzen der Erde. Und dabei kennt man nicht einmal im eigenen Lande meine Schicksale.“

In tiefen Gedanken über die Wichtigkeit des menschlichen Ruhmes verließ Napoleon die Hütte. Noch einmal verkündete der Donner der Kanonen seinen Namen — bei Waterloo war's — und dann: tiefes Schweigen.

Auf ferner Felseninsel, umfungen von den Wogen des Ozeans, saß der Ruhestörer Europas und dachte wohl hin und wieder an die alte Bäuerin in den Seealpen.

Ob sie es wissen mochte, wo der Kaiser der Franzosen weilte?

Napoleon I. als Jäger.

Man kann ein großer Feldherr und doch ein schlechter Schütze sein. Das hat Kaiser Napoleon I. bewiesen. Er, der so viele Schlachten gewonnen hat, und durch den so viele Menschen getötet oder verwundet worden sind, er war der schlechteste Schütze

von der Welt. Er würde auf dreißig Schritt einen Elefanten gefehlt haben. Trotzdem liebte er die Jagd, und niemand wagte von seiner Ungeschicklichkeit zu sprechen.

Eines Tages jagte er zu Pferde in dem Walde von Fontainebleau (spr.: Fongtänblo!) und verlor die Fährte eines Hirsches. Als die Hunde diesen endlich gestellt hatten, war der Kaiser schon weit fort.

Mit tiefgesenktem Haupte stand der Hirsch, umgeben von der kläffenden Meute, die den furchtbaren Gegner mutig angriff. Zwei Sekunden später lagen mehrere Hunde tot oder verwundet am Boden.

„Töten wir den Hirsch!“ rief einer der Jäger seinen Kameraden zu.

„Nein, nein!“ wehrte dieser. „Der Kaiser ist nicht da. Wir würden entlassen werden.“

„Aber wenn wir noch länger zögern, werden uns die besten Hunde getötet. Der Kaiser hat vielleicht die ganze Jagd aufgegeben. Wahrscheinlich hat man ihn nach Fontainebleau zurückgerufen. Töten wir den Hirsch.“

Ein Schuß krachte, und der stolze Sohn des Waldes brach im Feuer zusammen.

Wenige Sekunden später erscheint ein dritter Jäger auf dem Schauplatz und ruft: „Der Kaiser kommt!“

„Da habt ihr's!“ sagte der zweite. „Der Kaiser wird böse sein, und wir sind jetzt schon so gut wie entlassen.“

„Mit nichts!“ versetzte ruhig der alte Jäger, der den Hirsch getötet hatte. „Noch ist nichts verloren. Schnell stellen wir den Hirsch auf die Beine! Wir lehnen ihn dort an jenen Baum und stützen ihn mit ein paar starken Ästen. Ans Werk! Der Kaiser ist ein so schlechter Jäger, daß er den Betrug nicht merken wird.“

Gesagt, getan!

Der Hirsch wird auf seine Beine gestellt, und der Kaiser kommt. Er springt vom Pferde, zielt und trifft — den besten Hund von der Meute.

Der alte Jäger aber nähert sich ihm ehrfurchtsvoll und meldet: „Sire, der Hirsch ist tot!“

„Gut!“ spricht der Kaiser und reitet nach Fontainebleau zurück, stolz, einen Zehnender erlegt zu haben.

Ein königlicher Kinderfreund.

Auf dem Fußsteige der Hohenwegstraße in Potsdam spielte eines Tages ein Schwarm munterer Knaben mit Kreiseln. Da kam Friedrich Wilhelm III. mit seinem Adjutanten daher. Letzterer beeilte sich, die lärmenden Bürschchen auseinander zu treiben, damit der König ungehindert seinen Weg fortsetzen könne.

Aber rasch fiel der Monarch dem Adjutanten in die Arme und sagte: „Haben Sie in ihrer Jugend nicht auch Kreisel gespielt?“

„Rein, Majestät!“ war die Antwort.

„Dann ahnen Sie auch schwerlich,“ sprach der König, „wie es einen Jungen ärgert, wenn ihm so ein tanzendes Ding über den Haufen geworfen wird. Wenn ich als Knabe kreiselte, sind mir stets die Leute aus dem Wege gegangen. Also tun wir es auch. Kommen Sie mit hinüber auf die andere Straßenseite!“

Und so schritt der König, den kleinen Kreiseltreibern ausweichend, mit seinem Adjutanten über den Fahrweg.

Wie einer im Schlafe General geworden.

Im Jahre 1818 fuhr ein Wagen von Königsberg der russischen Grenze zu. In demselben saßen König Friedrich Wilhelm III. und sein Adjutant, der Oberst von Witzleben. Die Fahrt sollte bis Petersburg gehen.

So eine Reise zu Wagen auf schlechten Wegen und zum Teil durch öde oder wenigstens einförmige Landstrecken war ungemein ermüdend und anstrengend, und so kam es denn, daß der getreue Oberst von Witzleben einmal trotz tapferster Gegenwehr vom Sandmann überrumpelt wurde und einschlief. Unbarmherzig stieß ihn der Wagen hin und her. Er nickte nach vorn, fuhr jäh zurück, fiel nach rechts und stieß an, fiel nach links und stieß an, bis er endlich einen sicheren Stützpunkt an den Schultern seines Herrn und Königs fand.

Friedrich Wilhelm ließ es sich in seiner grenzenlosen Güte ruhig gefallen, lächelte nur und dachte: „Wie lange wird's denn

etwa dauern, so merkt er den Verstoß, wacht auf und wird sich entschuldigen.“

Doch weit gefehlt. Von Wigleben hatte ein viel zu gutes Gewissen, um zeitig aufzuwachen. Es verging eine Viertelstunde nach der andern, und noch immer benutzte er die königliche Schulter als bequemes Kopfstützen, bis es dieser schließlich nicht mehr aushalten konnte. Denn viertelstundenlang in unbequemer Stellung verharren, um den lieben Nächsten nicht im Schlafe zu stören, gehört jedenfalls nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens.



Friedrich Wilhelm III.

Dem König schloß allmählich die Schulter ein und alle Knochen im Leibe taten ihm weh, dennoch brachte er's nicht übers Herz, den Schläfer auf unsanfte Weise zu wecken.

Wie aber sonst?

Endlich fiel ihm ein prächtiger Gedanke ein, und ein warmes Lächeln verklärte das gute Gesicht des Monarchen. Leise faßte

er den Oberst am Arme, schüttelte ihn sanft und rief, aber nicht eben sehr laut:

„Wizleben! Wizleben!“

Der Schlafende knurrte unwillig: „In Ruhe lassen! Hab' nicht Zeit!“

„Wizleben, Sie sind General geworden!“

Es ging wie ein gelinder Ruck durch den Schlaftrunkenen, aber munter wurde er noch nicht.

„Oberst von Wizleben! Oberst!“ murmelte er mit geschlossenen Augen.

„Aber so hören Sie doch, Sie sind wirklich General geworden.“

Diesmal unterstützte der König sein Wort mit einem kräftigen Puff der belästigten Schulter, und der Adjutant sprang erschrocken empor. Sofort erkannte er sein Versehen und bat des und wehmütig um Entschuldigung.

„Lassen Sie 's gut sein, General von Wizleben,“ lachte der König, indem er sich eifrig die schmerzende Schulter rieb. „An dieser Geschichte war der Oberst von Wizleben schuld, den General geht sie nichts mehr an.“

Herr von Wizleben wurde später Kriegsminister, war ein tüchtiger Soldat, ein großer Staatsmann und ein treuer Diener seines Herrn. Aus keiner seiner späteren Handlungen geht hervor, daß er im Schlafe zum General befördert wurde.

Etwas vom alten Blücher.

Blücher wurde, als er noch Leutnant war, in einer Schlacht durch einen Musketenschuß am Fuße verwundet und kam ins Lazarett. Die Wundärzte, deren Kunst damals nicht gar weit her war, nahmen ihre Rasiermesser und begannen nach den Regeln damaliger Kunst an dem kranken Fuße herumzuschneiden. Blücher ließ es ruhig geschehen. Als sie aber bereits eine halbe Stunde geschnitten hatten, und die Wunde von einer Minute zur andern größer wurde, während die Ärzte erstaunt die weißen Häupter schüttelten, fragte Blücher endlich, was sie denn eigentlich mit ihm vorhätten. — „Wir suchen die Kugel,“ erwiderte einer mit wichtiger Miene. — Blücher richtete sich ein wenig auf und rief:

„Die Kugel? Aber mein Gott, weshalb haben Sie denn das nicht gleich gesagt? Die Kugel habe ich ja in der Tasche!“ Sprach's und brachte das Geschoß zum Vorschein. Er hatte es bereits selbst herausgedrückt.

Der alte Blücher und sein Sohn.

Am 19. April 1813 geschah es, daß der Sohn des berühmten „Marschall Vorwärts“ von den Franzosen gefangen genommen



Generalfeldmarschall von Blücher.

wurde. Als der alte Haudegen das hörte, wollte er es anfangs gar nicht glauben. Er schüttelte sein schneeweißes Haupt und sprach:

„Mein Sohn kannte sein Pflicht zu gut. Er würde sich nicht ergeben haben, so lange er ein Glied rühren konnte!“

Aber die Nachricht wurde bald darauf amtlich bestätigt. In der Schlacht bei Mollendorf war der Husarenoberst von Blücher sehr schwer verwundet worden und in diesem Zustande in die Hände der Feinde gefallen. Das beruhigte den alten Kriegsmann etwas.

„Mein Sohn hat seine Pflicht getan,“ sagte er. „Aber das Regiment, das seinen Oberst in der Stunde der Gefahr im Stiche läßt, verdient den strengsten Tadel.“

Bald darauf machten die Franzosen den Vorschlag, den Oberst von Blücher gegen einen von ihren Offizieren auszutauschen, der in die Hände der Preußen gefallen war. Denkt ihr, daß der alte Blücher darauf eingegangen wäre? Nicht um die Welt! Zwar liebte er seinen Sohn zärtlich, aber die Empfindungen des Soldaten trugen diesmal den Sieg über das Vaterherz davon.

„Das wäre ein schlechter Tausch!“ rief er aus. „Ich soll den Franzosen einen gesunden Offizier hinüberschicken, und sie wollen mir dafür meinen kranken Sohn wiedergeben, der wer weiß wie lange keine Waffen tragen kann? — Mögen sie ihn erst auskurieren.“

Wie der alte Blücher gestorben ist.

Im September 1819 sollten in der Umgegend des Dorfes Krieblowitz in Schlesien große Feldmanöver stattfinden. Als man jedoch hörte, daß der alte Marschall Vorwärts, der Besitzer von Krieblowitz, im Sterben liege, sah man sich nach einem entfernteren Schauplatze um, um des leidenden Helden letzte Augenblicke nicht zu stören. Doch dieses gab der Kranke unter keinen Umständen zu. Er verlangte vielmehr, daß das Dorf Krieblowitz und sein Schloß zum Mittelpunkt des Scheingefechts gemacht würden.

Man tat dem Alten denn auch seinen Willen.

Am 12. September 1819 wurde Fürst Blücher von Wahlstatt noch einmal vom Donner der Kanonen und vom Knattern des Gewehrfeuers geweckt. Ein heller Freudenschein belebte sein Angesicht. Er richtete sich auf und ließ sein Bett ans Fenster schieben, um besser sehen zu können. Und als die Soldaten mit

jauchzendem Hurra über Mauern und Zäune sprangen und Schloß Krieblowitz erstürmten, da lachte der Alte übers ganze Gesicht, sank auf die Kissen zurück und verschied. — Das war ein Tod, wie ihn sich Helden wünschen.

Ein gefährlicher Bettler.

Ali Pascha von Janina war ein grausamer Wüterich und ein harter Bedrücker seiner Untertanen. Er hatte sich bereits durch alle erdenklichen Mittel und durch die schändlichsten Ungerechtigkeiten Schätze im Betrage von vielen Millionen erworben, aber noch immer hatte er nicht genug.

In seinen alten Tagen geriet er auf den eben so durchtriebenen als komischen Einfall, sich als Bettler zu verkleiden und das öffentliche Mitleid in Anspruch zu nehmen. In Lumpen gehüllt verließ er seinen Palast und setzte sich auf einem belebten Platze neben einem Brunnen nieder. Mit seiner weinerlichen, allen Untertanen genügsam bekannten Stimme bettelte er die Vorübergehenden an und rief:

„Vergesset den unglücklichen Ali nicht! Er ist arm und hilfsbedürftig!“

Da beeilte sich jeder, was er nur hatte, dem furchtbaren Bettler hinzuwerfen. Denn wehe dem, von dem Ali wußte, daß er im Verhältniß zu seinem Vermögen zu wenig gespendet habe! Er wurde gefangen gesetzt und halb zu Tode gepeinigt.

Nach einigen solchen Bettelstunden pflegte Ali Pascha mit Goldstücken beladen in seinen Palast zurückzukehren, wo er die erbettelten Schätze bei seinen andern angesammelten ungeheuren Reichtümern verschloß und auf neue Tücken und Ränke sann, neues Gold von seinen unglücklichen Untertanen zu erpressen.

Ali Pascha war aber nicht nur habgierig, sondern auch ehrgeizig. In seinem Ehrgeiz empörte er sich gegen seinen Herrn, den Sultan, und wurde am 5. Februar 1822 nach tapferer Gegenwehr niedergehauen. Seine zusammengeraubten, erpreßten und erbettelten Reichtümer wanderten in die Schatzkammer des Sultans, er selbst in ein ruhmloses Grab.

Echter Mannesmut.

Am 25. Februar 1852 lief die englische Fregatte „Birkenhead“ nicht weit vom Kap der Guten Hoffnung auf einen Felsen auf. Mit gewaltigem Anprall drangen die Wogen in das Innere des Schiffes. Die vorhandenen Pumpen genügten nicht, um des hereinströmenden Wassers Herr zu werden. Auch war keine Aussicht vorhanden, daß alle auf dem Schiffe befindlichen Personen gerettet werden konnten. Dazu reichten die Boote nicht aus, und die Küste Afrikas war noch weit entfernt. An Bord befand sich ein englisches Regiment Infanterie, das in Kapland neue Garnisonen beziehen sollte. Der Oberst desselben befahl, daß zuerst alle Frauen und Kinder gerettet werden sollten. Während dies geschah, ließ er das ganze Regiment bataillonsweise in Reih' und Glied mit Gewehr bei Fuß auf dem Deck antreten. Er selbst stellte sich mit gezogenem Degen an die Spitze seiner Leute. Langsam sank das Schiff ins nasse Grab. Es war ein Schauspiel seltener Seelengröße, wie all diese kräftigen, jugendfrischen Mannschaften ruhig dem Tode ins Auge sahen und nicht einen Augenblick daran dachten, den Frauen und Kindern ihre Plätze in den Rettungsbooten streitig zu machen. Kein Schrei des Entsetzens, kein Murren des Unwillens wurde gehört. Lautlos versank das ganze Regiment in der schauerlichen Tiefe.

Gefährliche Ehre.

Unter der Regierung des Kaisers Nikolaus I. waren die Vorschriften der russischen Polizei sehr streng und die Fremden, die sie nicht kannten, sahen sich oft den größten Unannehmlichkeiten ausgesetzt.

Ein Franzose, der eben erst in Petersburg angekommen war, rauchte seine Zigarre vor dem Portale seines Hotels. Ein vorübergehender Offizier machte ihn darauf aufmerksam, daß das Rauchen auf offener Straße verboten sei. Dann ging er seines Weges. Aber als der Franzose sich anschickte, ins Hotel zurückzukehren, verhaftete ihn ein Polizeibeamter.

„Sie haben mit dem Kaiser gesprochen!“ sagte er.

„Wie, dieser Offizier —“

„War der Kaiser. Und es ist verboten, mit dem Kaiser zu sprechen. Ich verhafte Sie.“

„Aber ich kannte ihn ja gar nicht!“

„Das geht mich nichts an!“

„Ich habe ja auch nicht mit dem Kaiser gesprochen. Er hat mit mir gesprochen.“

„Geht mich nichts an. Vorwärts!“

Unser Franzose wurde ins Gefängnis abgeführt, aber nach kurzem Verhör wieder entlassen.

Der Kaiser, von diesem Vorfall unterrichtet, lud den Fremden zur Tafel und erwies sich sehr gnädig gegen ihn.

Am Ende der Unterredung sagte er: „Ich hoffe, daß Sie uns nicht zu schnell verlassen werden! Wenn Sie länger bei uns bleiben, werden Sie finden, daß Rußland lange nicht so barbarisch ist, als es verschrien wird.“

„Ich zweifle nicht daran, Sire,“ antwortete der Franzose, „aber ich bitte um eine Gnade!“

„Sprechen Sie! Was verlangen Sie?“

„Ich bitte Eure Majestät, reden Sie mich nicht mehr auf der Straße an!“

Lachend gewährte der Kaiser diese Bitte.

König Wilhelm I. als Quartiergeber.

Auf Schloß Babelsberg ist König Wilhelm einmal Quartiergeber einer Abteilung seiner eignen Garden gewesen, und das ist so zugegangen.

Die Manöver des Gardekorps im Jahre 1864 hatten in der Nähe von Lehnin ihr Ende erreicht. Die Garden marschierten in ihre Garnisonen zurück. Das Regiment Franz aber sollte noch einen Tag in der Umgegend von Potsdam rasten. Dem 2. Bataillon war Neuendorf als Marschquartier bestimmt. Die Aussicht darauf schien nicht besonders erfreulich. Um so freudiger war daher für die Beteiligten die Überraschung, als die Quartiermacher mit der Nachricht erschienen, daß Teile des Bataillons auf Schloß Babelsberg bei Sr. Majestät dem König einquartiert

seien. Wie es hieß, hatte der König vor einigen Jahren etliche Häuslerstellen in Neuendorf angekauft und diese zu seinem daran angrenzenden Park geschlagen, ohne die darauf ruhende Last der Einquartierung abzulösen. Jetzt daran erinnert, habe es Sr. Majestät besondere Freude gemacht, selbst eine solche Verpflichtung zu übernehmen, und er habe dazu 3 Offiziere und 50 Mann befohlen.

Die befohlenen Mannschaften stellten sich pünktlich ein und fanden, wie vorauszusehen war, ein vortreffliches Quartier. Hatte doch der König selbst Tags zuvor die Einrichtungen genau besichtigt und in fürsorglicher Weise noch mehrere Anordnungen getroffen. Eine vorzügliche Aufnahme erwartete daher Offiziere und Mannschaften.

Die Offiziere wurden überdies auf 3 Uhr in das Schloß zur königlichen Tafel befohlen, wo sie von dem hohen Quartierwirt auf das gnädigste begrüßt und wiederholt als „Einquartierung“ angesprochen wurden. Auch nach Tisch unterhielt Se. Majestät sich längere Zeit mit der „Einquartierung“ und erzählte u. a., daß der Babelsberger Vorrat an Matratzen für die Mannschaften nicht ausgereicht, und daß er daher von seinem Bruder Karl aus Glienitz noch solche entliehen habe.

Gegen Abend besuchte der König seine Einquartierung selbst und unterhielt sich mit den Grenadieren. Dann wendete er sich zu dem Hauptmann von Wigleben und sagte: „Sorgen Sie dafür, daß die Matratzen, die oben in den Schlafräumen der Leute zu nahe an den Fenstern liegen, zur Nacht in das zum Essen benutzte Zimmer geschafft werden. Die Fenster da oben sind undicht, und ich möchte nicht, daß einer meiner Einquartierten sich bei mir eine Erkältung hole.“

Nachdem der König gehört hatte, daß zu diesem Quartier die besten Soldaten aus zwei Kompanien ausgesucht seien und zwar solche, die nun zur Entlassung kämen, sagte er zu den Grenadieren: „Das freut mich von euch zu hören. Sollte ich jemals in eurer Heimat einem von euch begegnen, dann erinnere er mich daran, daß er bei mir im Quartier gelegen hat.“

Im Weggehen forderte der König den Hauptmann von Wigleben noch ausdrücklich auf, alle etwaigen Wünsche für die Leute nur freimütig zu äußern, er wolle nicht, daß es an etwas bei

ihm mangeln solle. Mit huldvollem Gruß und indem er den Offizieren die Hand reichte, ging der König darauf allein in den Park.

Der Haushofmeister, Graf Perponcher, aber blieb zurück und teilte mit, daß Se. Majestät Befehl gegeben habe, der Einquartierung sogleich das ganze Schloß, auch die vom König bewohnten Räume, zu zeigen. Se. Majestät wolle solange, bis das geschehen, seinen Spaziergang fortsetzen.



Kaiser Wilhelm I.

Diese persönliche Rücksichtnahme und zarte Aufmerksamkeit ihres königlichen Kriegsherrn, seine gütige Fürsorge und das Bedachtsein auf das Wohl seiner Soldaten, das in so schlichter, freundlicher Weise sich äußerte, machte auf alle Beteiligten einen tiefen, unvergeßlichen Eindruck. Dankerfüllt und voll Verehrung für einen solchen König marschierte am nächsten Tage die Einquartierung — noch reich versorgt mit Speise und Trank für den langen Weg — nach Berlin ab.

Mehreren dieser Königsgäste war es zwei Jahre später vergönnt, ihre Treue mit ihrem Blute zu besiegeln. So starben unter anderen Hauptmann von Witzleben und Leutnant von Weiher 1866 bei Alt-Rognitz den Heldentod.

Für die Mutter.

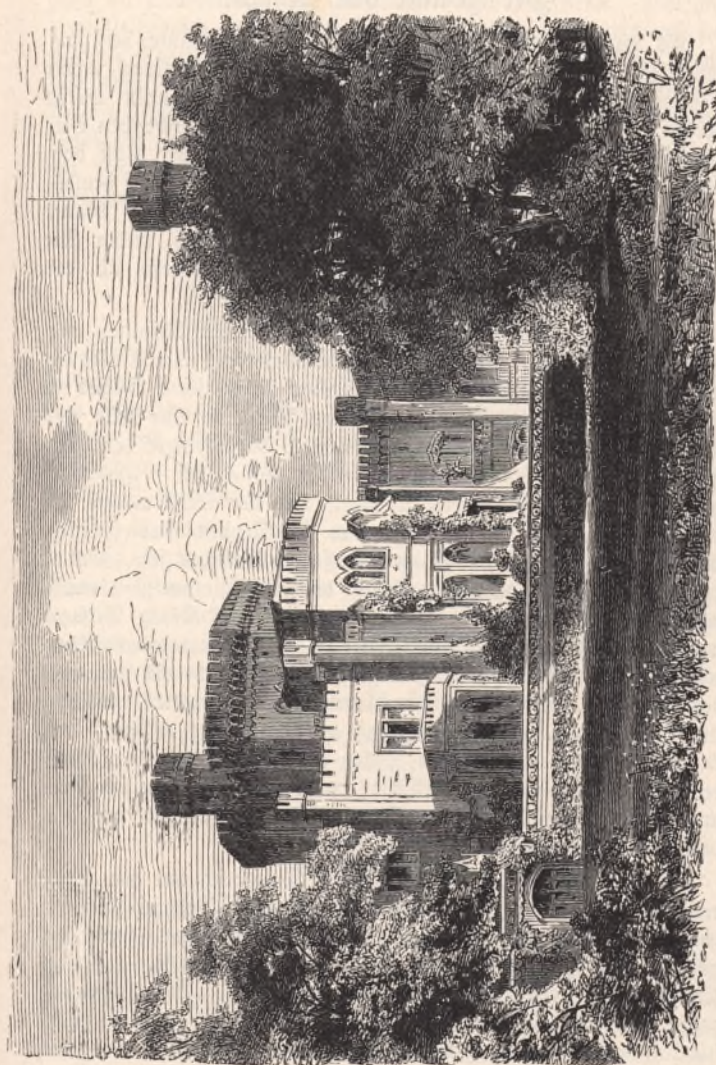
Als Siebzig rief zum Streite
Vom Rheine her das Horn,
Da faßt' den alten Wilhelm
Ein namenloser Zorn.
Er denkt der alten Zeiten,
Die's Vaterland zersetzt,
Die seine arme Mutter
In Not und Tod gehezt.

Er sieht den Wagen hasten
Durchs graubereifte Land;
Er sieht die Wogen rollen
Und grollen an dem Strand.
Er sieht die Mutter sitzen
So hold, so lieb und bleich,
Die Königin, die flüchtig
Im eigenen Königreich.

Und wieder ruft's da drüben:
„Auf, Frankreich, nach Berlin!“ —
„Soll wieder eine Fürstin
Vor euch gen Osten fliehn? —
Das soll nie mehr geschehen,
So lang' es Deutsche gibt,
Die Frau'n und Mütter lieben,
Wie ich sie hab' geliebt!“

Und frohgemut zu Pferde
Steigt drauf der greise Held:
„Zum Rheine! Auf, zum Rheine!“
Das deutsche Heerhorn gelst.
Und seinem Rufe folgten
Die deutschen Stämme all;
Nach Westen wildfroh wälzte
Sich ihrer Woge Schwall.

Die Woge schwemmt zurücke
Den Feind ins eigene Land
Und dort, will's Gott, für immer
Hat sie ihn festgebannt.
Und als dann heimwärts reitet
Kaisers großer Sohn,
Da prangt auf seinem Haupte
Die deutsche Kaiserkrone!



Башня Бабельберг.

Die Nacht am Rhein.

Es war im Jahre 1870. Die Julisonne brannte heiß auf das kleine schlesische Städtchen herab, das eine Zeitlang meine Heimat war. Hitze macht Durst. Meine Amtsstunden waren vorüber. — „Ei,“ dachte ich, „du wirfst dir einen Schoppen Bier gönnen!“ — Der Weg zur Brauerei führte an der Post vorbei. — „He, wohin?“ rief mich der Postmeister an, der hemdsärmelig im Fenster lag und seine lange Pfeife an der Mauer herabbaumeln ließ. — „In die Brauerei.“ — „Ach, treten Sie doch einen Augenblick ein! In fünf Minuten schließe ich das Bureau, dann gehe ich mit.“

Auf einen guten Freund wartet man schon fünf Minuten und, wenn es sein muß, noch länger. Ich folgte also der Einladung und trat ins Postamt. Der Postmeister schloß seine Bücher in einen großen Schrank, stellte die lange Pfeife in eine Ecke und war eben über dem Anziehen des Rockes, da klapperte der Telegraphenapparat. — „Oho!“ sagte der Postmeister. „Was ist da los?“ — Er stellte den Apparat, und der Stift machte wie sonst Punkte und Striche auf dem abrollenden Papierstreifen. Aber es mußte wohl etwas ganz Außergewöhnliches sein, was da zutage kam; denn das gute Gesicht des alten Postmeisters wurde weißer als der Kalk an der Wand. So muß König Belsazar ausgesehen haben, als die wunderbare Hand erschien und das Mene-tel schrieb. Nach kurzem aber ging die Blässe in ein flammendes Rot über, und die ehrlichen blauen Augen leuchteten im Feuer der Begeisterung. „Frankreich hat uns den Krieg erklärt!“ rief er, als endlich der Stift sein Bicken eingestellt hatte. — „Frankreich hat uns den Krieg erklärt!“ wiederholte ich wie ein Echo und stürmte hinaus auf den Markt. Der Postmeister mit dem losgerissenen Papierstreifen hinter mir her.

„Frankreich hat den Krieg erklärt! Frankreich hat den Krieg erklärt!“ schrien wir um die Wette, und unser Geschrei war wie ein Zauberwort. Es öffnete Türen und Fenster und lockte die gesamte Einwohnerschaft der Stadt auf den Markt. „Krieg, Krieg!“ rief es aus allen Ecken und Winkeln. „Krieg, Krieg!“ gellte es durch die Lüfte, daß die Dohlen oben im alten Rathhausturme aus ihren Nestern flogen und sich schreiend nach der Ursache des plötzlichen Lärms erkundigten. Im Handumdrehen

stand die Stadtkapelle auf dem Markte und musizierte. Niemand hatte sie gerufen, aber sie war da und spielte; spielte ein erst seit wenigen Tagen, jedoch schon allen bekanntes Lied: Die Wacht am Rhein. Jeder sang mit aus voller Kehle, mit vollem Herzen. Begeisteter habe ich das schöne Lied seither nicht wieder singen hören. Besonders oft wiederholte man eine Strophe, die leider heute in den meisten Liedersammlungen nicht mehr zu finden ist. Sie lautet wie folgt:

„Und ob mein Herz im Tode bricht,
Wirst du doch drum ein Welscher nicht,
Reich wie an Wasser deine Flut,
Ist Deutschland ja an Heldenblut.“

Mond und Sterne gingen auf, aber niemand dachte ans Nachhausegehen. Außer den Kindern, die der Kriegslärm in der Welt noch nicht kümmert, haben wohl wenige in jener Nacht geschlafen. „Wenn das allenthalben in Deutschland so zugeht,“ dachte ich bei mir, „dann haben die Franzosen nichts zu lachen.“ — Und es ist überall so gewesen.

Die Deutschen, südlich und nördlich vom Main, erhoben sich einmütig gegen den Erbfeind und die Welt erlebte das großartige Schauspiel einer allgemeinen deutschen Mobilmachung. Ein Befehl genügte, um das mächtige Räderwerk der ganzen Heeresmaschine in Bewegung zu setzen. Am achten Mobilmachungstage standen, wie es bestimmt war, die deutschen Heere schlagfertig an der französischen Grenze. Der Einmarsch konnte beginnen.

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.“

Saarbrücken.

Am 2. August standen die deutschen Heere an der französischen Grenze; aber auch die französischen Heere näherten sich den deutschen Marken. Die offene und nur schwach besetzte Stadt Saarbrücken reizte die Franzosen zum Angriff; und wirklich brachten es 40000 Mann von ihnen nach vierstündigem Kampfe fertig, 3. Kompanien Infanterie, 3 Schwadronen Ulanen und 20 Husaren aus der Stadt zu jagen und diese einzunehmen

Hei, das war ein Sieg, wie wenn die Katze die Maus fängt! Ganz Frankreich geriet in wilden Siegestaumel, als folgende Depesche in Paris anlangte:

„Metz, 2. August, 4 Uhr 50 Min. abends. Sieg bei Saarbrücken. Die Division Frossard hat 3 preussische Divisionen (diese Flügel!) über den Haufen geworfen und niederkartätscht. Der Kaiser ist im Triumph nach Metz zurückgekehrt.“

Ein Tag, und der Siegesjubiläum verstummte; es kamen die Schlachten bei Weißenburg und Wörth, in denen „Unser Fritz“ der französischen Prahlerei gründlich den Mund stopfte.

Die Franzosen hielten Saarbrücken bis gegen Abend des 5. August besetzt. Bei einem Gastmahle fragte ein französischer Oberst den Koch, der die Speisen auftrug, wieviel Preußen am 2. August in Saarbrücken gelegen hätten.

„Drei Kompanien Bierziger Füsilier, die an sechs Orten verteilt waren,“ antwortete der Koch.

Da fiel dem Oberst vor Staunen die Gabel aus der Hand. „Das ist unmöglich,“ rief er, „das kann nicht sein! Wenn es aber wahr ist, dann wehe unserer Armee.“

Am 5. August gelangte die Kunde vom Siege bei Wörth nach Saarbrücken. Die Augen der guten Saarbrücker strahlten. Die Franzosen aber stahlen sich wie begossene Pudel aus der Stadt, in die schon am nächsten Tage wieder preussische Truppen einrückten.

General und Hornist.

Eine Stunde hinter Saarbrücken liegen die Spicherer Höhen wie eine natürliche Festung. 30000 Mann Franzosen hatten sich dort verschanzt und mußten vertrieben werden. 10000 Preußen stürmten unter mörderischem Feuer den Berg hinan. Viermal wurden sie zurückgeworfen, das fünftmal errangen sie den Sieg. Die Erstürmung der Spicherer Höhen war eine der schwersten Aufgaben des ganzen Krieges, und nur der unglaublichen Tapferkeit der Soldaten und dem Umstande, daß jeder einzelne, vom Kommandierenden General bis zum jüngsten Tambour, seine äußerste Pflicht tat, ist der glorreiche Erfolg zu danken. — Als eine besonders schwierige Stellung genommen werden sollte, rief

General François die Offiziere vor die Front und befahl einem Hornisten, zum Angriff zu blasen. Der Hornist hatte das Gewehr eines gefallenem Kameraden aufgegriffen und schoß wacker unter die Franzosen. Auf den Ruf des Generals entgegnete er trocken: „Erzellenz, diese Kugel muß erst noch aus dem Laufe sein!“ Sprach's, schoß, ergriff das Horn und blies das verlangte Signal. Der General fand Gefallen an dem Braven. „Wie heißen Sie?“ fragte er. — „Hasselhorst, Erzellenz,“ antwortete der Hornist. Dann schwang der General seinen Degen und ging der hurrarufenden Mannschaft zum Sturme voran. Dicht neben ihm hielt sich der wackere Hornist, der sich jetzt wieder eingehend mit seinem Zündnadelgewehr beschäftigte. Aber nur wenige Schritte, da stürzte der General von sechs Kugeln durchbohrt, und neben ihm sank fast gleichzeitig sein tapferer Hornist von einer Kugel in den Kopf getroffen.

„Süß und ehrenvoll ist's, fürs Vaterland zu sterben.“

Unser Fritz.

Es war im Jahre Siebzig,
Der Sommer zog durchs Land,
Da ist am schönen Rheine
Ein milder Krieg entbrannt.
Und seine Flammen schlugen
Zum Himmel hoch empor;
So mancher wackre Degen
Sein Leben drum verlor.

Und an des Heeres Spitze,
Da zog ein blonder Held,
Den hatten Nord und Süden,
Einnützig sich erwählt.
Ihm schlugen alle Herzen,
Ihm folgte jeder gern,
Als sei in ihm verkörpert
Des Schlachtenglückes Stern.

Alldeutschland zog zu Felde,
Zum erstenmal geeint,
Um grimmig zu zermalmen
Den stolzen welschen Feind.
Es war ein alter Hader,
Den's auszutragen galt;
In Güte war's nicht möglich,
Daß ging nur mit Gewalt.

Und wie ein Wetter zog er
Bei Speyer über'n Rhein;
Bei Weissenburg da schlug er
Zum ersten Male ein.
Er saß dem Feind im Nacken
Und traf ihn wie der Blitz.
Ganz Deutschland aber jubelt':
„Seht, das ist unser Fritz!“

Und unser Fritz geblieben
Ist er sein Leben lang.
Wie bebten alle Herzen,
Als er zum Sterben krank!
Und ob ihn uns entrisßen
Des Todes SENSE gleich,
So lebt doch unser Fritz
Uns fort im Himmelreich.

Unter dem Kronprinzen.

Der lange Joseph war Trompeter im 1. Garderegiment zu Fuß gewesen und hatte die Feldzüge von 1866 und 1870/71 mitgemacht. O was der alles erzählen konnte! Tagelang hätte man ihm zuhören mögen. Gewöhnlich saß er auf der Ofenbank, den Rücken am kupfernen Wasserkessel wärmend, die langen Beine behaglich von sich streckend. Ehe er zu sprechen anfang, mußte die kurze Pfeife in Brand sein. Erst wenn die Rauchwolken um sein würdiges Haupt wehten wie der Nebel um eine Bergkuppe, und er aus Mund und Nase Dampf blies wie ein chinesisches Götzenbild, — dann erst war das Band der Zunge gelöst, und er erzählte und erzählte, bis seine Zuhörer sämtlich und selig eingeschlafen waren. Der Hauptgegenstand seiner Geschichten war der Kronprinz, der nachmalige Kaiser Friedrich. Wenn er auf den zu sprechen kam, leuchteten seine ehrlichen, blauen Augen in feuchtem Glanze und oft versagte ihm vor Rührung die Stimme.

Fast immer schloß er mit den Worten: „Einen besseren Menschen, einen festeren Mann, einen gütigeren Herrn habe ich nie gefunden. Ja, ich zweifle, ob es überhaupt jemand in der Welt gibt, der sich mit ihm vergleichen läßt. Und doch mußte er so zeitig ins Grab — wahrscheinlich, weil er zu gut für diese Erde war!“

Ein großer, heller Tropfen trat ihm ins Auge, aber er wischte ihn hurtig mit dem Jackenärmel ab, ging in die Küche und kloppte seine Pfeife aus. Während er aufs neue stopfte und Feuer an den Tabak legte, gewann er seine Fassung soweit wieder, daß er weitererzählen konnte. — — —

„Ja,“ begann er eines Abends, „ich denke noch immer mit Vergnügen daran, wenn er mit uns badete. Im einfachen Soldatenrocke, die kurze Pfeife im Munde, trat er in die Badeanstalt.

„Morgen, Kameraden!“

„Guten Morgen, Königliche Hoheit!“ riefen wir ihm entgegen.

Er legte die Pfeife beiseite, entkleidete sich und sprang zu uns ins Wasser. Er schwamm und tauchte äußerst geschickt.



Kaiser Friedrich III.

Bekam er einen zu sehen, der sich zimperlich anstellte und an Wasserscheu litt, den kriegte er gleich am Kragen und steckte ihn unter das Wasser.

„So, mein Kindchen, nun wirst du kuriert sein,“ sprach^{er} und lachte so hell und lustig, wie nur ein guter Mensch lachen kann.

In dem Bade befand sich ein schwimmender Balken. Wer müde war, schwang sich darauf und ruhte aus. Der Kronprinz ließ einem aber gewöhnlich nicht lange Zeit zum Ruhen. Gleich

war er da, kippte den Balken um, und der darauffitzende Soldat, der sich dessen nicht versehen hatte, verschwand in der Tiefe. Den leer gewordenen Sitz nahm der Kronprinz ein, aber nur, um ihn wieder zu verlieren.

Denn bald faßten wir Soldaten uns Mut, kippten den Balken, und der Thronfolger plumpste ins Wasser. Aber er wurde beileibe nicht böse darüber. Im Gegenteil; unsere Redheit machte ihm viel Vergnügen. Lachend tauchte er irgendwo wieder auf und strich das Wasser aus seinem langen, blonden Barte. — —

Einmal feierte das Regiment ein Fest; was für eins, weiß ich nicht mehr. Da waren wir auf einer großen Wiese; die Regimentsmusik spielte und wir Soldaten tanzten, einer mit dem andern. Zu essen, zu trinken und zu rauchen gab es in Hülle und Fülle. Es ging sehr lustig zu. Plötzlich hieß es: „Der Kronprinz kommt!“

Und da war er auch schon. In der besten Laune von der Welt nahm er den ersten Rekruten, der ihm in den Weg kam, und walzte mit ihm um den Rasenplatz. Einmal herum, dann ließ er ihn unvermutet los, daß er wie ein Kreisel davonschoß, faßte einen andern und wiederholte dasselbe Spiel. Endlich trat er zu einem Marketender und bat um ein Glas Bier, das er auf unser Wohl leerte. Wir aber riefen, daß die Rüste zitterten: „Unser Kronprinz Friedrich Wilhelm soll leben: Hoch, hoch, hoch!“ Er winkte freundlich mit der Hand und ging. Auf solche Weise gewann er alle Herzen. — — —

Als wir nach der Schlacht bei Königgrätz an ihm vorbeimarschierten, beschmutzt, zerrissen, von Pulverdampf geschwärzt, da blickte er mit seinen treuen, blauen Augen wehmütig lächelnd auf uns herab.

„Na, Kinder, ihr seht gut aus!“ sagte er. „Aber das schadet nicht. Ihr habt euch geschlagen wie die Löwen, und Preußen kann stolz auf solche Söhne sein!“

Dieses Wort schlug wie ein Blitz in unsere Reihen. Vergessen waren Müdigkeit, Hunger und Durst und die überstandenen Gefahren; vergessen die Trauer um die vielen gefallenen Kameraden. Ein donnerndes Hurra begrüßte den geliebten Führer, und wenn er nun kommandiert hätte: „Vorwärts, Kinder, reißt die Hölle zusammen und stürzt mir den Beelzebub von seinem Flammenthrone!“ wir wären alle gegangen durch Feuer und

Blut, durch allen Dampf und Stank der Hölle. Unter seiner Führung waren wir einfach unüberwindlich. — — —

1870, am hl. Weihnachtsabend, stand ich draußen in Frankreich auf Vorposten. Hinter mir ein düsteres Gehölz, vor mir die Riesenstadt Paris mit ihren Tausend und aber Tausenden von Lichtern. Das war mein Weihnachtsbaum und das „Bumm, bumm!“ der Kanonen vom Mont Valerien mein Weihnachtslied.

„Frieden auf Erden!“ O, wie lange dauerte es noch, ehe er kam, der von allen heiß ersehnte, lange vergeblich erhoffte Frieden.

Auf mein Gewehr gestützt, versank ich in tiefes Träumen. Meine Sehnsucht trug mich über die Berge nach der Heimat. Ich sah den Tannenbaum im traulichen Stübchen funkeln, sah meine flachshaarigen Buben und Mädchen darum herum-springen, und meine Frau stand dabei mit nassen Augen.

Da legte sich eine Hand auf meine Schultern und ich erwachte aus dem glücklichen Traume. Ein hoher, schlanker Mann stand neben mir. Es war der Kronprinz.

„Denken wohl an Weib und Kind daheim, Landwehrmann?“ sagte er.

„Zawohl, Königliche Hoheit!“ antwortete ich.

„Gehet mir ebenso,“ sprach er. „Was gäbe ich nicht drum, heute nur eine Stunde bei den Meinen sein zu können, den Jubel meiner Kinder, die stille Freude meiner Frau zu sehen; aber wir müssen uns eben ins Unvermeidliche fügen. Übers Jahr sind wir hoffentlich besser daran.“

Damit klopfte er mir noch einmal freundlich auf die Schultern und ging. Mir aber war warm und wohl ums Herz geworden. Der Königssohn hatte es nicht besser als ich und wollte es nicht besser haben. Es zog ihn ebenso gewaltig nach der Heimat wie mich, doch beschwerte er sich nicht, sondern nahm noch die Gelegenheit wahr, andere in ihrem Heimweh zu trösten.

Jener Weihnachtsabend wird mir unvergeßlich bleiben.

Das Feuer in der Pseife war erloschen. Der lange Joseph wünschte uns „Gute Nacht!“ und ging nach Hause.

Rasch entschlossen.

Am Tage der Schlacht bei Mars-la-Tour ritt der Husaren-Oberstleutnant Freiherr von Eller-Eberstein mit seinem Stabstrompeter Koch an eine französische Heeresabteilung heran und beobachtete sie durch sein Fernglas.

Währenddessen bemerkt aber der Stabstrompeter in nächster Nähe einen feindlichen Schützen, der hinter einem Strauche liegt und eben sein Gewehr auf den nichtsahnenden Offizier anlegt. Was tun? Der Schütze kann jeden Augenblick losdrücken. Rasch entschlossen wirft Koch seine Signaltrompete mit solcher Gewalt nach dem Franzosen, das diesem sofort das Blut aus Mund und Nase strömt.

Nun erst bemerkt der Oberstleutnant, was vorgegangen, und wendet sich, um seinem Lebensretter zu danken.

Doch der ist schon vom Pferde gesprungen und eilt mit langen Schritten auf den Franzosen los, um seine Trompete zu holen. Der wackere Franzmann, obgleich noch etwas betäubt von dem Wurf, sieht den langen Husaren auf sich zukommen, springt auf und läuft davon, so schnell er laufen kann.

Die 2. Westfälischen Husaren, zu denen Koch und der Freiherr gehören, erheben ein lautes Hurrageschrei über dieses gelungene Musikanstückenlein.

Aber Koch schaut finster auf seine arg zerbeulte Trompete.

„Ja, ja, mein lieber Koch,“ spricht lachend der Oberstleutnant, „zum Schießen ist so ein Instrument halt nicht eingerichtet. Aber trösten Sie sich, ich werde für ein neues sorgen.“

Fürst Bismarck im Felde.

Während des Krieges 1870/71 befand sich der damalige Bundeskanzler Graf Bismarck stets an der Seite König Wilhelms I. Da, meint man, müsse er es doch gut gehabt und nie Hunger und Durst und andere Not gelitten haben. Weit gefehlt, wie wir gleich sehen werden.

Am Abend nach dem Siege bei Gravelotte (18. August), dem „Königssiege“, ging Graf Bismarck mit dem greisen Monarchen durch den Ort Rezonville, um ein Nachtquartier zu suchen. Der

König hatte in seinem Wagen übernachten wollen. Endlich fand man in einer Schenke ein passendes Plätzchen für ihn.

Darauf ging Bismarck an das noch schwierigere Werk, für sich selbst ein Unterkommen zu finden. Er kam an ein Haus — das brannte. Ein zweites lag voll Verwundeter. Ein drittes



Fürst Otto von Bismarck.

ebenfalls. In einem vierten wurde ihm zwar derselbe Bescheid, aber hier ließ er sich nicht abweisen, denn er hatte im ersten Stock ein paar dunkle Fenster bemerkt. „Wer ist denn da oben?“ fragte er. — „Lauter Verwundete! Lauter Verwundete!“ wurde ihm geantwortet. — „Und die liegen so im Finstern?“ fuhr er ungläubig fort. „Da muß ich doch gleich mal selbst nachsehen!“

Er stieg die Treppe hinauf und fand drei leere und ziemlich reine Betten, die er sofort für sich und seine Begleiter in Beschlag nahm.

Er hatte den ganzen Tag nichts als Kommissbrot und Speck gehabt, wie freute er sich, in diesem Hause ein paar Eier zu finden. Er teilte dieselben mit seinen Begleitern. Aber während diese die Eier gekocht essen wollten, zerschlug sie Bismarck an seinem Degentknopf und trank sie roh. „Ah, das hat wunderbar erfrischt!“ sagte er, legte sich zur Ruhe und schlief vortrefflich.

Am andern Morgen genoß er das erste warme Essen nach 36 Stunden. Es war eine gewöhnliche Erbswurstsuppe, die ihm der General von Goeben vorgesetzt ließ, bei dem er während eines Unwetters Zuflucht gesucht hatte. „So vortrefflich hat mir noch keine Suppe geschmeckt,“ sagte er, dem General von Goeben herzlich dankend. „Hunger ist eben der beste Koch.“

Gleich nachher kaufte der Kanzler einem Soldaten ein Huhn ab, das aber noch nicht zubereitet war. Als er mit der Beute weiterging, begegnete ihm ein Marketer, der ihm ein gebratenes Huhn anbot. Bismarck nahm und bezahlte es und gab dem Manne noch obendrein das von dem Soldaten erworbene Huhn. „Wenn wir uns im Kriege wieder treffen,“ sagte, „so geben Sie mir es wieder. Wenn nicht, so hoffe ich, daß Sie es mir in Berlin zurückerstatten.“

Mit so unverwundlichem Humor ertrug der eiserne Kanzler die Strapazen des Krieges.

Die Wache am Brunnen.

Am 19. August, dem Tage nach der Schlacht bei Gravelotte, lagerten die müden deutschen Truppen auf einer Hochebene. Sie begruben die Toten und schafften die Verwundeten in Lazarette. Zu essen und zu trinken gab es wenig. Besonders empfindlich machte sich der Mangel an Wasser bemerkbar. Nach allen Seiten wurden Kommandos ausgesandt, um welches zu suchen. Ein preussischer Unteroffizier war so glücklich, nach langem Umherstreifen einen Brunnen zu finden, der, obwohl er nur trübes, schlammiges Wasser enthielt, doch von einem sächsischen Posten

bewacht wurde. Die Preußen fragten jedoch nicht lange, sondern tauchten ungefümt ihre Kochgeschirre in die düstere Flut. Da



König Albert von Sachsen.

erscholl auch bereits jenes Postens Stimme im unverfälschtem Sächsisch:

„Hörn Se mal, da dürfen Se keen Wasser von nähmen; das ist Se für unsern Kronprinzen, der sein Hauptquartier hier hat.“

„Nanu brat mer eener'n Storch!“ rief der preußische Unteroffizier erregt. „Wir sind durstig, Kamerad, und der Kronprinz wird das Wasser wohl nich alleene trinken.“

Aber der Posten blieb unerbittlich. „Nee, Herr Unteroffizier, machen Se keen Gefitze nich; es geht Se werflich nich.“

Unterdessen waren mehrere Offiziere unbemerkt herangetreten. Einer derselben klopfte dem preußischen Unteroffizier gemüthlich auf die Schulter und sagte: „Na, Unteroffizier, wie ist es Ihnen gestern ergangen?“

Dieser drehte sich rasch um und antwortete dann stramm: „Gut, Königliche Hoheit!“

„Sie kennen mich?“ fragte der Offizier verwundert.

„Zu Befehl, Königliche Hoheit, Kronprinz von Sachsen!“

„Na, dann nehmt Euch nur so viel Wasser, wie Ihr wollt, ich trinke es doch nicht allein aus!“ Und freundlich lächelnd entfernte sich Kronprinz Albert, der nachmalige König von Sachsen.

Es war mein Sohn.

Im letzten Kriege kommandierte das 9. Armeekorps der General der Infanterie Gustav von Manstein. Am Morgen nach dem Kampfe von Saarbrücken wandelte dieser General die Chaussee entlang und kam zu der Stelle, wo die tapferen Kämpfer ihre Toten begruben.

„Nun, mein Sohn,“ fragte er einen Soldaten, der in der Nähe eines frischen Grabes stand, „habt ihr viele Verluste gehabt?“

„Jawohl, Erzellenz, es sind sehr, sehr viele geblieben.“

„Bei welcher Kompanie stehst du, mein Sohn?“

Der Soldat nannte die Nummer.

„Wo ist euer Hauptmann?“

„Den haben wir eben da begraben.“

„Grabt ihn mir nur wieder heraus, es war mein Sohn.“

Und sie gruben ihn wieder heraus und reinigten ihm das Antlitz von der Erde. Der Vater küßte die Stirn des ge-

fallenen Helden und bestellte einen Sarg für ihn. — Das war alles, was der General für den gefallenen Sohn tun konnte, dann mußte er weiter.

„Der Krieg hat kein Erbarmen.“

Seltene Treue.

Nach der Schlacht bei Mars-la-Tour wurde einem Gemeinen vom 33. Regiment der zerschossene Arm abgenommen. Als die Operation vorüber und der blutige Stumpf verbunden war, öffneten sich seine Lippen, die bisher zu dem blutigen Werke stumm geblieben waren, aber nicht zur Klage darüber, daß er zeitlebens zum Krüppel geworden war, nein — er sprach mit matter Stimme: „Ach, ich gäbe auch noch den andern Arm darum, wenn nur mein Hauptmann nicht gefallen wäre, mein guter, braver Hauptmann!“

Die erste Sedanfeier in Berlin.

Am 3. September 1870, morgens 5 Uhr, erhielt die Königin Augusta die Depesche von der Übergabe Sedans und der Gefangenennahme Napoleons. Sie wurde sofort gedruckt und an die Säulen geheftet, noch ehe Berlin vom Schlafe erwacht war. Beim Erwachen aber ging es wie Flugfeuer, wie Kanonenschall durch die ganze Stadt: „Wir haben ihn! Wir haben ihn!“ Fahnen und Flaggen wehten aus den Fenstern und von den Dächern herab. Unbekannte umarmten einander mit Tränen in den Augen, drückten sich die Hände und sagten nichts weiter als: „Wir haben ihn!“

Alles eilte unter die Linden vor den königlichen Palast, um die Königin zu sehen. Mehrmals erschien sie auf dem Balkon und begrüßte freudig bewegt die Tausende, die zu ihr empor schauten. Das Denkmal Friedrichs des Großen, das gerade vor dem königlichen Palais steht, war mit einem Schlage lebendig geworden. Wie Katzen kletterten die Berliner Jungen an ihm empor und erreichten die Spitze. Die Schutzleute wollten ihnen wehren, aber die Königin winkte, man solle sie gewähren lassen.

„Wir müssen den alten Fritz bekränzen!“ rief ein Junge. Raum war das Wort gefallen, so wurden Kränze und Fahnen in



Kaiserin Augusta.

Masse herbeigeschafft und der alte Fritz so geschmückt, daß vor lauter Kränzen, Fahnen und Jungen bald nichts mehr von ihm zu sehen war. In den male-
rischesten Gruppen saß und hing die Berliner Jugend auf dem Denkmale, an ihm und auf jedem vor-
springenden Punkte.

Unter dem mächtigen Pferde des alten Helden stand ein Lehrling in blauer Bluse, barfüßig und bar-
haupt, das lederne Schurz-
fell noch vor, wie er so-
eben seinem Meister ent-
laufen war und machte die
lustigsten Sprünge. „Wir
haben ihn!“ rief er laut;

und Tausende wiederholten: „Wir haben ihn!“ Eine Zieh-
harmonika wurde hinaufgereicht; ein Junge auf dem Pferde er-
griff sie und spielte „Die Wacht am Rhein“. Die ganze Jugend
sang mit.

Die Königin freute sich herzlich über die munteren Jungen. Den ersten der kühnen Besteiger des Denkmals, den 17 jährigen Emil Stanitzky, winkte sie zu sich ins Palais. Ohne Zögern kletterte der Gerufene hinab. Unten angekommen, besann er sich. „Nee, ich will ihr wat mitbringen!“ rief er und ließ sich einen Kranz herunterreichen. Mit ihm trat er den Weg zur Königin an, die ihn mit einer Tasse, auf der das Bild des Königs war, und mit zwei Goldstücken beschenkte. Als sie ihn fragte, ob er sich auf dem über 13 m hohen Denkmale nicht vor dem Herab-
stürzen gefürchtet hätte, erwiderte er fest: „Nanu? Und wenn der
olle Fritz noch dreimal so hoch gewesen wäre, seinen Kranz hätte
er doch bekommen.“ Guldvoll reichte ihm die Königin die Hand,



Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin.

aber er zögerte, diese anzunehmen. „Det jeht nich, Königliche Majestät,“ sagte er verlegen auf seine beschmutzten Hände zeigend, „der olle Fritz war zu staubicht.“ Bis spät am Abend blieb das Denkmal von der Jugend besetzt und die Hurras, die sie ausbrachte, wollten kein Ende nehmen.

Fast sämtliche Schulen waren geschlossen und der erste Aufzug, der vor dem Königlichen Palais unter dem Absingen der „Wacht am Rhein“ erschien, war aus Jungen von 8—12 Jahren gebildet, von denen einer eine deutsche Fahne irgendwo aufgetrieben, und um den sich die andern dann freiwillig geschart hatten. Ihnen folgten Arbeiterzüge aus den größeren Fabriken. Diese Züge waren nicht vorbereitet, sondern unmittelbar aus der freudig begeisterten Stimmung hervorgegangen. In der Werkstatt hatten die Arbeiter die Nachricht empfangen, ohne Säumen hatten sie den Hammer aus der Hand gelegt. Sie hatten sich nicht Zeit genommen, den Ruß der Arbeit von Stirn und Wangen zu waschen. In ihrem Arbeitsanzuge, mit ihrer Fahne voran, erschienen sie und brachten der Königin ihre Glückwünsche dar.

Abends war die ganze Stadt wie auf Befehl festlich erleuchtet. Millionen Lichter flammten in den Fenstern, Feuerwerkskörper wurden allenthalben losgebrannt. Berlins ganze Bevölkerung durchwogte die Straßen.

So wurde zum erstenmal „Sedan“ gefeiert, freiwillig, ohne einen Befehl von oben, von ganzem Herzen und ganzer Seele.

Vor Straßburg.

Drei Soldatenstückchen aus dem Deutsch-Französischen Kriege.

1.

Jede Festung wird bekanntlich von Gräben umgeben, die zur Zeit einer Belagerung mit Wasser angefüllt werden und dann die Einnahme wesentlich erschweren. Man nennt sie gemeinhin Wallgräben. Die Wallgräben der Festung Straßburg werden durch die Wasser der Ill gefüllt. Durch Schleusenvorrichtungen kann das Wasser ein- und abgelassen werden. Vor Straßburg trat nun die Aufgabe an die Belagerungstruppen heran, die Festungsgräben trocken zu legen. Dieses konnte nur dadurch geschehen, daß man

die Schleusen, die das Wasser in den Gräben hielten, zerstörte. Es war dies ein sehr gefährliches und waghalsiges Unternehmen; denn die Schleusen lagen dicht unter den Festungswerken und waren sowohl dem groben Geschütz als dem Feuer der Chassepots ausgesetzt. Eine versprochene Belohnung von 3000 *M* bestimmte fünf badische Pioniere, das schwierige Werk zu unternehmen. In der Nacht vom 26. zum 27. August machten sie sich an die Arbeit und führten ihre Aufgabe so glücklich durch, daß sie, ohne auch nur verwundet zu werden, die Gräben trocken legten. Die 3000 *M* waren den tollkühnen Leuten wohl zu gönnen.

2.

Saßen da eines schönen Tags auch einige westfälische Artilleristen der Belagerungsbatterien bei ihren Kanonen und verzehrten gemüthlich ihr Frühstück. Bums! kommt eine französische Bombe hereingeflogen und legt sich gerade zu ihren Füßen nieder. Sie explodierte aber fürs erste nicht, vielmehr schien sie sich die armen Leute genau betrachten zu wollen, denen sie den Garaus zu machen abgeschickt war. Tückisch rauchte und schwelte der Zünder. Da erhob sich einer der wackeren Westfalen, faßte ungeniert die fette Französin um den runden Leib und warf sie kräftigen Armes über das Bankett hinaus. „Na, ich denke, du kannst auch anderswo krepieren!“ sagte er. Im nächsten Augenblicke schon platzte die Bombe mit furchtbarem Knall und überschüttete die Artilleristen mit Sand und Erde. Das war die einzige Rache, die sie an ihnen nehmen konnte. Wäre sie jedoch in der Batterie krepirt, dann hätte wohl keiner der Westfalen das Leben davongetragen.

3.

Wie die Maulwürfe hatten sich die Deutschen vor Straßburg in die Erde eingegraben und rückten unter dem Schutze der Erdwälle der unglücklichen Stadt immer näher. Man hatte zweierlei Gräben: Parallelen und Laufgräben. Die Parallelen liefen, wie schon der Name verrät, in gleicher Richtung mit den Wällen der Festung. Die Laufgräben verbanden die Parallelen. Zwischen der ersten und zweiten Parallele hatte in Friedenszeiten eine große Bierbrauerei gestanden. Sie war, als den Belagerten im Wege, in Brand geschossen und gänzlich zerstört worden. Ihr bester Teil

jedoch, der Bierkeller, war erhalten geblieben. Das hatten die wackeren Badenser irgendwie erfahren und zerbrachen sich nun die Köpfe, wie sie sich in Besitz der feuchten Schätze des Kellers setzen könnten. Ein Laufgraben führte leider nicht hinüber, sonst wäre es ja ein Leichtes gewesen, den brennenden Durst mit goldgelbem Gerstensaft zu stillen. Nun war aber ein besonders durstiger unter den tapferen Streitern, der behauptete, ohne einen kühlen Trunk nicht länger leben zu können. „Ich gehe hinüber,“ sagte er entschlossen. „Es wird nicht gleich das Leben kosten.“ — Sprach's, kletterte die Brüstung der Parallele hinauf und eilte mit Affengeschwindigkeit der Brandstätte zu, unter deren Trümmern er spurlos verschwand; d. h., nur für den Augenblick. Eine Viertelstunde später trabte er denselben Weg zurück und gelangte unbehelligt, ein artig Fäßlein auf dem Rücken, in Parallele I zurück. Mit Hurra wurde er empfangen. Von nun an holten die unerschrockenen Badenser Tag und Nacht trotz des wütenden Feuers der Franzosen ihren Bierbedarf aus dem Keller der verbrannten Brauerei.

Ein Seegesecht im Jahre 1870.

Im November 1870 kreuzten zwar zwei französische Geschwader zwischen Cherbourg und Dünkirchen in der Nordsee, um die deutschen Schiffe im Jadebusen zu beobachten und am Auslaufen zu verhindern, zu einer Schlacht kam es indessen nicht. Dagegen gab es zwischen einem deutschen und einem französischen Kriegsschiffe in den westindischen Gewässern in der Nähe der Insel Kuba ein Treffen, das in den folgenden Zeilen geschildert werden soll.

Am Morgen des 7. November 1870 trafen im Hafen der kubanischen Hauptstadt Havanna das deutsche Kanonenboot „Meteor“ und der französische Kriegssaviso „Bouvet“ zusammen. Der „Meteor“ war bedeutend schwächer als der „Bouvet“. Ersterer besaß eine Maschine von nur 80 Pferdekraften, nur 3 Geschütze und eine Besatzung von 64 Mann; letzterer eine Maschine von 150 Pferdekraften, 5 Geschütze und eine Besatzung von 85 Mann. Trotzdem beschloß aber der Befehlshaber des deutschen Schiffes, Kapitänleutnant Knorr, den überlegenen Feind anzugreifen. Im Hafen von Havanna durfte er das nicht tun, ohne die Gesetze der

Neutralität zu verletzen; also mußte er den „Bouvet“ erst ins offene Meer gelangen lassen.

Am Mittag des 8. November verließ dieser den Hafen. Genau 24 Stunden später (eher litt es der Neutralitätsvertrag nicht) folgte ihm der „Meteor“ mit Bolldampf. Nachdem man einen Weg von ungefähr 10 Seemeilen gemacht hatte, kam der Franzose in Sicht und erwartete den Deutschen.

Kapitänleutnant Knorr sammelte seine Leute um die Kanonen und richtete eine paar kurze, kernige Worte an sie, die mit donnerndem „Hurra!“ beantwortet wurden. Mit dem Befehl, ohne besonderes Kommando keinen Schuß zu tun, entließ er jeden an seinen Posten. Der „Bouvet“ eröffnete das Feuer schon in weiter Entfernung. Der „Meteor“ ließ ihn ruhig näher kommen, erst aus sicherer Entfernung antwortete er auf die Schüsse. Schuß auf Schuß abgebend, rückten die beiden Kriegsfahrzeuge einander immer näher.

Als die Entfernung nur noch 400—500 Schritte betrug, ging auf einmal der „Bouvet“ mit vollem Dampf auf seinen Gegner los in der Absicht, ihn in die Seite zu rammen und zum Sinken zu bringen. Der Kommandeur des „Meteor“ begriff diese Absicht sofort und wendete das Schiff so, daß beide Fahrzeuge längsseit aneinander vorbeisauften. Dabei krachten auf beiden Seiten die Gewehre. Der Steuermann des „Meteor“ sank tot auf der Kommandobrücke zusammen. Ein Matrose wurde erschossen und ein anderer schwer verwundet. In den Backbordwanken (Taue, die die Masten halten) rasselte und prasselte es gar unheimlich. Die Fockraae (vorderste Segelstange) des „Bouvet“ zerriß sie alle im Vorbeisaußen wie Bindfäden, zertrümmerte die beiden an Backbord hängenden Boote, knickte den Hauptmast und dieser wieder brach beim Hintenüberfallen den hintersten Mast gleich über Deck.

Das war vorderhand Schaden genug für das deutsche Schiff; aber es konnte noch größerer daraus erwachsen, wenn es nicht gelang, die abgebrochenen Masten über Bord zu schaffen. Bums! Da schlug auch schon der hintere Mast herab und zertrümmerte die Kommandobrücke. Langsam drehte der „Meteor“ bei. Während dieser Drehung kam der „Bouvet“ in die Visierrichtung des hintersten Geschützes, das bis jetzt noch nicht zu Schuß gekommen war. Ohne besonderes Kommando des Kapitäns sollte aber kein

Schuß abgegeben werden, das mußte der Obermatrose, der das Geschütz bediente, sehr wohl. Doch die Gelegenheit, dem Franzosen eins auszuwischen, war zu günstig, als daß er sie hätte ungenützt vorüberstreichen lassen.

Wie einst der General Nord bei Taurroggen ohne Erlaubnis seines Königs mit den Russen unterhandelte, und die Folgezeit bewies, daß er recht getan habe, beschloß auch dieser Obermatrose, diesmal nach seiner Eingebung zu handeln, zumal der Kapitän keine Zeit hatte, sich um die augenblickliche Sachlage zu kümmern. Mit großer Kaltblütigkeit ließ er die verwundbarste Stelle des „Bouvet“, die Gegend unter dem Schornstein, ruhig ins Ziel gleiten, dann gab er in Gottes Namen Feuer.

Der Schuß dröhnte, und tausend schlug die 24 pfündige Granate in den Rumpf des „Bouvet“ ein. Mächtig ausströmende Dampfmassen verkündeten sofort, daß der Dampfkessel des feindlichen Schiffes getroffen, und dieses somit kampfunfähig geworden sei. Heller Jubel der Deutschen grüßte den kühnen Kanonier, der durch eigenmächtige Handlungsweise den Kampf mit einem Schläge entschieden hatte.

Leider gelang es nicht, den „Bouvet“ gefangen zu nehmen. Die Befreiung des Schiffes von dem hängenden Gewirr der Masten, Raaen und Taue nahm eine so lange Zeit in Anspruch, daß es dem französischen Fahrzeuge unterdes gelang, auf neutrales Gebiet zu flüchten.

Unter lebhafter Beteiligung der Mehrzahl der Einwohner von Havanna wurden die beiden Toten des „Meteor“ am andern Tage feierlich der Erde übergeben, während die Toten des „Bouvet“ mit dem gewöhnlichen nassen Seemannsgrabe vorlieb nehmen mußten.

Der schneidige Obermatrose, der den glücklichen Schuß getan, wurde zwar für seinen Ungehorsam bestraft, zu gleicher Zeit aber zum Unteroffizier befördert und mit dem Eisernen Kreuze geschmückt.

Kapitänleutnant Knorr, der unverzagte Kommandant des Kanonenbootes, stieg seitdem immer höher und wurde am 13. Mai 1895 zum Kommandierenden Admiral der deutschen Flotte ernannt.

So endete das einzig stattgehabte Seegefecht am 9. November 1870.

Das Rote Kreuz im Kriege.

Rings brennende Dörfer. Die Luft voll Rauch, Pulverdampf und Brandgeruch. In der Ferne dumpfe Kanonenschläge, die die Erde erdröhnen lassen. Dazwischen das unaufhörliche Knattern des Gewehrfeuers. Auf der Höhe neben dem brennenden Bauernhof eine spähende Kavalleriepatrouille. Im Tale Tote und Verwundete, eine große, große Zahl.



Transport Verwundeter.

Da liegen sie, die bedauernswerten Opfer der Feldschlacht, hinter Mauern und Dämmen, in Gräben und Getreidefeldern — und die Toten sind glücklich. Die Verwundeten aber wimmern und stöhnen leise oder schreien laut auf vor Schmerz und rufen Himmel und Erde um Hilfe an. Die größte Pein bereitet ihnen ein brennender Durst.

„Wasser! Wasser! Einen einzigen Schluck!“

Aber niemand scheint den Ruf zu hören. Im Lärm der Schlacht erstickt der Angstschrei der Gefallenen.

„Wasser! Wasser! Ich verbrenne!“

Plötzlich ruft eine heisere Stimme: „Das Rote Kreuz! Das Rote Kreuz!“

„Wo? Wo?“

Allenthalben richten sich Köpfe empor, aus den Gräben, hinter Mauern, aus dem Getreide, aus dem Grase. Die armen Verwundeten spähen mit fieberglänzenden Augen nach dem Eingang des Tales hin, wo eine Reihe weißer Zeltwagen sichtbar wird, über denen weiße Fahnen mit roten Kreuzen flattern.

Das ist eine Abteilung des „Roten Kreuzes,“ bestehend aus hochherzigen Herren und Damen, die sich freiwillig der Pflege der Verwundeten und Kranken gewidmet haben.

Sie sind die Engel des Schlachtfeldes.



Auf dem Verbandsplatz.

Unbekümmert um das Tosen und Brausen der Schlacht gehen sie ihrem Liebeswerke nach. Sie stillen den Durst der Armsten, sie verbinden ihre Wunden und heben die Jammernden sanft in die mit Matratzen versehenen Zeltwagen. Und sobald ein Wagen gefüllt ist, fährt er so vorsichtig wie nur möglich nach dem nächsten Feldlazarett, wo Scharen von Ärzten und Pflegern der Ankommen-



Pflege eines Verwundeten.

den warten und sie in liebevolle Behandlung nehmen. Der Wagen des Roten Kreuzes aber kehrt nach dem Schlachtfeld zurück und ruht nicht eher, bis alle Verwundeten geborgen sind.

So feiert die christliche Nächstenliebe in den Vereinen des Roten Kreuzes ihre schönsten Triumphe. Denn abgesehen von den oft übermenschlichen Anstrengungen, die das Bergen der Verwundeten notwendigerweise mit sich bringt, kommen die Mitglieder oft genug in tatsächliche Lebensgefahr. Schon manche verirrte Kugel fand ihren Weg in das Herz einer Samariterin, und lautlos sank sie neben dem Verwundeten nieder, den sie eben pflegte.



Henri Dunant.

Um so höher aber ist die uneigennützigste Tätigkeit der Mitglieder des Roten Kreuzes anzuschlagen.

Wie und wann sind nun die Vereine des Roten Kreuzes entstanden?

Ihr eigentlicher Ursprung reicht bis in die Zeit der Kreuzzüge zurück, und ihr Urbild ist der Orden der Johanniter.

Im Oktober 1863 berief eine Anzahl edler Menschenfreunde unter dem Vorsitz des Schriftstellers Henri Dunant eine Versammlung Gleichgesinnter nach Genf in der Schweiz. Diese Zusammenkunft wurde von Ab-

gesandten fast aller europäischen Regierungen besucht, und die Frucht der Verhandlungen dieser Konferenz war die Gründung der Vereine des Roten Kreuzes.

Warum „Rotes Kreuz?“

Das „Rote Kreuz auf weißem Grund“ ist das Erkennungs- und Schutzzeichen dieser Vereine. Wo die weiße Fahne mit dem roten Kreuze weht, darf kein Soldat hinschießen; und ein Herr oder eine Dame, die eine weiße Binde mit dem roten Kreuz am Arme tragen, sind nach dem Völkerrecht unverletzlich.

Roten Kreuz ist die allgemeine Bezeichnung für die Pflege des Kranken und Verwundeten im Kriege. Dazu gehören also auch die Ritterorden der Johanniter, Malteser und Georgsritter, sowie die geistlichen Genossenschaften, die sich mit der Pflege der Verwundeten und Kranken im Kriege befassen. Ganz vorzugsweise versteht man aber unter den Vereinen des Roten Kreuzes diejenigen Hilfsvereine, die auf Grund der Beschlüsse der 1863er Konferenz dem militärischen Sanitätsdienst dienstbar sind. Das Rote Kreuz erstreckt sich heute über die ganze Welt.

Die Vereine sind theils Männer-, theils Frauenvereine, theils solche, in denen sowohl Männer als Frauen Aufnahme finden. Der Hauptzweck bildet die Fürsorge für die Verwundeten und Kranken im Kriege. Doch sind die meisten dieser Vereine auch verpflichtet, in gewissen Notständen, wo rasche Hilfe ebenso nötig ist als im Kriege, einzuspringen.

Ein poetisches Bild der Wirksamkeit des Roten Kreuzes entwirft der Dichter Gerok in folgenden Zeilen:

„Doch pfiß das Blei, daß blutig-wund
Ein Krieger wankt und sinkt:
Ein rotes Kreuz auf weißem Grund
Ist's, was ihm tröstlich winkt;
Ihn stützt und führt aus heißer Schlacht
Ein rotbekreuzter Arm
Dahin, wo schon sein Bett gemacht,
Da ruht er weich und warm.“

Schicksalslaunen.

General von Goeben, der berühmte Sieger von St. Quentin hatte von 1836—1840 in Spanien gekämpft. Auf der Rückreise nach Deutschland ging es ihm recht traurig. Er hatte keinen Pfennig Geld in der Tasche und mußte wochenlang auf freiem Felde übernachten und sich von unreifem Obst ernähren. So kam er bis nach Hessen. In der sogenannten Eberstädter Tanne, einem Gasthaus in der Nähe von Darmstadt, machte er die Bekanntschaft eines wandernden Bäckergejellen und marschierte mit diesem in Darmstadt ein.

„Das ewige Schlafen unter freiem Himmel habe ich so satt,“ meinte Goeben, „daß ich mich heute freiwillig arretieren lasse, um endlich wieder einmal unter Dach und Fach zu kommen.“

Und wirklich begab er sich zum Bürgermeister von Darmstadt und gab sich als herbergs- und mittelloser Herumstreicher an.

„Haben Sie keine Papiere?“ fragte der Bürgermeister.

„Papiere? O ja. Hier sind sie!“

Der Bürgermeister las und las. „Die Papiere sind in Ordnung,“ sagte er endlich, „und ich habe keine Veranlassung, Sie in Haft zu nehmen. Gehen Sie!“

Traurig verließ der arme Kriegsheld das Rathaus, in dem er das so lange sehnlichst erwünschte Nachtlager und ein Stück Brot zu finden gehofft hatte. Er fragte den ersten besten, wo der nächste Weg zur Stadt hinausginge und zog von dannen, trostlos, ausgehungert, todmüde.

Da klopf jemand am kleinen Fensterlein einer Vorstadtherberge, und Goeben schaut auf.

„He, das ist ja der Bäckergeßell’ von der Eberstädter Tanne! Der gute Bursche winkt und winkt und öffnet das kleine Fenster.“

„He, Wandergeselle!“ ruft er. „Wir sind zwölf Kreuzer übriggeblieben. Nehmt sie und kommt herein!“

Und der spätere General nahm die zwölf Kreuzer dankbar an und übernachtete in der Bäckerherberge zu Darmstadt.

Neun Jahre später kam er das zweitemal nach Darmstadt, diesmal in Begleitung des Prinzen von Preußen, nachmaligen ersten Deutschen Kaisers. Ein glänzender Galawagen erwartete die beiden am Bahnhof, und unter den Hochrufen der nach Tausenden zählenden Menge fuhren sie durch die Straßen der Stadt.

Und als er das drittemal in Darmstadt einzog, war es im Jahre 1866 als Sieger an der Spitze der preussischen Truppen.

Vielleicht hat da der berühmte Mann hinübergesehen nach der kleinen Bäckerherberge und hat gewünscht, den guten Gesellen von der Eberstädter Tanne hinter den Scheiben zu erblicken, um ihm seine Wohlthat vergelten zu können.

So spielt das Schicksal mit den Menschen!



General A. von Goeben.

Im Kaiserschlosse zu Versailles.

Durch hohe Spiegelscheiben
Fällt bleich der Sonnenstrahl
Auf Reihen wunder Krieger
Im stolzen Kaisersaal.

Es fügt sich Bett an Bett
Im weiten, hohen Raum,
Und mancher deutsche Krieger
Träumt hier den letzten
Traum.

Wo Jubel einst und Freude¹
Alltäglich hielten Haus,
Da hält der Tod jetzt Ernte —
Der Tod voll Grimm und Graus.

Das Schloß des Ruhms, des
Glanzes,
Es ward zum Lazarett.
Manch Pfühl von Samt und Seide
— Es wird zum Totenbett.

Und durch die Räume schreitet
Der alte König sacht;
Alltäglich er die Runde
Bei seinen Kranken macht.

Er fragt nach ihren Wunden,
Er sorgt um ihre Not.
Daß tröstet sie im Leiden,
Daß stärkt sie selbst im Tod.

Gar still auf seinem Lager,
Von weißer Deck' umschmiegt,
Ein junger, blonder Krieger
In tiefem Schläfe liegt.

Ein aufgeblättert Stammbuch
Hält seine bleiche Hand,
Darin manches hübsche Verschen
Von lieben Freunden stand.

Und leis nimmt König Wilhelm
Das Buch und schreibt hinein:
„Mein Sohn, in Lieb' und
Treue
Sollst du gedenken mein!“

Und als am andern Tage
Er wieder kam zur Stätt',
Da hob der wunde Krieger
Noch einmal sich im Bett.

Dem halb gebrochenen Auge
Entblüht ein letzter Strahl,
Und seine bleiche Lippe
Sie spricht zum letztenmal:

„Heil dir, mein guter König!
Gott schütze dich vor Leid!
Ich werde deiner denken
— Dort — in der Ewigkeit!“

Dies rufend, sinkt er sterbend
Auf seinen Pfühl zurück.
Sein letzter Hauch war Treue,
Und Lieb' sein letzter Blick.

Der alte König drückte
Ihm sanft die Augen zu:
„Schlaf wohl, mein tapferer
Krieger!“
Geh ein in Gottes Ruh'!“

Kaiser Wilhelms I. Sparsamkeit.

Manches Kind kann sich wohl einen Kaiser oder König nicht vorstellen ohne die goldene, von Edelsteinen besetzte Krone, ohne golddurchwirkte Kleider. Wenn die liebe Großmutter erzählt: „Es war einmal ein König,“ da sehen die Enkel ihn schon im Geiste im hohen, weiten Saale auf goldenem Throne sitzen, im purpurroten Mantel, und der Rubin an der Spitze seines Zepters leuchtet wie ein Stern.

In der Wirklichkeit ist es ganz anders. Könige und Kaiser, die Tag für Tag in goldenen Kronen und golddurchwirkten Ge-

wandern umher-spazieren und vom goldenen Throne aus regieren, gibt es kaum mehr. Seit der alte Fritz das große Wort gesprochen: „Der König ist des Staates erster Diener“ und noch viel früher gab es meist nur tüchtige Regenten. Namentlich unser segensreich regierendes Herrscherhaus, das glorreiche Hohenzollern-geschlecht, hat wahre Muster davon aufzuweisen.

Nicht Prunk und Pracht und Glanz und Herrlichkeiten machen einen Herrscher zum Vater und Vorbild seiner Untertanen, sondern Einfachheit, Sparsamkeit und Fleiß. Und darin ging gewiß Kaiser Wilhelm I., der Sieger in drei großen Kriegen, allen Herrschern des vorigen Jahrhunderts voran. So einfach und sparsam wie er, lebte wohl keiner.

Denkt euch! Sein Schlafzimmer war ein ganz einfaches Gemach. Darin stand das niedrige Feldbett, das dem Kaiser seit einem halben Jahrhundert überallhin folgte. An einem über dem Bette eingeschlagenen Nagel hing stets dieselbe alte, große, dicke Taschenuhr. Und wo das Bett stand, hing auch diese Uhr darüber. Wie viele hätten sich der alten, dicken Uhr geschämt!

Vor dem Bette stand ein Paar Filzpantoffeln und am Kopfende ein einfacher Nachttisch. Auf einer Kommode lagen etwa ein Duzend Paar getragener farbiger Glacéhandschuhe übereinander, von denen der Kaiser regelmäßig das unterste Paar wieder anzog.

In Bad Ems, das der hochselige Kaiser alljährlich besuchte, trug er gewöhnliche Kleidung, während er sonst die Uniform von früh bis abends nicht ablegte. Und diese gewöhnliche Kleidung bestand aus einem hellen Überzieher, schwarzem Gehrock, weißer Weste und grauen Beinkleidern. Und wieviel weißer Westen besaß wohl der Kaiser, dessen Name über die ganze Welt strahlte, bei dessen Tode die meisten Zeitungen mit schwarzem Rand erschienen? — Drei. —

Das Auge wird feucht, wenn man von solch rührender Einfachheit liest.

Drei weiße Westen besaß der Kaiser im Silberhaar, dessen Name ebensowenig vergessen wird wie der Friedrich Barbarossas, dessen Andenken weder die türkischen Fluten des Saleph, noch die alles begrabende Welle der Zeit zu bedecken vermochten.

Als der Kaiser einst nach Ems abreisen wollte, schlug man ihm vor, seinen alten, abgenutzten hellen Überzieher durch einen neuen zu ersetzen; aber er erklärte, der Überzieher sei noch ganz gut und genüge. In Ems erst sah der Kaiser die Unzulänglichkeit seines alten Überziehers ein und gab Befehl, in Bälde einen neuen zu bestellen. Aber was glaubt ihr wohl? Der Schneider, bei dem Se. Majestät arbeiten ließ, war so ungläubig bezüglich dieses Auftrags, daß er erst eine Depesche nach Ems absandte, ob es wirklich wahr sei, daß Se. Majestät einen neuen Überrock wünsche; und erst dann, als die Antwort bejahend ausgefallen war, führte er den Auftrag aus.

Der alte Kaiser trennte sich auch höchst ungern von seinen ausgetretenen Stiefeln. Nun hatte man vor einer Abreise nach Ems ein Paar alte Stiefeln für nicht mehr dienstfähig gehalten. In Ems aber vermist der Monarch seine Lieblingsstiefel und fragt danach. Der Kammerdiener erklärt, daß sie durch einen Zufall in eine andere Kiste verpackt sein müßten, schickt aber mit dem nächsten Schnellzuge einen Feldjäger nach Berlin, um nach den Stiefeln zu forschen. Dieser ist wirklich so glücklich, den augenblicklichen Besitzer der fraglichen Stiefeln zu erforschen und sie für Geld und gute Worte wieder an sich zu bringen. Dann eilt er schleunigst nach Ems. Am nächsten Morgen bringt der Kammerdiener dem Kaiser die Stiefeln.

„Nun ja,“ sagte der Kaiser, „da sind sie ja — und du siehst — noch ganz gut. Es geht nichts über ein Paar ausgetretene, bequeme Stiefel.“

So kann nur einer handeln, der seinen Wert innerlich fühlt. Du, was Kaiser Wilhelm getan hat, sei einfach, sparsam und fleißig, sei, wie er, stets um das Wohl anderer mehr bedacht, als um das deine und du wirst der kostspieligen Fassung eines schönen Anzuges, eines prachtvollen Hauses nicht bedürfen, um die Achtung, die Liebe deiner Mitmenschen zu erringen. Ahme jeder in seinem Kreise unserm hochseligen Kaiser Wilhelm nach, und die Welt wird nicht über dich zu klagen haben.

Kaiser Wilhelm I. auf der Weltausstellung in Paris.

Im Jahre 1867 war in Paris eine große Weltausstellung. Unter den dahin gekommenen Monarchen und Fürstlichkeiten gewannen besonders König Wilhelm von Preußen und sein Sohn, der Kronprinz Friedrich Wilhelm, die Gunst der Franzosen. Das sichere und vertrauensvolle Auftreten und das ungekünstelt freundliche Benehmen der beiden hohen Herren war ganz nach dem Geschmacke der Pariser. Mit heller Bewunderung blickten sie namentlich auf die soldatisch stramme Haltung des greisen Königs. So etwas sieht man sonst in Frankreich selten. Große Freude machte es ihnen auch, zu beobachten, wie sich der Preußenherrscher in den Räumen der Ausstellung mit den verschiedenen Ausstellern unterhielt und sich über die ausgestellten Gegenstände unterrichten ließ.

Eines jedoch mißfiel dem Monarchen in der Millionenstadt an der Seine. Er sah sich auf Schritt und Tritt von Polizisten und Schutzleuten umgeben, die für seine Sicherheit zu sorgen hatten und das zudringliche Volk von ihm abwehrten. Das ließ er sich wohl eine Zeitlang gefallen, eines Tages aber sagte er zu ihnen: „Meine Herren, lassen Sie ab von Ihrer übergroßen Fürsorge. Ich bin mein eigener Schutzmann. Wir deutschen Fürsten sind solche Begleitung nicht gewöhnt!“

Ein vornehmer Kutscher.

Der Abend war schon vorgerückt. Hell beleuchtete der Vollmond das herrliche „Schwabeländle,“ oder wie es amtlich heißt: das Königreich Württemberg. Auf der Straße, die nach dem schönen Ludwigsburg hineinführt, eilte ein Soldat im Laufschrift dahin. Alle Augenblicke zog er seine Taschenuhr, und sobald er einen flüchtigen Blick darauf geworfen, rannte er immer noch schneller, als vorher.

„O mei liebs Jüngele!“ seufzte er in schwäbischer Mundart und wischte sich den perlenden Schweiß von der Stirn. „Heut kommst nit mehr z'recht in d' Kasern, und wenn d' noch so sehr rennst. Eh' du hinkommst, wo du hing'hörst, is's Tor geschlossen. Dann wirst gemeld't, eing'sperrt und aus'm Gefreiterwerden wird nix.“

In dieser Weise bedauerte sich der schwäbische Landesverteidiger noch eine Weile, da hört er plötzlich hinter sich einen Wagen heranrollen.

„Heidi, das gäb noch a Rettung!“ jubelt der Soldat und schmalzt mit den Fingern. „Wenn i mi in die Karrete einschmeicheln kann, dann könnt's noch einmal gehn.“

Trotz dieser frohen Hoffnung stürmt er aber doch ohne Aufenthalt weiter. Er wird mich schon einholen! denkt er. Und wenn er etwa besetzt sein sollte, daß ich keinen Platz bekäme, so habe ich wenigstens nichts versäumt.

Der Wagen, eine leichte Droschke, kommt näher und näher. Ein einzelner Herr sitzt darin, der das Gefährt selber lenkt. Er sieht zwar recht vornehm aus, aber der Soldat faßt sich doch ein Herz und ruft: „Gnä Herr, erlaubet Se, könnt m'r net e bißle mitfahre? 's preßiert na' d' Kasern'.“

„Steigen Sie nur auf!“ lautet die freundliche Antwort.

Der Wagen rollt weiter. Nun geht es zwar ungleich schneller vorwärts, als zu Fuß, aber der Soldat blickt immer wieder auf die Uhr. Nach einiger Zeit redet er den freundlichen Herrn noch einmal bittend an: „Lieber Herr, könntet Se d' Gäul net e bißle besser läufe lasse? I hab so'n böse Obersicht, der steckt ein immer glei ins Loch, wenn m'r z' spät kommt.“

Der Herr lächelt. „In welche Kaserne müssen Sie denn?“

„In d' Lochkaserne.“

„Gut, bis dahin wird's noch reichen.“

Die Zügel werden scharfer angezogen, und in raschem Trabe geht es Ludwigsburg zu. Eben als der gefürchtete Hornruf ertönt, fährt der Wagen in den Kasernenhof ein. „So, jetzt bedank i mi halt recht schön!“ sagte der Soldat und steigt ab.

Da schreit auf einmal der wachhabende Posten: „Wache, heraus!“ Die Trommeln ertönen, die Soldaten treten ins Gewehr.

„Na, wegen mir machen i' sich doch keine solchen Umständ'?“ denkt der Soldat und blickt noch einmal aufmerksam den Herrn an, der ihn hergefahren hat. Da erkennt er mit Schrecken, daß es sein König selbst ist.

Wilhelm II. aber nicht seinem versteinerten Fahrgaste noch einmal freundlich zu und fährt zum Hofe hinaus.

Herzengüte der Königin Viktoria von England.

Der Herzog von Wellington legte eines Tages der Königin von England, der Großmutter unseres Kaisers, das Todesurteil eines Soldaten, der sich zum dritten Male der Fahnenflucht schuldig gemacht hatte, zur Unterzeichnung vor.

Die Königin, tief ergriffen, ließ ihren Blick mehrere Sekunden lang auf dem Antlitz des Herzogs ruhen; dann fragte sie ihn mit halberloschener Stimme, ob er nichts zugunsten des Verurteilten angeben könne.

Der Herzog antwortete ohne Zaudern:

„Nein, Majestät, nichts.“

„O, denken Euer Gnaden doch besser nach!“ beschwor ihn die Königin mit Tränen in den Augen, aber bestimmten Tones.

„Nun wohl, Majestät,“ sagte der rauhe Veteran nach einer langen Pause, „er ist gewiß ein schlechter Soldat, aber er kann ein guter Mensch sein!“

„O ich danke Ihnen, Herzog,“ rief die Königin aus. Und, die Feder ergreifend, schrieb sie quer über die von ihren Tränen feuchte Urteilskunde das Wort: „Begnadigt!“

Kaiser Friedrich III. als Führer.

Es war in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als eines schönen Tags der reiche Bauer Johann Siebenschuh aus Hamelsdorf mit seiner sehr umfangreichen Ehegattin nach Breslau zum Wollmarkt kutschierte. (Der Erzähler bemerkt hier von vornherein, daß die Namen zwar erfunden sind, die Geschichte trotz alledem aber wahr ist.) Die Geschäfte gingen gut, und als sie abgetan waren, schlug der Bauer vor, den „Schweidnitzer Keller“ zu besuchen. Derselbe, im Rathause gelegen, wäre die größte Sehenswürdigkeit der schlesischen Hauptstadt, und man bekäme allda das beste Bier und vorzügliche Würstchen, erklärte er.

Frau Siebenschuh, die in ihrem Leben zum erstenmal in Breslau war, konnte natürlich nichts Besseres tun, als den Worten ihres Mannes Glauben zu schenken, und da sie überdies auch etwas von gutem Essen und Trinken hielt, wenn sie's

haben konnte, so hatte sie vollends gar nichts gegen den Vorschlag einzumenden.

Der „Schweidnitzer Keller“ ist in der That eine Merkwürdigkeit. Er ist eine der berühmtesten Gastwirthschaften Deutschlands, besteht schon 500 Jahre und liegt in den Kellerräumen des altehrwürdig schönen Rathauses. Der Eingang zu den unterirdischen Hallen befindet sich auf der Südseite. Auf breiten Stufen steigt man hinab. Gas brennt fast den ganzen Tag, denn es sind eben richtige Keller da unten, in die das Licht des Tages nur wenig dringt. Alle Sorten von Menschen trifft man hier an: Hohe und Niedere, Arme und Reiche, Leute in Uniform, Leute im Rock, Bürger und Bauern. Vom Unterschied der Stände merkt man nicht viel.

Die beiden Landleute ließen sich nieder, wo gerade Platz war, bestellten Essen und Trinken und lauschten der Unterhaltung ihrer Tischnachbarn. Diese erzählten viel von der Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, der später als Kronprinz einen Weltruf erlangte und endlich als Kaiser Friedrich III. seinen Namen tiefer in die Herzen aller Deutschen eingrub, als es ein stählerner Meißel in Marmor vermocht hätte. Prinz Friedrich Wilhelm, oder wie man ihn schon damals nannte, „Unser Fritz“, war eine Zeitlang Gouverneur von Breslau.

Obwohl er als solcher das höchste Amt in der Stadt bekleidete, verkehrte er doch freundlichst mit jedermann, trank allabendlich seine zwei Seidel Bier in irgend einem Gasthause und setzte sich dabei, wohin es ihm eben paßte, zu Handwerkern, Studenten und Bauern. Auch in den Schweidnitzer Keller kam er öfters.

„Ach, wenn ich ihn doch auch einmal zu sehen bekäme!“ flüsterte Frau Siebenschuh ihrem Manne zu. „Wollen wir nicht zum Königlichen Schlosse gehen, vielleicht kommt er heraus!“

„Ja, das ginge schon,“ meinte der Bauer, „aber es geht nicht. Ich muß doch noch einmal nach dem Markte sehen. Habe noch etwas abzumachen. Warte hier, bis ich zurückkomme.“

Sie blieb geduldig sitzen; er stapfte mit schweren Schritten aus dem Keller hinaus. Die Zeit wurde ihr nicht lang. Die Unterhaltung wechselte mit den Gästen unaufhörlich.

„Ist der Stuhl frei?“ hörte sie plötzlich neben sich fragen und blickte auf. Ein hoher, freundlicher Mann in Offiziersuniform



Rathaus zu Breslau.

stand vor ihr und wies auf den Stuhl, den ihr Mann vor kurzem verlassen.

„Ja freilich,“ antwortete sie. „Setzen Sie sich nur. Mein Mann wird sobald nicht zurückkommen.“

Er nahm lächelnd neben ihr Platz und bestellte bei einem der hin- und herrennenden Kellner ein Glas Bier.

„Zum erstenmal in Breslau?“ fragte er.

„Ja,“ antwortete sie und erzählte dann von dem Wollmarke, von ihrer Wirtschaft zu Hause, von ihren Kindern und Verwandten und dies und jenes.

Der Offizier hörte andächtig zu. Sehr oft huschte ein heiteres Lächeln über seine schönen Züge. Endlich rückte sie auch mit ihrem Verlangen heraus, den Prinzen zu sehen, der gar so gut und leutselig gegen hoch und niedrig sei.

„Dazu kann ich Ihnen verhelfen, liebe Frau,“ sagte er, „wenn Sie sich die Mühe nehmen wollen, mich zum Königlichen Schlosse zu begleiten.“

„Ist es weit?“ fragte sie.

„Nein, nein,“ antwortete er. „Kommen Sie nur mit! Hier würde Ihnen das Warten doch mit der Zeit langweilig werden.“

„Na, dann los!“ sprach sie entschlossen.

Der schlanke Offizier und die dicke Bäuerin wanderten also in eifriger Unterhaltung dem Königlichen Schlosse zu. Letztere merkte in ihrer Redseligkeit gar nicht, wie ehrfurchtsvoll ihr Begleiter von allen Begegnenden begrüßt wurde. Erst als ein Trupp Gassenjungen „Guten Morgen, Königliche Hoheit!“ schrie und wie närrisch die Mützen schwenkte, sah sie verwundert auf. Wer mochte wohl der Herr an ihrer Seite sein, daß ihn sogar die Gassenjungen mit solcher Begeisterung grüßten? Das „Königliche Hoheit“ hatte sie glücklicherweise und dank dem Durcheinanderbrüllen der lieben Stadtjugend nicht verstanden, sonst wäre sie wohl vor Schrecken umgesunken.

Der Herr aber nickte den Jungen freundlich zu und erwiderte ihren Gruß mit einem lustigen „Speißt z’ham, Jungens!“

Letzteres ist nun ein nur in Schlesien gebräuchlicher Gruß, oder die Verhöhnung eines Grußes. Denn richtig müßte es heißen: Ich wünsche wohl gespeißt zu haben. Nichts belustigte seinerzeit den nun in Gott ruhenden Kaiser Friedrich mehr als dieser Gruß, und er gebrauchte ihn, so oft es anging.

An der Hauptwache schrie der Posten: „Rrrraus!“ und die Wache trat ins Gewehr.

„Wegen mir geschieht das nun entschieden nicht,“ dachte Frau Siebenschuh. „Es kann also nur den Herrn an meiner Seite angehen. Er muß schrecklich vornehm sein, sonst würden sie nicht so viel Aufhebens von ihm machen. Vielleicht ist er gar ein General.“ Ihr Redefluß begann nach diesen beunruhigenden Gedanken allmählich zu stocken.

Endlich kamen sie an ein prächtiges Gebäude mit zahllosen Fenstern.

„Das ist das Königliche Schloß,“ sagte der Herr. „Da wollen wir hineingehen.“

„Die würden uns schön wieder 'rausbringen!“ meinte die Bäuerin.

„Ganz gewiß nicht, wenn ich dabei bin. Kommen Sie nur!“ Er lachte dabei so hell und lustig auf, daß sie wieder Zutrauen faßte, und ihm die breiten Treppen hinauf folgte. Er zeigte ihr all die prächtigen Säle und Zimmer, und sie kam aus dem Staunen nicht heraus.

„Zum Schluß,“ sagte er, „will ich Sie noch in das Arbeitszimmer des Prinzen führen.“

„Aber was wird der Prinz sagen?“

„Beruhigen Sie sich nur, er ist jetzt nicht darin, obwohl er bald darin sein wird.“ Die letzten Worte sprach er lachend zu sich selbst und öffnete die Thür.

Das erste, was die Bäuerin erblickte, war ein lebensgroßes Ölgemälde, das geradeüber von der Thür hing. Sie schrie laut auf; denn sie erkannte auf dem Bilde ihren Begleiter wieder.

„Wer ist das?“ fragte sie hastig.

„Das ist Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen,“ antwortete er, mühsam das Lachen verbeißend.

„Und Sie?“

„Ich bin das Original zu diesem Bilde, oder mit andern Worten: ich bin auch Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen. Die Leute nennen mich auch kurzweg „Fritz“.

„Unser Fritz! O Gott, o Gott!“ stammelte die Bäuerin und sank vor Schrecken in die Knie.

Der Prinz aber hob sie freundlich auf und sagte lachend:

„Nanu, jetzt sind Sie so weit mit mir gegangen und wollen sich nun erst vor mir fürchten? Sehe ich denn so schrecklich aus?“

Da mußte sie auch lachen, und die Furcht vor ihm war verschwunden. Er brachte sie wieder die Treppen hinunter, rief eine Droschke und bat sie, einzusteigen.

„Damit Sie nicht zu spät in den Schweidnitzer Keller kommen und Ihr Mann nicht zu schimpfen braucht. Ich lasse ihn übrigens grüßen. Adieu!“

Die Droschke rollte fort, und die Bäuerin hatte in ihrer Bestürzung nicht einmal Zeit gefunden, dem freundlichen Führer zu danken. Das ärgerte sie; aber wenn sie daran dachte, wie die Leute die Augen aufreißen würden, wenn sie ihnen erzählte, daß sie im Königlichen Schlosse gewesen sei, und der Prinz sie selbst umhergeführt habe, das erfüllte sie mit einem Stolze, der ihren Ärger vollständig erstickte.

Strahlend vor Freude kam sie im Schweidnitzer Keller an und konnte ihrem Manne und allen Leuten, die es hören wollten, nicht genug von der Freundlichkeit des Prinzen erzählen und wie „gemein“ er sich gemacht habe. Mit dieser letzten, etwas zweifelhaften Redewendung wollte sie andeuten, daß „Unser Fritz“ höchst leutselig gewesen sei.

Zum 9. März.

Unter den Palmen von San Remo
Sitzt ein hoher bleicher Mann,
Schaut aufs blaue Meer — und sieht's nicht,
Weilt daheim im grünem Tann.
Weilt daheim bei seinen Lieben
In dem deutschen Vaterland,
Aus dem ihn sein Leid vertrieben,
Seine Krankheit hat verbannt.

Da klingt's aus den Drähten nieder:
„Kaiser Wilhelm ist nicht mehr;
Kehre heim, sein Sohn und Erbe,
Volk erwartet Dich und Heer!“
Und obwohl der Heimat Lüfte
Ihm Verderben drohn und Tod,
Läßt er doch den sonn'gen Süden,
Und gehorcht der Pflicht Gebot.

Jubelnd grüßt ihn Süd und Norden,
Alles freut sich, ihn zu sehn;
Selbst die Lüfte, ihn zu schonen,
Scheinen nicht so rauh zu wehn.
Und er tritt des Vaters Erbe
An wie ein gesunder Mann,
Schafft vom Morgen bis zum Abend,
Soviel er nur schaffen kann.

Will die kurze Frist benützen,
Die der Tod ihm hat gestellt,
Zeigt als Landesherr und -vater,
Zeigt vor allem sich als Held.
Weißenburg und Wörth und Sedan
Flochten ihm den Lorbeerfranz,
Doch das Reich der hundert Tage
Zeigt als Helden erst ihn ganz.

Wie sein Vater unermüdllich,
In der letzten Tage Pein
Hatte auch der Kaiser Friedrich
Keine Zeit, um müd' zu sein.
Ehre seinem Angedenken!
Eine goldne Strahlenkron'
Webt sein Volk in treuer Liebe
Um den Dulder auf dem Thron.

Dem Andenken Kaiser Friedrichs III.

Denk' ich deiner, Kaiser Friedrich,
Hör' ich Trauerglocken klingen,
Schwebt's wie Flor vor meinen Blicken,
Tränen mir ins Auge dringen.
Du, vor allen auserwählt,
Auf dem Kaiserthron zu prangen,
Wardst dem Tode nur vermählt.

Karge hundert Schmerzenstage
Durftest du das Zepter führen,
Durftest du die Krone tragen;
Denn der Tod stand vor den Thüren.
Herzzerreißendes Geschick!
Dir zum Thron ein Sterbelager
Und ein Grab vor deinem Blick!

Und der Mund, der gern gesprochen,
Um des Herzens Sinn zu zeigen,
Das von Lieb' zur Menschheit glühet,
Dieser Mund — muß ewig schweigen.
Doch er trägt es wie ein Held,
Und er leidet ohne Klage
Bis der schwarze Vorhang fällt.

Denk' ich deiner, Kaiser Friedrich,
Dünkt mir Erdenglück ein Scherben.
Was bedeutet dieses Leben,
Wenn die besten Menschen sterben?
Nur ein einz'ger Trost ist da:
Starb der Beste doch der Besten,
Auch am Kreuz auf Golgatha!

Bismarckslied.

Die Freiheitschlacht, sie war geschlagen
Bei Leipzig auf dem weiten Plan,
Und jeder rechte Deutsche meinte,
Nun bräch' ein Wundermorgen an.
Der Wundermorgen wollt' nicht kommen,
Daß Reich der deutschen Einigkeit;
Die vielen Bruderstämme blieben,
Wie's immer war, auch jetzt entzweit.

Es brauchte einen Mann von Eisen,
Der unerbittlich, Riesen gleich,
Die kleinen deutschen Gaue schweißte
Zu einem großen Deutschen Reich.

Einen Mann
schon vor
man nicht
mit Gott
Alles
gen.

Und dieser Mann, er ist gekommen,
In unserm Bismarck stand er da:
Mit Blut und Eisen hat geschmiedet
Er uns das neue Reich, Hurra!

Dir, Bismarck, haben wir zu danken
Des ein'gen Deutschlands Herrlichkeit,
Und werden's nimmermehr vergessen,
So leicht vergeßlich auch die Zeit.
Und ruhst du nun im Sachsenwalde,
Dein Geist, dein Werk, sie bleiben da:
Dank dir, mein eisenherz'ger Kanzler!
Dir, Schöpfer Deutschlands, Heil! Hurra!

Generalfeldmarschall Graf Moltke.

Im Gedenkbuch des Germanischen Museums zu Nürnberg steht der schöne Spruch: „Allezeit treu bereit für des Reiches Herrlichkeit!“

Und der diesen Spruch einzeichnete, war kein geringerer, als der Generalfeldmarschall Graf Helmuth von Moltke. Er hat diese Worte aber nicht nur geschrieben, er hat sie zur Tat gemacht. Sein ganzes langes Leben hindurch war er wirklich „allezeit treu bereit für des Reiches Herrlichkeit“ seine besten Kräfte einzusetzen. Zählte er doch zu den Hauptbaumeistern des neuen Deutschen Reiches. Als Kaiser Wilhelm I. nach der Schlacht bei Sedan an festlicher Tafel ein Hoch auf die drei Männer: Bismarck, Roon und Moltke ausbrachte, sprach er: „Sie, General von Moltke, haben unser Schwert geleitet!“ Und so ist es in der Tat gewesen. Ohne die genauen, schon lange vorher ausgearbeiteten Kriegspläne Moltkes wäre eine so rasche Erledigung der Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 nicht möglich gewesen. Die Geschichte wird ihn deshalb stets zu den größten Kriegshelden der Welt rechnen und ihn einem Hannibal, Cäsar und Napoleon gleich achten. Dabei war er aber nicht etwa ein stolzer, unnahbarer Charakter, wie z. B. Wallenstein, nein, er war ein schlichter, einfacher Mann, freundlich gegen jeden, aber ein Feind von unnützen,

überflüssigen Worten und langen Auseinandersetzungen. Letztere Eigentümlichkeiten haben ihm den Namen „der große Schweiger“ eingetragen.

Man darf dreist behaupten, daß selten ein großes Haus dazu gehört, einem großen Manne als erste Heimstatt zu dienen. Es ließe sich eine ganze Reihe berühmter Männer herzählen, die in Armut und Dürftigkeit geboren wurden. Auch Moltkes Geburtshaus war kein Palast.

Es steht in dem kleinen mecklenburgischen Städtchen Parchim dieses Haus, und eine Inschrift erzählt den Vorübergehenden, daß in ihm am 26. Oktober 1800 Helmut Karl Bernhard von Moltke, der spätere Graf und Generalfeldmarschall, das Licht der Welt erblickte. Wie einst Gebhard Leberecht von Blücher, der geliebte „Marschall Vorwärts“, so hat auch Moltke nicht von Anfang an in preußischen Diensten gestanden. Als elfjähriger Knabe trat er in die Kadettenakademie in Kopenhagen ein. Dasselbst zeichnete er sich vor allen andern Schülern durch eisernen Fleiß und tiefe Gründlichkeit in seinen Studien aus. Die Offiziersprüfung bestand er mit Glanz. 1819 trat er als Leutnant in die dänische Armee ein. Doch die dänischen Verhältnisse waren seinem großen Geiste zu eng, zu beschränkt. Er bewarb sich daher um eine Stelle in der preußischen Armee, und da seine Zeugnisse ausgezeichnet gute waren, wurde er als Leutnant im Leibregiment Nr. 8 eingestellt.

Man erkannte hier seine außerordentliche Begabung sehr bald, und der schlichte Offizier wurde schon nach wenigen Jahren Lehrer an einer Kriegsschule und dann Mitglied des großen Generalstabs. 1835 gab ihm König Friedrich Wilhelm III. die Erlaubnis, eine Reise nach der Türkei zu machen. Nur drei Wochen gedachte er sich in Konstantinopel aufzuhalten und dann über Athen und Konstantinopel in die Heimat zurückzukehren, aber Sultan Mahmud I. fand solchen Gefallen an dem einfachen preußischen Hauptmann, daß er ihn sich zum Ratgeber bei der Umgestaltung des türkischen Heerwesens erbat. Nachdem Moltke von seinem Könige auch dazu die Erlaubnis erhalten hatte, blieb er vier Jahre in der Türkei und nahm an dem türkisch-ägyptischen Feldzuge teil. Damals schon zeigte er sein bewundernswertes Geschick, den Ausgang einer Schlacht, eines Krieges voraussehen zu können.

Einmal wollte ein türkischer Pascha den Ägyptern eine Schlacht liefern und fragte unsern Moltke um seine Meinung. „Erzellenz,“ erwiderte dieser, „die Schlacht können Sie unmöglich gewinnen.“ Der Türke lächelte hochmütig und meinte, das würde sich zeigen.



Generalfeldmarschall Graf Moltke.

„Nun wohl,“ sagte Moltke, „dann will ich wenigstens nicht dabei sein.“ Er blieb im Lager zurück und hatte nach wenigen Stunden die zweifelhafte Genugtuung, seine Voraussagung erfüllt zu sehen. Die türkische Erzellenz kehrte geschlagen ins Lager zurück.

Um viele Erfahrungen reicher wandte sich Moltke nach Preußen zurück. Mit zäher Ausdauer erklimm er Stufe für Stufe der

militärischen Ehrenleiter. Der nachmalige Kaiser Friedrich, der ihn wie einen Freund liebte und verehrte, machte ihn 1855 zu seinem Adjutanten.

Was der große Schlachtendenker in den letzten drei Kriegen geleistet hat, ist jedermann genugsam bekannt, wir brauchen hierüber kein Wort zu verlieren.

Mit Ehrenbezeugungen überhäuft, mit vielen Orden geschmückt, kehrte er im Jahre 1871 aus dem letzten, größten und bedeutungsvollsten Feldzuge an der Seite seines Kaisers nach Berlin zurück.

Rüstig arbeitete er von da an noch siebzehn Jahre an dem Ausbau der Wehrkraft Deutschlands. Am 9. August 1888 erst reichte der Achtundachtzigjährige sein Abschiedsgesuch ein. Kaiser Wilhelm II. genehmigte es mit schwerem Herzen. Seine letzten Lebensjahre verbrachte der greise Feldmarschall auf seinem Schlosse Kreisau bei Schweidnitz, vor dessen Eingang zwei eroberte Kanonen standen, die ihm Kaiser Wilhelm I. aus Dankbarkeit zum Geschenk gemacht hatte.

Wie diesem, seinem erhabenen Kriegsherrn, war es auch ihm vergönnt, seinen 90. Geburtstag feiern zu können, und eine ganz besondere Ehre wartete seiner an diesem Tage. Kaiser Wilhelm II. ließ sämtliche Fahnen und Standarten aller Garderegimenter, die sonst im Vorzimmer des Kaisers stehen, in das Palais Moltkes überführen. Von ihnen umringt, empfing der greise Held die Glückwünsche seines jungen Landesfürsten und der gesamten deutschen Armee.

Wenige Monate nach diesem ehrenreichen Tage, am 24. April 1891, schied der bescheidene, stille und doch so große Mann aus den Reihen der Lebenden. Seine irdischen Überreste ruhen in Kreisau; sein Bild lebt in den Herzen der dankbaren Deutschen fort, und seine reine Seele ist sicher dort, wo wir alle einmal hinkommen wollen, im Himmel.

Du aber, nimm dir ein Beispiel an der stillen, schlichten Größe dieses Mannes und sei wie er „allezeit — treu bereit — für des Reiches Herrlichkeit!“

Ein hohes Beispiel.

So manches Bublein, dem seine Schularbeit zu schwer wird, wischt eine Träne aus dem Auge und seufzt: „Ach, wäre ich doch ein Prinz, da brauchte ich mich nicht so zu plagen. Da könnte ich immerfort spielen und hätte alle Tage Kuchen und Zuckerwerk, Gesottenes und Gebratenes.“ Damit ist aber das liebe Bublein ganz auf dem Holzwege. Solche Prinzen, die gar nichts zu tun und zu lernen brauchen, findet man nur in Märchen. Das Bublein würde Augen machen, wenn es die Arbeiten eines Prinzen verrichten sollte; wenn es von früh bis spät bei den Büchern sitzen, lesen, schreiben, musizieren und zuletzt gar noch exerzieren müßte. Ja, da würde es Augen machen!

Aus Prinzen werden Kaiser und Könige, Fürsten und Heerführer; und solche müssen, wenn sie anders ihr Amt recht verwalten wollen, mehr verstehen als andere Leute, die weniger Verantwortung zu tragen haben. Daher haben sie auch mehr zu lernen. Und wenn andere Kinder noch an weiter gar nichts denken als ans Spielen, da spricht so ein Prinz schon englisch und französisch und kann marschieren und mit Gewehr und Säbel exerzieren wie ein richtiger Soldat.

Damit aber so ein Bublein, dem sein bißchen Lernen gar zu hart ankommt, einen Begriff bekommt von dem, was ein von ihm beneideter Prinz zu lernen hat, will ich in kurzen Worten von den Lehr- und Lernjahren unseres Kaisers und Königs Wilhelm II. berichten.

Schon mit drei Jahren begann sein Unterricht, indem ihn zwei Erzieherinnen, eine Französin und eine Britin, die französische und englische Sprache lehrten. Daran schloß sich der Unterricht im Lesen und Schreiben, den er mit seinem Bruder Heinrich gemeinschaftlich empfing. Prinz Wilhelm — so hieß unser Kaiser damals noch — machte besonders im Schreiben tüchtige Fortschritte, so daß sein Lehrer sagte: „Ich befürchte, daß mich Prinz Wilhelm übertreffen wird.“ Wie wenige Lehrer können gleiches von ihren Schülern sagen.

Mit dem vollendeten siebenten Lebensjahre schritt man an die eigentliche wissenschaftliche und militärische Ausbildung. Das Lieblingsfach unseres Kaisers war deutsche und preußische Geschichte. Heldengestalten, wie Siegfried, Roland, Karl der Große,

Barbarossa u. a. erregten sein lebhaftes Wohlgefallen. Aber er lernte nicht nur so eifrig in jenen Fächern, die ihm leicht fielen und an denen er Freude hatte; nein, er studierte mit gleichem Eifer alles, was ihm seine Pflicht vorschrieb.

Nach tüchtiger, fleißiger Arbeit sorgten die Eltern des Kaisers aber auch für die nötige Erholung. In den Freistunden übte er sich im Klettern, Fechten, Schießen, Turnen und Rudern. Er besaß ein eigenes kleines Boot, das den Namen „Ruckuck“ führte. Meistens spielte er mit seinen Geschwistern, dem Prinzen Heinrich und der Prinzessin Charlotte. Doch sollte er auch die Bekanntschaft mit Kindern aus anderen Volksklassen machen. Wenn Prinz Wilhelm mit seinen Eltern und Geschwistern auf das Gut Bornstedt kam, wurden sämtliche Schulkinder des Dorfes zu einem großen Kinderfest eingeladen.

In späteren Jahren wurden alle Sonntage und manchmal auch an Wochentagen Kadetten ins Neue Palais eingeladen, um mit den Prinzen zu spielen. Das war eine Lust! Im Spielen, Turnen, Regelschieben, Klettern und Schießen suchte es immer einer dem andern zuvorzutun. Und wenn auch die Kadetten den Prinzen im Turnen überlegen waren, übertraf sie Prinz Wilhelm doch alle in der Handhabung des Gewehres und Prinz Heinrich im Klettern am Mast.

Am 27. Januar 1869, an dem Tage, als der Prinz zehn Jahre alt geworden war, ernannte man ihn zum Offizier. Sein Großvater, Kaiser Wilhelm I., übergab ihm selbst die Ernennungsurkunde; und sein Vater, Kaiser Friedrich III., überreichte ihm auf goldener Schlüssel Band und Stern des Schwarzen Adlerordens.

So vergingen die Jugendjahre des Prinzen in Ernst und Spiel. Am 1. September 1874 wurde er in der Friedenskirche zu Potsdam konfirmiert. In dem selbstverfaßten Glaubensbekenntnisse gelobte er, sein Leben lang die Hoffnung auf Gott zu setzen und den Heiland zu lieben. Er schloß mit den Worten: „Ich weiß, daß schwere Aufgaben im Leben meiner warten; aber gerade dieses soll meinen Mut stählen und nicht niederdrücken.“ Ein schneidendes, kraftvolles Wort, ein echtes Kaiserwort.

Fast in allen Fürstenhäusern ist es Sitte, daß die Kinder nur im Elternhause erzogen werden und keine öffentliche Schule besuchen. Die Eltern des Kaisers wollten es anders. Ihre

Söhne sollten mit den Kindern des Volkes zusammensitzen, sollten sich denselben Gesetzen unterwerfen wie andere Schüler, sollten die Freuden und Leiden des Schullebens kennen lernen und im Wettkampfe mit anderen ihre Kräfte üben und vermehren. So kamen die Prinzen Wilhelm und Heinrich an das Gymnasium in Kassel, wo sie sich der Zucht und Ordnung ebenso fügen mußten wie die anderen Schüler. Prinz Wilhelm wurde als ein fleißiger und gewissenhafter Schüler von allen Lehrern gerühmt. Doch saß er nicht etwa auf dem ersten Plaze; nein, er war in der Rangordnung der Schüler der zehnte. Für sein fleißiges Streben aber wurde er zu wiederholten Malen mit ausgezeichneten Preisen bedacht.

Die Prinzen unterschieden sich im Außern durch nichts von den anderen Schülern. Ihre Anzüge waren einfach und schlicht. Auch die kleinen Klassenarbeiten, welche die Schüler der Reihe nach zu verrichten haben, wurden bereitwillig von ihnen ausgeführt. Sie reinigten die Wandtafel, spitzten die Kreide und wuschen die Schwämme aus, wenn die Reihe an sie kam.

Drei Jahre verblieb der Prinz in Kassel, dann bestand er die Abgangsprüfung in glänzender Weise.

Am 1. Februar 1877 trat er in das 1. Garderegiment zu Fuß ein; und so pünktlich und sorgfältig er als Schüler gewesen war, tat er auch seine Dienste als Offizier. Ein tüchtiger Soldat und Feldherr zu werden, erschien ihm stets als eine hohe und würdige Aufgabe. Vom 1. Garderegiment zu Fuß trat er in das Gardehusarenregiment über und bewährte sich hier als vortrefflicher Reiter und Reiteranführer. Niemand freute sich mehr über seine Liebe zum Heerwesen, als sein Großvater, der hochselige Kaiser Wilhelm I., der bei einer Gelegenheit sagte: „Einen so guten Offizier finde ich nicht wieder.“

Bevor Prinz Wilhelm aber zu höheren militärischen Würden aufstieg, besuchte er noch ein Jahr lang die Universität Bonn, wo auch sein Vater studiert hatte. Hier bildete er sich in Rechts- und Staatswissenschaften weiter, um einst seinem Volke ein weiser Führer, ein gerechter Richter zu sein.

Mit diesem Aufenthalt in Bonn enden die eigentlichen Lehr- und Lernjahre des Kaisers, obwohl er bis zum heutigen Tage nicht aufgehört hat, Neues in seinen Geist aufzunehmen und täglich weiser und seines hohen Amtes würdiger zu werden.

Für die Kinder steht unser Kaiser da als ein Beispiel, dem sie nachfolgen sollen. Ohne tüchtiges, strammes Lernen geht es heutzutage einmal nicht auf der Welt. Lernen muß jeder, von der erhabenen Person des Kaisers herab bis zum ärmsten Hirtenhüblein. Wer nichts gelernt hat, bleibt immer unten in der Welt, kann unmöglich emporkommen. In den Märchen hören wir zwar, daß die dummen Menschen das meiste Glück haben; das ist aber eben nur ein Märchen. In der Wirklichkeit bringt es nur der Kluge, der Tüchtige zu etwas.

Wer seinem Kaiser zum Geburtstag eine wahre Freude bereiten will, der lerne fleißig, wie er selbst fleißig gelernt hat, damit ihm treue Untertanen und tüchtige Staatsbürger erwachsen.

Und du, der du die Prinzen um ihre schöne Zeit und um ihr gutes Leben beneidest, dir habe ich deutlich gezeigt, daß du in einem gewaltigen Irrtum befangen warst. Merke dir für künftig den Spruch J. P. Hebels:

„Die goldene Krone drückt schwer,
’s ist nicht, als wenn’s ein Strohhut wär!“

Der Kaiser hilft!

Der letzte Schein eines trüben Novembertages fiel in eine ärmliche, aber peinlich sauber gehaltene Dachstube, an deren einzigem kleinen Fenster ein junges, bleiches Mädchen saß, das mit einer Näharbeit beschäftigt war. Sie sah nicht ein einziges Mal auf; flink und unermüdlich handhabte sie die Nadel. Ein altes, gebrechliches Mütterchen trat hüstelnd und hinkend in die Stube. Das Mädchen merkte es nicht eher, bis sich eine magere, zitternde Hand auf ihre Schulter legte; denn sie war taubstumm, war eine von jenen Unglücklichen, die nicht sprechen gelernt haben, weil sie nicht hören können. Doch mußte sie mit ihrer Hände Arbeit sich selbst und ihre fränkliche Mutter erhalten.

„Hör’ auf, mein Kind, du verdirbst deine Augen,“ sagte das Mütterchen, seine Worte mit entsprechenden Gesten begleitend.

Die Taubstumme blickte auf, zuckte mit den Schultern und lächelte wehmütig. Dann ergriff sie eine Schreibtafel und schrieb

im Handumdrehen die Worte: „Die Miete, Mütterchen, ist fällig, und wenn wir sie nicht aufbringen, dürfen wir nicht länger hier wohnen. Der Hauswirt ist hart.“

Mütterchen laß und seufzte; das Mädchen nähte weiter. Erst um Mitternacht ging es zur Ruhe, konnte aber lange nicht einschlafen. Schon seit Jahren war es ihr innigster Wunsch, eine Nähmaschine zu besitzen. Wenn sie auch schön und sauber



Kaiser Wilhelm II.

mit der Hand nähte, so ging das doch zu langsam, und sie brachte so wenig fertig, daß der Erlös ihrer Arbeit nur für die aller-
notwendigsten Bedürfnisse ausreichte und selbst für diese nicht
allemaal.

Während sie so schlaflos dalag, kam ihr urplötzlich der Ge-
danke, an den Kaiser zu schreiben und ihn um eine Nähmaschine
zu bitten. Der Gedanke erfüllte ihr Herz mit freudiger Hoffnung,

und sie schlief getröstet ein. Am andern Morgen schrieb sie einen wegen seiner Einfachheit doppelt rührenden Brief an den Kaiser. Sie schilderte darin ihre Not.

„Wenn ich eine Nähmaschine hätte,“ schloß der Brief, „würde ich mehr verdienen, und mein altes, krankes Mütterlein brauchte keine Not mehr zu leiden. Darum flehe ich zu Ew. Majestät, meine Bitte gütigst zu gewähren.“

Die kaiserliche Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Kaum waren zwei Wochen vergangen, da saß unsere arme, taubstumme Näherin an einer funkelneuen Maschine, und das alte Mütterchen fand nicht Worte genug, die Güte des Kaisers gegen alle Bekannten und Unbekannten zu preisen.

Kaisersohn und Bierfahrer.

Unter den Linden in Berlin herrschte ein buntbewegtes Leben und Treiben. Tausende und Tausende wogten durcheinander — zu Fuß und zu Roß, in Droschken, Autos und elektrischen Wagen, Arme und Reiche, Müßige und Geschäftige, Zufriedene und Unzufriedene.

Zu letzteren gehörte ein riesiger Bierfahrer in blauer Bluse und Lederschurz, der einen schweren Handwagen verdrossen vor sich herschob.

„Ein Lasttier ist man, weiter nichts,“ knurrte er. „Arbeiten von früh bis abends, während andere sich putzen und spazieren gehen. Wie sie plappern und lachen, die Zierpuppen, die ich mit einer Hand zerdrücken könnte! Keines würdigt mich Packesel auch nur eines Blickes, und doch bin ich ebenso gut ein Mensch wie sie. Mein einziges Verbrechen ist, daß meine Eltern arm waren, daß sie mich nicht etwas lernen lassen konnten. Wenn man schon als Schulkind das Brot mitverdienen helfen muß, das ist schon schlimm. Frühzeitig aus dem Neste zum Bäcker, um Semmeln auszutragen. Nachmittags Zeitungen austragen. Abends Regel aufsetzen in einer Tunnelbahn. Dann sitzt man in der Klasse wie so ein Klumpen Lehm, man sagt nichts und behält nichts. Man hat Not und Mühe, die Augen offen zu halten. Die Lehrer aber meinen, man sei ein ganz miserabler Faulpelz und dann gibt's was mit dem Stock. Es wundert mich einzig, wie ich bei diesem

Hundeleben so groß und stark werden konnte! Beim Militär hätte ich's zu etwas bringen können. Fehlte mir wieder die Schulbildung. Nicht einmal ordentlich schreiben konnte ich. Da war's wieder aus. Also muß ich mich eben rackern und schinden, bis sie mich einmal irgendwo ohne Sang und Klang einscharren — auf einem Armenfriedhofe. Dann kräht kein Hahn mehr nach dem langen Tappert. Ein Glend ist's mit diesem bißchen Leben!"

Er schob seinen Wagen an eine der Linden, um sich ein wenig auszuruhen. Ein rotes Taschentuch zog er aus der Bluse und trocknete sich die heiße Stirn, auf der schwere Schweißtropfen standen. Dabei starrte er grimmig in das verwirrende Gedränge.

Auf einmal ruft eine helle, freundliche Stimme: „Guten Tag, Tappert! Wie geht's, alter Freund?"

Der Bierfahrer zuckt zusammen, als habe er einen elektrischen Schlag erhalten. Unwillkürlich fahren die Hacken zusammen, fährt die Hand an den Mützenschirm. Diese Stimme kennt er. Unter Tausenden würde er sie heraushören. Freudig blickt er auf.

An seiner Seite hält zu Pferde ein Oberst der roten Husaren und reicht ihm die weißhandschuhte Rechte.

„Prinz Wilhelm," entfährt es dem Bierfahrer. Rasch wischt er sich die Hand an dem rasselnden Schurzfell und schüttelt sodann die des Kaisersohnes mit einer fast beängstigenden Innigkeit.

„Wie's geht, Kaiserliche Hoheit? Gut, sehr gut, seit ich Sie gesehen habe."

„Und vorher?"

„Na — hm! — Eben schämte ich mich meines Bierwagens und meiner Arbeit, die mir doch reichliches Brot einbringt. Aber da ich sehe, daß Kaiserliche Hoheit mich auch im Arbeitskleide nicht verachten, ist alles wieder gut. Gott segne Sie, Kaiserliche Hoheit!"

„Immer den Kopf hübsch oben behalten, mein lieber Tappert, und 's wird alles gehen!"

Noch einmal schüttelte der Kaisersohn dem Bierfahrer die Hand, dann ritt er unter dem Jubel des Volkes von dannen.

Tappert aber sah sich gleich darauf von Neugierigen umringt, die ihn mit Fragen förmlich überschütteten.

„Wer sind Sie? Wie heißen Sie? Wie kommt es, daß Prinz Wilhelm Sie anredet?“

„Wer ich bin? Ein armer Bierfahrer, wie Sie sehen. Aber der dort ist einmal mein Hauptmann gewesen. Stand nämlich 1880 bei der 2. Kompanie des 1. Garderegiments zu Fuß und unser Hauptmann hieß Prinz Wilhelm von Preußen.“

„Da können Sie freilich stolz sein!“ meinte ein Herr.

„Bin ich auch! Herr, du mein Gott, wenn ich an jene Zeit denke, geht mir's wie Feuer durch die Adern!“

„So war er ein guter Hauptmann?“

„Einen bessern gibt's auf der ganzen Welt nicht, Herrschaften! Er war noch so jung damals und doch wie ein Vater zu uns.“

„Erzählen Sie! Erzählen Sie!“ erschallte es im Kreise.

Der vorher so verdrossene und härbeißige Bierfahrer strahlte jetzt wie ein Seliger des Himmels. Im stolzen Gefühl seiner Wichtigkeit ließ er sich auf dem Rande seines Karrens nieder.

„Ja, Herrschaften, er war wie ein Vater zu uns. Andere Prinzen führen ihre Kompanie, weil sie müssen, überlassen aber die Hauptsache dem Feldwebel, der Mutter der Kompanie. Prinz Wilhelm aber kannte jeden einzelnen von uns von der Kofarde an der Mütze bis zum letzten Nagel an der Stiefelsohle. Von jedem wußte er, woher er sei, was seine Eltern waren, wieviel Geschwister er habe, ob er von reicher oder armer Herkunft usw. Wenn er der Instruktionsstunde beiwohnte, fragte er bald den, bald jenen, wie es zu Hause gehe, was die Eltern machten und dergleichen mehr. Schrieb einer einen Brief, so mußte er sicher einen Gruß vom Hauptmann ausrichten, und wie freuten sich dann die Eltern des Soldaten, wenn sie ein Prinz von Preußen, der Enkel des Kaisers, grüßen ließ.“

„Einmal bekam ich einen Brief, daß mein Vater schwer erkrankt sei. Er ist Maurer und war vom Bau gefallen. Da sollte ich dann schnell nach Hause kommen, da man nicht wissen könne, ob er die Sache überstehen werde.“

„Da holten Sie sich Urlaub beim Prinzen?“

„Ja. Und der Prinz sagte: »Tappert, in diesem Falle müssen Sie auf der Stelle nach Hause fahren. Haben Sie Geld?« — Da wurde ich verlegen, denn ich hatte keinen roten Pfennig. Er aber hatte auch schon die Hand in der Tasche und gab mir,

was ich brauchte und noch viel mehr und ich mußte auf der Stelle zur Bahn. »Grüßen Sie mir Ihren kranken Vater auch recht schön,« rief er mir noch nach, »und ich lasse ihm gute Besserung wünschen!« Und ich glaube, mein alter Vater ist allein von diesem Gruße gesund geworden, so hat er sich darüber gefreut, so sehr fühlte er sich geehrt, er, um den sich sonst keine Menschenseele kümmerte. »Da sieht man doch, daß auch die Großen ein Herz im Leibe haben,« meinte er immer wieder. »Und das wird einmal ein guter Kaiser werden, ein Landesvater, wie er im Buche steht,« hat er wohl tausendmal gesagt."

"Und wenn Sie selbst krank wurden?" fragte eine Dame.

"Ich selbst bin noch nie krank gewesen," entgegnete stolz der Bierfahrer. "Aber die andern — na ja, es hält sie freilich nicht jeder aus die Strapazen. Aber die krank wurden, die hatten's gut. Die konnten sicher sein, daß sie der Hauptmann im Lazarett besuchte und sich genau nach ihrem Befinden erkundigte. Scharf war er dahinter, daß sie gut versorgt wurden, daß es ihnen an nichts fehle, und meistens brachte er ihnen noch irgend ein Geschenk mit: Äpfel, Apfelsinen, ein paar gute Zigarren, eine Flasche Wein, je nachdem."

"Und wie war er im Dienst?"

"Im Dienst?" lachte der Bierfahrer und zündete sich eine Zigarre an, die ihm ein Herr geschenkt hatte. "Im Dienst hatten wir freilich auch bei ihm nichts zu lachen. Da mußte alles klappen bis ins kleinste. Auf alles hat er gesehen und nichts entging seinen scharfen Augen. In der Kaserne, in der Küche, auf dem Exerzierplatze, auf der Kammer, überall sah er selbst nach und ließ sich von keinem vertreten. Wie er seine Pflicht erfüllte, verlangte er es auch von jedem andern. Da gab's keine Ausrede. Doch suchte er uns den Dienst so angenehm als möglich zu machen. Beim Schießen z. B. gab's immer Prämien, und der beste Schütze der Kompanie erhielt am Ende des Jahres eine Uhr, in die des Prinzen Name eingeschrieben war.

"Auch dafür sorgte er, daß es nicht so kahl und leer in unserer Kaserne aussah. Er schenkte uns Bilder mit eigenhändiger Widmung für die Stuben, und in den Korridoren ließ er Abdrücke jenes berühmten Armeebefehls aufhängen, den der alte Kaiser bei der zehnten Wiederkehr des Sedantages erlassen

hatte. Wenn Sie wollen, können Sie das alles noch zu sehen bekommen in unserer Kaserne in der alten Potsdamer Gewehrfabrik.

„Auch Feste haben wir gehabt, große und schöne Feste. Wenn wir uns wochenlang ehrlich gequält hatten, sollten wir uns auch wieder einmal gründlich austoben können.“

„Ein solches Fest veranstaltete er gleich nach der Übernahme der 2. Kompanie. Heidi, da ging's lustig zu. Da haben wir gegessen und getrunken und getanzt und Theater gespielt die halbe Nacht durch.“

„Ganz besonders liebenswürdig aber war der junge »Kompanievater« zu Weihnachten. Da ließ er gleich für die ganze Kompanie den Weihnachtstisch decken. Außerdem wurde jeder Mann noch mit einem besonderen Geschenke bedacht, das er sich vorher auswählen oder bestimmen konnte. Die Unteroffiziere schrieben sich nämlich die Wünsche eines jeden auf, und wenn irgend möglich, wurden sie vom Hauptmann erfüllt.“

„Ach Gott, tagelang könnte ich von meinem lieben, alten Hauptmann erzählen, aber der einzige Umstand ist bloß der, ich habe man keine Zeit nich. Um 10 Uhr muß das Bier hier an Ort und Stelle sein, sonst frißt mich der Budiker auf. Ist so'n kleiner Hitzkopf, wissen Sie. Dick wie ein Tönnchen, und Stehhaare hat er wie so'n Igel.“

„Und vor dem fürchten Sie sich?“

„Ja mir fürchten? Na, da kennen Sie Buchholzen schlecht! Aber es tät mir bloß leid, wenn der Kerl explodierte, wissen Sie, und das ist bei dem sehr leicht möglich. Da braucht's keen Streichholz nich. Adje, meine Herrschaften, und denken Sie manchmal an mich!“

„Adje! Adje!“

Aus dem härbeißigen Menschen war auf einmal der reine Übermut geworden. Wohlgemut schob er seine Karre weiter. Was kümmerten ihn jetzt die vielen geputzten Herrschaften! Er beneidete sie nicht mehr. Er hatte vor ihnen allen etwas voraus: der Kronprinz hatte mit ihm gesprochen.

291

Aus dem Leben unserer Kaiserin.

Vor mehreren Jahren waren große Manöver oder Truppenübungen in Schleswig-Holstein. Bei dem reichen Bauer Jens Jensen in Gravenstein hatten sich zwanzig Husaren mit ihren Pferden einquartiert, die ein Leben in das alte Gehöft brachten, wie es toller darin noch nie gesehen worden war. Niemand gefiel dieses weniger als dem mürrischen Besitzer, niemand mehr, als der kleinen Martha, einer armen Waise, die als Gänsemädchen auf dem Hofe diente. Das war doch einmal ein Leben! Da gab es doch einmal was zu sehen: lachende Gesichter, nette Uniformen, blitzende Säbel, bäumende Pferde! War das schön!

Wenn sie abends ihre Gänse in den Stall trieb, lagen die Husaren unter der großen Linde neben der Scheune und ruhten sich von den Mühen des Tages aus. Sie lachten und scherzten und trieben allerlei Dummheiten. Der alte, ernste Lindenbaum rauschte mißbilligend mit seinen Zweigen; er war so etwas nicht gewöhnt. Das wettergebräunte Gehöft, das fast so mürrisch und verdrossen aussah wie sein Besitzer, knackte vor Unbehagen an allen Ecken und Enden. Die schwarzen, runden Giebelfenster blickten so drohend wie zwei Augen in einem zornigen Gesicht; aber die Husaren machten sich nichts draus und lärmten weiter.

Unter den zwanzig Reitern war ein Unteroffizier, der trug einen so furchtbar wilden Bart wie der böse Niklas und hatte ein so schwarz verbranntes Gesicht wie Kaspar unter den heiligen drei Königen, aber zwei treue blaue Augen hatte er, aus denen sein gutes Herz in die Welt hinauslachte.

„Morgen kommt unsere Kaiserin nach Gravenstein,“ sagte dieser eines Abends zu der kleinen Martha. „Die mußt du dir ansehen!“

„Wie gern!“ antwortete das Mädchen. „Aber ich kann ja nicht. Morgen frühzeitig muß ich die Gänse auf die große Wiese hinter dem Schlosse treiben und darf vor Abend nicht zurückkommen.“

„Ach was!“ entgegnete der Husar. „Die Gänse werden es nicht übel nehmen, wenn sie auch einmal nicht oder einige Stunden später auf die Wiese kommen.“

„Der Herr wird es nicht erlauben,“ sprach kleinlaut das Kind.

„Werde mal mit ihm reden, Kleine! Dort kommt er eben aus dem Hause.“ Er nickte dem Mädchen freundlich zu und ging dem Bauer entgegen.

Jens Jensen war ein stämmiger, unterseßter Mann mit harten, strengen Gesichtszügen.

„Herr Jensen,“ redete ihn der Unteroffizier an, „Sie haben gewiß auch schon gehört, daß unsere Kaiserin morgen nach Gravenstein kommt. Ihre kleine Gänsehirtin dort möchte die hohe Frau so gern sehen. Nicht wahr, Sie erlauben ihr doch, mit den andern dem Einzug Ihrer Majestät beizuwohnen.“

Der Bauer paffte große Wolken aus seiner kurzen Pfeife und erwiderte nach einer Weile mit langsamer, schleppender Stimme: „Geht nicht. — Die Gänse dürfen nicht versäumt werden. — Und wenn auch das Mädel die Kaiserin nicht sieht, deswegen weht der Wind weiter. — Zum Spaziergehen halte ich meine Leute nicht.“ Sprach's, ließ den Husaren stehen und ging ins Haus zurück.

Die blauen Augen des wildbärtigen Kriegers blitzten Zorn und Entrüstung. „Poß Hagel und Wetterschlag!“ — grollte er. „Du bist mir ein sauber Brüderlein! — Einem Kinde eine unschuldige Freude mißgönnen, das halte ich für eine Sünde, die gleich hinter dem Totschlag kommt. — Armes Kind!“

Martha, welche die unfreundliche Rede ihres Brotherrn gehört hatte, weinte heftig hinter der vorgehaltenen Schürze.

„An deiner Stelle würde ich morgen die Gänse fliegen lassen,“ sagte der Husar, „und doch zu dem Feste gehen.“

Sie schüttelte indes den hellen Flachskopf. Einer solchen Untreue wollte sie sich nicht schuldig machen.

„Hast recht, Kind,“ fuhr er fort. „Das darfst du nicht tun. Ich wollte dich auch nicht aufheizen. Die Worte fuhren mir nur so im Unwillen heraus. Sei still und weine nicht! Ich will morgen früh noch einmal mit dem Bauer reden.“

Aber als die Husaren des andern Tags aufbrachen, saß die kleine Martha längst draußen auf der Schloßwiese und hütete ihre geflügelte Herde. Der Bauer hatte sie besonders zeitig hinausgejagt, und der Husaren-Unteroffizier bat zum zweitenmal vergebens.

Es war ein trauriger Tag für das gute Mädchen. Der Jubel des Volkes, der Gesang ihrer Schulkameraden, helle Trom-

petensignale, brausendes Hurrageschrei, das Knattern des Gewehrfeuers, der Donner der Kanonen — das alles drang wie Klänge aus einer andern Welt, einer Welt, aus der sie allein ausgeschlossen war, an ihr Ohr und erfüllte ihr kleines Herz mit einer Bitterkeit, die es zu zersprengen drohte. Sie barg das Gesichtchen in ihrer rauhen Schürze und weinte bitterlich.

„Warum weinst du, mein Kind?“ fragte plötzlich neben ihr eine Stimme voll Güte und Mitleid. Martha blickte auf und sah durch den Tränenschleier eine hohe, schöne Dame, die sich freundlich zu ihr herabbeugte.

„Warum weinst du, Kleine?“ fragte die Dame noch einmal und inniges Mitleid stand in ihren schönen Zügen zu lesen.

Aufs neue rollten große Tropfen über die Wangen des Kindes, und das Gefühl des erlittenen Unrechts drohte ihm die Kehle zuzuschnüren. Aber tapfer kämpfte es den Tränenstrom hinab; rasch fuhr es mit dem Armel seiner gestickten Jacke über die Augen.

„Ich hätte so gern unsere Kaiserin gesehen,“ sprach es mit von Schluchzen unterbrochener Stimme, „aber der Bauer erlaubte es nicht. Ich mußte wie sonst die Gänse hier auf die Wiese treiben und sehe nun von dem ganzen Feste nichts.“

„Wer sind deine Eltern, liebes Kind?“

„Ich habe keine. Sie sind gestorben — beide — Vater und Mutter — und der Bauer Jensen hat mich zum Gänsehüten angenommen.“

„Das arme Kind!“ sagte leise die schöne Dame zu einem hohen, alten Herrn, der unterdessen herangekommen war. Dann nahm sie das Mädchen freundlich an der Hand. „Komm,“ sprach sie, „du sollst doch noch die Kaiserin sehen. Ich will sie dir zeigen!“

Einen Augenblick glitt es wie Frühlingssonnenschein über die hübschen Züge des Kindes, dann aber sagte es traurig: „Ja, wenn die Gänse nicht wären! Die darf ich nicht allein lassen.“

„Ich möchte das Kind gar zu gern mit in das Schloß nehmen,“ flüsterte die Dame dem Herrn zu.

„Dann muß ich eben stellvertretender Gänsehirt werden,“ entgegnete gutgelaunt der alte Herr. „Anders geht das Ding nicht. — Gib mir deine Gerte, Kleine! Ich will, solange du im Schlosse bist, auf deine Gänse acht geben.“

„Wie gut Sie sind!“ sprach die Dame und reichte ihm dankend die Hand, die er ehrerbietig küßte. „Adieu, und lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden!“ Damit eilte sie mit dem Kinde dem Schlosse zu.

In einem schön ausgestatteten Zimmer angekommen, nahm sie eine glitzernde Kette aus einem herrlich geschnitzten Kästchen und hing sie dem Mädchen um den Hals. An der Kette befand sich ein prachtvolles Medaillon. Die Dame drückte auf eine Feder, der Deckel sprang auf und zeigte ein kleines Bild. „Siehst du,“ sprach sie zu dem Mädchen, „das ist die Kaiserin. Ich will dir die Kette mitsamt dem Bilde schenken, damit du sie dir, so oft du willst, ansehen kannst.“

„Aber das bist du ja selbst!“ rief das Kind ganz erstaunt aus.

„Nun ja, ich bin deine Kaiserin!“

Wortlos und zitternd stand die kleine Hirtin vor der hohen Frau. Helle Tränen traten in ihre braunen Augen; aber es waren Tränen der Freude. Tiefbewegt küßte sie die Hände der guten Herrscherin.

„So,“ sagte diese und strich ihr das Flachshaar aus der Stirn, „und nun kehre wieder zu deinen Gänsen zurück, liebes Kind und bedanke dich auch schön bei deinem Stellvertreter. Es ist der Generalfeldmarschall Graf Moltke!“

Ganz betäubt von dem Erlebten langte Martha wieder auf dem Weideplatze an, wo der große Schlachtenderker noch immer seines Amtes als stellvertretender Gänsehirt waltete. Nur mit Mühe vermochte sie einige Worte des Dankes zu stammeln, als ihr Graf Moltke die Gerte zurückgab.

„Und hier, Kindchen,“ sprach er, „hast du auch ein Andenken von mir!“ Damit drückte er ihr etwas in die Hand und ging, ohne den Dank abzuwarten, mit schnellen Schritten dem Schlosse zu. Ein Goldstück hatte er dem Mädchen geschenkt.

So herrlich endete der Tag, der so traurig begonnen hatte. Noch nie hatte die Welt eine glücklichere und reichere Gänsehirtin gesehen als die kleine Martha in Gravenstein. Und als die Sterne aufgingen und der Mond über die weite Welt leuchtete, da kniete sie nieder an ihrer ärmlichen Bettstatt, und ein heißes Gebet stieg zum Himmel auf — für das Glück ihrer Kaiserin.

Zum Geburtstage unserer Kaiserin.

Am 22. Oktober.



Es grüßen Dich, o Landesmutter,
Wir Kinder all an diesem Tag,
Der Dir in Wonne, Glück und Frieden
Noch oftmals wiederkehren mag.

Viel Freude blüh' auf Deinen Wegen,
Wie Rosen blühn im schönen Mai'n,
Und strahlend stets des Glückes Sonne
Auf allen Deinen Pfaden schein'!

Und wie im Mondenglanz des Friedens
Dein ganzes, frisches Leben lag,
So mög' es bleiben heut und immer.
Gott segne Dich an jedem Tag!

Unser Kronprinz.

Gewiß habt ihr, meine lieben Leser und Leserinnen, schon alle das sogenannte Vier-Kaiser-Bild gesehen. Es ist ja sehr verbreitet. Man sieht darauf den greisen Kaiser Wilhelm, den Urentel, unsern jetzigen Kronprinzen, auf den Knien haltend. Rechts und links stehen Kaiser Friedrich III., der Großvater, und Wilhelm II., der Vater des Kleinen, und blicken wie der silberhaarige Urgroßvater voll inniger Liebe auf den jungen Weltbürger, der gleich ihnen berufen ist, einen der ruhmreichsten Herrscherstize der Welt einzunehmen.

Ja, das war ein Jubel in ganz Deutschland, als am 6. Mai 1882 dem Prinzen Wilhelm der erste Sohn geboren wurde. Sofort erschien das Vier-Kaiser-Bild in den Schaufenstern aller Buchläden und fand reißenden Abgang. Karl Gerok, einer der berühmtesten deutschen Dichter, sang, als er es sah:

„Vier Kaiser auf einem Bilde!
Kommt, seht das Wunder euch an,
Und preiset die Macht und die Milde
Des, der an uns Großes getan.“

Und er drückte dadurch aus, was in der Brust jedes Deutschen glühte: das innige Dankgefühl gegen Gott, der das kraftvolle Geschlecht der Hohenzollern auf Erden erweckt, es von einfachen Grafen zu Statthaltern und Burggrafen des Kaisers, zu Kurfürsten, zu Königen und endlich selbst zu Kaisern bestellt und es für unabsehbare Zeiten zum segensreichen Wirken berufen hat.

Nach seinem unerforschlichen Ratschluß gingen innerhalb hundert Tagen zwei von den vier Kaisern zur ewigen Ruhe ein. Aber

wenn auch Deutschland ihren Verlust schmerzlich beklagte, verzagte es doch nicht und brauchte nicht zu verzagen. Hat es doch noch zwei Kaiser, von denen der eine voll Macht und Weisheit regiert und der andere, dank der vortrefflichen Erziehung, die ihm seine Eltern durch ihr eignes Beispiel sowohl, als durch ausgezeichnete Lehrer angedeihen ließen, einst ebenso regieren wird.



Vier Kaiser.

Gott schütze unser Kaiserhaus und seinen Frieden! —

Prinz Wilhelm wuchs unter sorgfältiger Pflege zu einem kräftigen, gesunden Knaben heran. Sobald er laufen konnte, erhielt er eine Erzieherin, die ihn beaufsichtigte, sich mit ihm unterhielt und mit ihm spazieren ging. An dieser Dame gefiel

ihm nun eines nicht: die kurzen Schritte, die sie beim Gehen machte. So ein kräftiger, regelmäßiger Soldatenschritt war doch was ganz anderes. Auch er wollte gehen wie ein Soldat, nicht wie eine Dame. Deswegen wandte er sich an seinen guten Urgroßvater mit der Bitte, ihm doch einen Soldaten als Begleiter auf seinen Spaziergängen mitzugeben.

Nichts konnte den alten Kaiser mehr erfreuen, als diese Regung des hohenzollernschen Soldatenblutes in dem kleinen Männchen, das da flehend zu ihm aufblickte.

„Du sollst einen Soldaten haben, Willy,“ sagte er, „und auch eine Uniform.“

„Aber so eine wie Papa, nicht wahr?“ bat das Prinzlein.

„Genau so eine,“ antwortete Kaiser Wilhelm und hielt Wort.

Willy bekam eine Uniform der roten Husaren, deren Oberst sein Vater damals war, und einen kleinen Säbel, lernte marschieren, fechten, schießen und reiten und grüßte fortan nur wie ein Offizier. Nachdem er die ersten militärischen Unterweisungen erhalten hatte, sagte er stolz:

„Vorläufig gibt mir die Erzieherin noch Stunde, aber bald werde ich ihr welche geben; denn vom militärischen Schritt hat sie keine Ahnung.“ —

Kleine Kinder nehmen gern ihr liebstes Spielzeug mit zu Bett. Kaiserkinder sind in dieser Beziehung wie andere Kinder. Prinz Wilhelm ging in seinen ersten Lebensjahren nicht ohne seine Puppe schlafen. Mit der Zeit stiegen ihm aber doch Bedenken auf, ob sich das auch für einen so kleinen Soldaten, wie er war, schide.

Eines Abends fragte er plötzlich seine Wärterin, ob die Soldaten auch Puppen hätten.

„Nein, Soldaten haben keine Puppen mehr,“ antwortete diese.

„Was haben sie denn?“ fragte er weiter.

„Gewehre.“

„Dann will ich auch ein Gewehr haben,“ rief er und warf seine Puppe zu Boden, daß sie in viele Stücke zerschellte.

Nachdem er am andern Tage seinen Papa recht schön gebeten hatte, bekam er ein kleines Gewehr, ohne das er nun nie mehr schlafen ging. —

Kaiser Wilhelm I. hatte seine größte Freude an dem kleinen Husaren und sah es gern, wenn er in sein Arbeitszimmer kam, und mit ihm plauderte. Eines Tages nahm er ihn mit an das allen Berlinern bekannte und geschichtlich berühmte Eckfenster des Erdgeschosses, um den Vorbeimarsch der Wache zu beobachten. Eine große Volksmenge, besonders Fremde, die den ruhmreichen Kaiser, und Leute aus den Provinzen, die ihren guten Landesvater sehen wollten, hatte sich vor dem Palaste versammelt. Mit klingendem Spiel zog die Wache vorbei. Kaiser Wilhelm grüßte, indem er die Hand an den Mützenschirm legte. Und siehe da, sein kleiner Urenkel stellte sich neben ihn, stramm wie ein alter Soldat, legte auch die Hand an seinen Husarentschako und blickte furchtlos in die Tausende von Augen, die ihm durch das Fenster entgegenleuchteten.

Das war ein Bild, dessen Anblick jedes deutsche Herz in frohem Entzücken schneller schlagen ließ. Ein brausendes Hurra übertönte selbst die schmetternden Klänge der Militärmusik und das Hüte-, Mützen- und Tücherschwenken wollte keine Ende nehmen.

Drei Jahre im ewigen Eise.

An die Küste der Insel Grönland, die zu Amerika gehört, spült das Meer häufig Gegenstände, die es von der andern Seite der Erde, von der Nordostküste Asiens, von der Beringstraße, von Sibirien und den Neusibirischen Inseln her mitgeführt haben muß. So fand man unter anderem Sachen (Schiffsteile, eine Matrosenhose u. dergl.), die als zu dem im Jahre 1881 im neusibirischen Eise untergegangenen Schiffe „Jeanette“ gehörig erkannt wurden. Wie kommen diese Gegenstände nach dem so weit davon liegenden Grönland?

Frithjof Nansen, ein kluger norwegischer Polarforscher, schloß aus dieser Erscheinung, daß es eine Meeresströmung geben müsse, die von der Beringstraße nach den Neusibirischen Inseln und von da quer über den Nordpol nach Grönlands Gestaden führt. Diese Vermutung brachte ihn auf den Gedanken, jene Strömung aufzusuchen und sich von ihr über den Nordpol führen zu lassen. Gedacht, getan.

Er setzte Gelehrten den Plan auseinander und bat um staatliche Unterstützung. Bereitwilligst wurden ihm die Mittel zu einer Nordpolfahrt gewährt; denn er hatte sich als Erforscher der Eisregionen bereits einen bedeutenden Ruf erworben. War er doch im Jahre 1888 in Begleitung von nur fünf Mann auf Schneeschuhen quer durch Grönland gereist. In einem Monat hatte er über die öden Flächen dieses vereisten Landes 500 km zurückgelegt, dabei Fröste von 50 Grad C ertragen und Höhen von 3000 m über dem Meeresspiegel erreicht. Einem so kühnen, entschlossenen und bewährten Manne durfte man schon vertrauen.

Nach Mansens Anleitung wurde nun ein Schiff gebaut, das eigens für eine Eismeerfahrt eingerichtet war und „Fram“, d. h. „Vorwärts“ hieß. Es war nicht gar groß, dieses Schiff, hatte aber ungemein starke Wände, die aus den besten Hölzern hergestellt waren, damit es dem Drängen und Drücken der Eisschollen und Eisberge den möglichsten Widerstand leisten konnte. Vorspringende Ecken und Kanten waren tunlichst vermieden worden. Die „Fram“ sollte sich glatt wie ein Al durch das Treibeis hindurchwinden. Die Seiten waren nach unten zu abgeschrägt, damit das Schiff im Falle einer Eiseinschließung von den Schollen gehoben wurde. Der Boden war flach, und wurde das Schiff auf eine Scholle gedrängt, so stand es wie ein Schlitten und fiel nicht um. Auch die innere Einrichtung war vortrefflich.

Am 24. Juni 1893 brach Frithjof Nansen mit seinen Leuten von Christiania aus auf, landete im Hafen Bardö im höchsten Norden Scandinaviens und bestieg daselbst die „Fram“, die auf 5 bis 6 Jahre mit Proviant versehen war. Nun begann die eigentliche Reise.

Von Bardö ging es durch das Karische Meer und die Jugostraße, die Küste Sibiriens entlang nach der Mündung des Olenekflusses, wo Schlittenhunde aufgenommen werden sollten. Ungünstiger Küstenverhältnisse halber mußte man aber auf die Landung verzichten und ohne Hunde und Schlitten weiterfahren, ein Umstand, an dem Mansens Expedition zum großen Teile scheitern sollte, wie wir im weiteren sehen werden.

Von der Olenekmündung fuhr Nansen nach den Neusibirischen Inseln, fand dort wirklich die vermutete Meeresströmung und überließ nun dieser sein Schiff. Anfangs ging es flott nach Norden, bald jedoch geriet man ins Eis. Das war indes kein

Unglück; gerade so wollte man es haben. Mit dem Eise sollte das Schiff weiterrücken. Man machte die „Fram“ an ein Eisfeld fest und ließ sie vom Eise einschließen. Nun ging die Reise erheblich langsamer.

Das Jahr 1893 ging zu Ende. 1894 kam und zog langsam vorüber. 1895 fand die kühnen Forscher immer noch im Eise und zwar nahe am 85. Grade nördl. Breite. Bisher war es ganz allmählich, aber stetig nordwärts gegangen. Im Februar 1895 aber wehten so starke Stürme vom Pole her, daß Nansen einsah, das Schiff würde nicht weiter in dieser Richtung

vordringen können, sondern südwärts getrieben werden.

Daher verließ er am 14. März 1895 mit dem Leutnant Johansen die „Fram“ und machte einen Versuch, den Nordpol zu Schlitten zu erreichen. 28 Hunde, 3 Schlitten und 2 Kajaks (leichte Boote) standen zu diesem Zwecke zur Verfügung. Leider zu wenig Mittel für die große Aufgabe! Unter unsäglichen Schwierigkeiten drangen die beiden Männer auf dem Eise vorwärts. Am 4. April befanden sie sich 86 Gr. 3 Min. nördl. Br. Da indes das Eis immer holpriger, immer weniger passierbar wurde, fand es Nansen nicht geraten, die Reise weiter fortzusetzen. Mitten in einer Eisdüste (86 Gr. 4 Min.) machten sie Halt und wandten sich zur Umkehr. Am 8. April schlugen sie den Weg südwärts nach Franz Josephs-Land ein.

Die Rückreise war noch beschwerlicher als die Hinreise. Die Spalten im Eise nahmen zu und erschwerten das Vorwärts-



Fridtjof Nansen.

kommen. Die Lebensmittel nahmen stark ab. Von den Hunden mußte einer nach dem andern geschlachtet werden, um als Futter für die Überlebenden zu dienen. Sie hofften beständig, Land in Sicht zu bekommen, aber vergeblich. Die Monate Mai, Juni und Juli vergingen so unter den größten Gefahren und Entbehrungen. Nur zwei Hunde waren übriggeblieben, die, als man im Juni eine Robbe und drei Bären schoß, hinlänglich gefüttert werden konnten.

Am 12. August entdeckten sie endlich ein ausgedehntes Land. Mit neuem Mute reisten sie weiter und hofften Spitzbergen zu erreichen. Am 26. August aber gaben sie diese Absicht auf und beschlossen da, wo sie waren (auf Franz-Josephs-Land, wie sich später herausstellte) zu überwintern. Sie bauten aus Steinen, Erde und Moos eine Hütte, die sie mit Walroßfellen deckten. Sie schossen sich Bären zur Nahrung und Walrosse als Brennmaterial. Das Fett der letzteren diente nämlich zum Kochen, zur Beleuchtung und zum Heizen. Bärenfleisch und Speck waren ihre einzige Speise, Bärenfelle ihr Bett. Doch verbrachten sie den Winter in bester Gesundheit.

Im Frühjahr 1896 kam der Dampfer „Windward“ nach Franz-Josephs-Land. Er führte an Bord schon wieder einen neuen Polarforscher, den Engländer Jackson, der den Nordpol zu Schlitten erreichen wollte. Nach Nansens Bericht über die Gefahren einer solchen Reise mochte dem guten Manne wohl der Mut zu seinem Unternehmen vergangen sein, denn der „Windward“ führte nicht bloß Nansen und Johansen, sondern auch den Engländer nach Vardö zurück. Am 13. August, also fast genau drei Jahre nach ihrer Abreise, langten sie daselbst an.

Die „Fram“ war, als Nansen und Johansen ihn verlassen hatten, langsam nordwärts getrieben. Im Spätherbst 1895 überschritt sie den 85. Grad, die höchste nördliche Breite, die je ein Schiff erreicht hat. Im Januar 1896 begann sie dem Süden zuzutreiben. Am 13. August verließ sie die Eisregion und gelangte in offenes Meer, in dem es nun schnell der Heimat zuing. In Skjervö erfuhr man, daß Nansen und Johansen ebenfalls glücklich zurückgekommen seien, was ungeheuren Jubel unter der Schiffsmannschaft hervorrief. Obgleich mitten in der Nacht, wurden die beiden Kanonen der „Fram“ losgedonnert, daß die Einwohner Skjervös große Säge in ihren Betten machten und

dann erschreckt vor die Türen liefen und fragten, was es gäbe. Ja, wenn man drei Jahre im ewigen Eise geduldet hat und endlich, die Gestade der Heimat wiedersehend, vernimmt, daß auch die fast verloren geachteten Kameraden ihr Ziel erreicht haben,



Die „Fram“.

dann verlohnt es sich schon, einmal aus Herzenslust loszuböllern.

Die kühnen Nordpolfahrer wurden auf ihrem Wege nach der Hauptstadt Norwegens überall mit heller Begeisterung aufgenommen. Denn wenn auch der Nordpol noch nicht erreicht worden war, so war doch Ransen wiederum viel näher an ihn herangekommen,

als irgend ein Forscher vor ihm. Er hat mehrere bisher unbekannte Inseln entdeckt, die er Hvittenland nannte. Es wurden wertvolle Beobachtungen über Meerestiefe, Wind, Wetter, Eisbildung und Tier- und Pflanzenleben des hohen Nordens gemacht. Professor Mohn in Bardö bezeichnete die wissenschaftliche Ausbeute Nansens als eine großartige.

Aber selbst wenn die Fahrt des todesmutigen Norwegers ganz erfolglos abgelaufen wäre, könnten wir ihm und seinen Gefährten unsere Anerkennung nicht versagen. Mit welcher beispiellosen Mute, mit welcher erhabener Selbstverleugnung hat diese Handvoll Menschen (nur 12 Mann bildeten die Besatzung der „Fram“) drei lange Jahre hindurch die furchtbaren Schrecken des Frostes, des Hungers, der drängenden Eisberge, der heulenden Schneestürme und der monatelangen Nacht der kalten Zone ertragen, einzig allein der Wissenschaft wegen! Den Hut ab vor solchen Männern! Gönnen wir ihnen von ganzem Herzen die Ehren, die ihnen in ihrem Vaterlande erwiesen worden sind: sie sind mehr als wohlverdient.

Der Untergang des „Itis“

am 23. Juli 1896.

Es schwimmt im Weltenmeere
Daher ein stolzes Schiff
Und trägt die deutsche Flagge
Um manches scharfe Riff.
Es schützt die deutschen Bürger,
Die fern vom Vaterland,
Und wahrt des Reiches Ehre
Auch an dem fremden Strand.

Die Sonne brennt vom Himmel
Und sengt mit Feuersglut;
Unheimlich still im Kreise
Die Wassermenge ruht.
Die Luft, durchsichtig, heiter,
Läßt in der Ferne sehn
Den Felsenrand von China
Mit seinen schroffen Höhn.

Der „Itis“ scheint zu schlafen,
Die Wellen sind wie tot;
Schlaff hängen alle Segel,
Gar träge qualmt der Schlot.
Wen nicht der Dienst gebunden,
Liegt wo in schatt'gem Raum,
Und in die liebe Heimat
Trägt ihn ein sel'ger Traum.

Schon ist ein Jahr vergangen,
Seit er von Deutschland schied;
Soll noch ein Jahr vergehen,
Eh' er es wiederseht.
Zwölf lange, bange Monde
Noch auf der falschen Flut:
Das lastet auf der Seele,
Nimmt ihr den festen Mut.



Untergang „des Altis“.

Da horch! — Schriß gelst die
Pfeife!

„Rasch, alle Mann an Bord!“
Ein jeder springt vom Lager
Und eilt an seinen Ort.

„Was will denn bloß der Alte?“
Ein Maat verdrossen knurrt.

„Das Meer liegt wie ein Spiegel;
Die Luft vor Hitze schnurrt.“

„Die Segel ein! Die Raken!
Fix! Keine Zeit versäumt!“ —
Bei Gott, schon wird es finster,
Das Meer wacht auf und schäumt!
Der Himmel ist verschwunden;
Der Schrei der Möve schrillt;
Und in der Ferne gräßlich
Ein graues Untier brüllt.

Das Barometer sinket
Im Nu um einen Zoll;
Und rasend stürmt's aus Osten,
Im Rachen Wut und Groll.
Mit Donnern, Prasseln, Tosen
Kommt der Taifun gelaust,
Daß achtundsechzig Männern
In tiefster Seele graust.

Das Untier packt die Wasser,
Die See wird aufgewühlt,
Und was im tiefsten Grunde
Ans Licht heraufgespielt.
Der „Iltis“ kämpft und bäumt sich
Hoch auf in grimmer Wut;
Doch nichtig ist sein Ringen,
Vergebens all sein Mut.

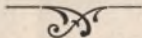
Wer in des Taifuns Klauen,
Der mach' sein Testament;
Raum läßt er Zeit zum Beten
Um ein glückselig End'.
Und wieder brüllt's von Osten
Und trifft das wackre Schiff,
Da liegt's entzweigeborsten
An einem Felsenriff.

Wild gurgelnd dringt das Welt-
meer

In seinen wunden Rumpf.
„'s ist aus! Wir sind verloren!“
Spricht einer schwer und dumpf.
Die Mannschaft, bleich wie Linnen,
Schaut dennoch stark und fest
Auf ihren Kommandanten,
Den nie der Mut verläßt.

Der zieht den blanken Degen.
„Gebt Achtung! Präsentiert! —
Die Stunde ist gekommen,
Nun heißt es: abmarschirt!
Wir taten, was wir konnten,
's half nichts! 's End' ist da!
Wir sterben für den Kaiser.
Der Kaiser hoch, hurra!“

Das Hurra braust, dann geht es
Hinab zum kühlen Grund.
Es schließt die wilde Woge
So manchen roten Mund.
Die Wellen rollen, rauschen
Und schlagen an den Strand.
Heil dir ob solcher Treue,
Mein deutsches Vaterland!



Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

5558 \$



001-005558-00-0